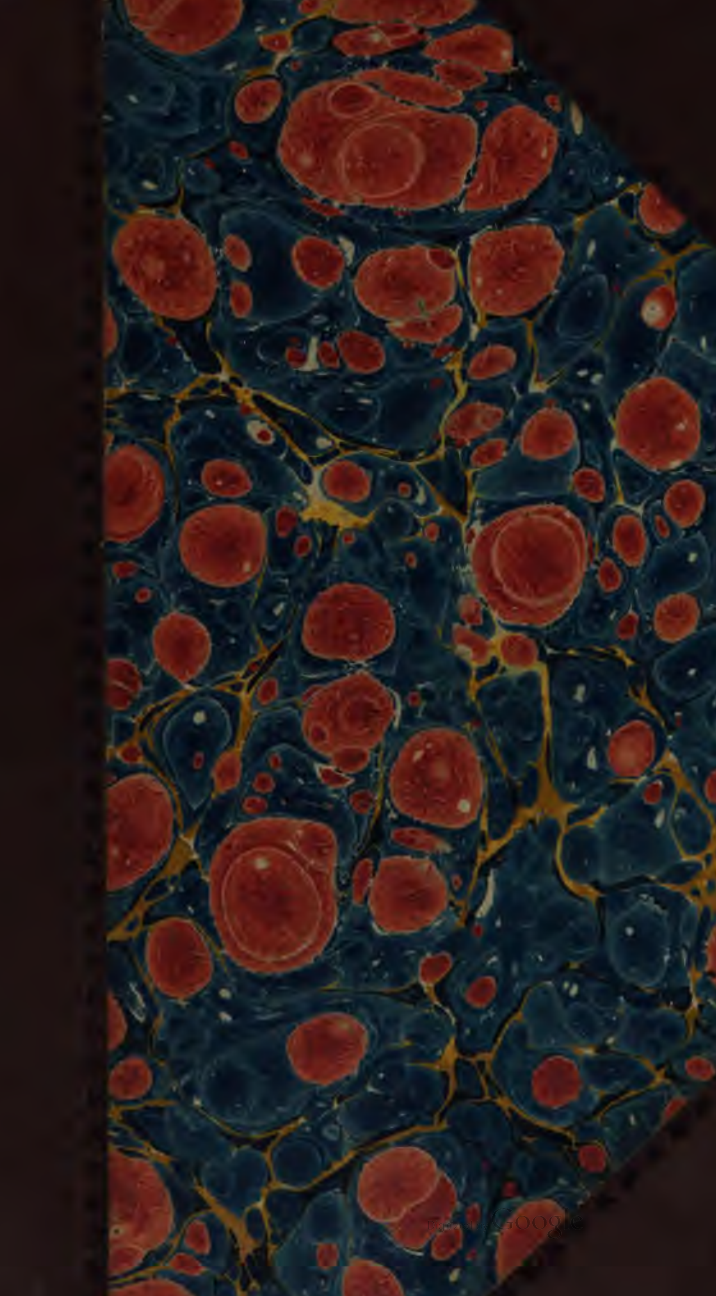



1287



Historisches Taschenbuch.

Fünfte Folge.

Zweiter Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer.

Herausgegeben

von

W. H. Riehl.

Fünfte Folge. Zweiter Jahrgang.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1872.

Vorwort.

Der neue Jahrgang des „Historischen Taschenbuches" bringt überwiegend memoirenhafte Aufsätze und gewinnt dadurch eine gewisse formale Einheit, die solchen periodischen Schriften, welche nur größere Beiträge enthalten und „auf lange Sicht" laufen, allezeit am schwierigsten zu geben ist. Denn je selbständiger da die Mitarbeiter sind, je persönlicher sie vor den Leser treten, um so mehr waltet der Zufall als Mitredacteur — wenigstens bei der Zusammenstellung der behandelten Stoffe.

Ein richtiges „Vorwort" ist ein erweitertes Inhaltsverzeichniß, eine erläuternde Anmerkung nicht sowol zum Buche als zum Register des Buches. Was darüber hinausgeht, wird „Vorrede". Nur in jenem Sinne des Vorwortes schreibe ich die folgenden Notizen hier nieder.

Wir bringen vier Denkwürdigkeiten, und wenn man Kolloff's „Leben und Wirken des Teufels" als „Memoiren des Satans" hinzuzählen will, dann sind es deren gar fünf.

Die vier Lebensbilder historischer Persönlichkeiten gliedern sich in zwei Paare. Das eine Paar schildert uns zwei Zeitgenossen, und die Hauptquellen lagen demgemäß in den persönlichen Erinnerungen der Erzähler. Das andere Paar greift in vergangene Jahrhunderte zurück, und so mußten denn auch die Verfasser in Bibliotheken und Archiven ihr Material suchen.

Der Biograph der fünften, mythischen Persönlichkeit, die gleicherweise in der Vergangenheit und Gegenwart lebt, hatte, wie Jeder, welcher dem Glauben und Aberglauben des Volkes lauscht, aus den Büchern und aus dem Leben zumal zu schöpfen. Es ist das uralte, im Volksgeiste selber besiegelte Anrecht des Teufels, humoristisch behandelt zu werden. Dieses Recht hat denn der Verfasser des Aufsatzes auch für sich in Anspruch genommen und zwischen den Zeilen reichlich davon Gebrauch gemacht, sodaß sich dem ernsten Tone der vier erstgenannten Lebensbilder der Humor des fünften ergänzend zugesellt. Zu diesem Humor läßt sich freilich noch eine weiter greifende Ergänzung denken, kein Gegenstück, sondern ein Seitenstück, welches neben Satans volksthümlicher Spukgestalt auch die Idee des Teufels im Ernste ihrer religions- und geschichtsphilosophischen Entwickelung zeichnete. Und da würden bei den Sätzen von der Vernichtung des Teufels dann auch die kritischen Thaten deutscher Denker neben Voltaire's Satire zu erwähnen sein.

Ich greife noch einmal zu den historischen Porträts zurück, und zwar zu jenem Paare, welches uns zwei

Zeitgenossen zeigt, zwei deutsche Männer — einen König und einen Geschichtsforscher. Das Wirken Beider fällt zum besten Theil in jene funfziger und sechziger Jahre unsers Jahrhunderts, welche man mit gangbarem, aber nicht ganz treffendem Ausdrucke „die Reactionszeit" genannt hat. Ohne daß der Verfasser des einen Essays um die Arbeit des andern wußte, begegnen sich doch beide in dem Streben, ihren Helden als über jene Epoche hinausragend darzustellen, gleichsam prophetisch vordeutend einen neuen Abschnitt deutscher Geschichte, den weder der König noch der Geschichtsforscher erleben sollte. Diese Begegnung ist nicht zufällig. Ja ich glaube, trotz aller Gegenzüge, die bei dem Könige durchaus nicht geleugnet werden sollen, wird sich das Gleiche oder Aehnliche von allen hervorragenden deutschen Charakteren jener Jahrzehnde sagen lassen, die eben darum nicht schlechthin Reactionszeit waren. Denn wenn auch Deutschlands innere und äußere Politik damals einem Rückschlage verfallen war, so arbeitete doch neben dieser staatlichen Reaction eine wunderbar gärende, treibende Thatkraft des Volkes im Reiche der socialen, wissenschaftlichen, künstlerischen und ökonomischen Reform: wir öffneten einstweilen die Augen, daß wir unsere eigenste nationale Art erkennen lernten und unsere Kräfte und Ziele. Ich möchte darum vom umfassenden culturgeschichtlichen Standpunkt jene Jahrzehnde viel mehr eine Zeit der ringenden „Vorarbeit" nennen als des trägen Stillstandes und des Rückschlags.

Vielleicht fördern gerade die Züge, welche dem Leser aus meiner Charakterskizze König Maximilian's II. entgegenspringen, diese Auffassung einer jüngstvergangenen Periode, die uns schon so fern liegt und dennoch nahe genug. Es fügen sich freilich diese Züge nur fragmentarisch zusammen; einmal weil ich nur nach eigener Beobachtung erzählen wollte, dann weil es noch zu frühe ist alles zu erzählen. Allein ich bin mir bewußt, nicht einseitig oder gar tendenziös meine Fragmente gewählt und geordnet zu haben.

Weit besser hatte es in diesem Betrachte Giesebrecht, der Verfasser der „Erinnerungen an Rudolf Köpke". Er konnte die Gestalt des verstorbenen Freundes voll und ganz erscheinen lassen und nach der echten Art der „Denkwürdigkeiten" im Spiegelbilde eigener Erlebnisse die ganze geistige Atmosphäre doppelt stimmungsvoll malen, in welcher der Freund sich bewegte und entwickelte. Der vorjährige Band des „Taschenbuches" stellte den Essay eines schönwissenschaftlichen Schriftstellers und Poeten neben die Abhandlung eines strengen Fachgelehrten und der Vorredner betonte die Wirkung des Contrastes. Beim gegenwärtigen Jahrgange dürfte es vielen Lesern neu und anziehend sein, dem strengen Verfasser der „Deutschen Kaisergeschichte" selber auf den Pfaden literarisch anmuthiger Erzählung und Schilderung zu begegnen, mit seiner und seines Freundes ästhetischer Erziehung zugleich die wissenschaftliche schildernd. Warum sollte auch der Gelehrte den Schriftsteller fliehen?

Man fragt heutigentages bei jedem neuen Buche, jedem Kunstwerke nach dem Zusammenhange seines Stoffes mit den Kämpfen, aus welchen das deutsche Volk soeben siegreich hervorgegangen ist, und mit den Kämpfen, worin es sich noch bewegt. Ja, wenn wir uns vornehmen, nicht danach zu fragen, beschleicht uns dennoch dieser Gedanke unvermerkt. Aber wir finden dann wol von selber den Zusammenhang, wo wir ihn anfangs nicht suchten.

In diesem Sinne bieten auch die beiden Lebensbilder unsers Bandes aus längstvergangener Zeit eine Parallele unter sich wie zu den beiden Charakterskizzen aus der jüngsten „Periode der Vorbereitung“. Kluckhohn schildert uns eine deutsche Frau der Reformationszeit, wo inmitten des erweiterten nationalen Zwiespaltes jene innere Kräftigung des deutschen Geistes anhub, auf welche uns die modernen religiösen Kämpfe täglich wieder zurückweisen; — Hans Prutz zeichnet eine französische Dame aus der Periode der innern Zersetzung des französischen Volksgeistes im vorigen Jahrhundert. Beide Studien werden gewinnen, wenn man sie nacheinander liest und ihre Stoffe vergleichend gegeneinanderhält, und man wird dann dieses sich ergänzende Doppelbild kaum zu betrachten vermögen, ohne der Gegenwart zu gedenken.

Dem gröbern Sinne sagt es zu, blos die greifbaren letzten Resultate großer Ereignisse zu erfassen und sich in ihnen festzudenken, als stünden sie losgelöst für sich, die reine vollendete Thatsache; — der feinere Geist findet ein tieferes Genügen darin, die versteckten Wege zu verfolgen, welche

zu jenem Ziele führten. Nicht im fünften Acte liegt die gedankenweckende Gedankenkraft eines Dramas, sondern in den Scenen, welche unvermerkt zum fünften Acte führen.

München, am 13. Februar 1872.

W. H. Riehl.

Inhalt.

König Maximilian II. von Baiern.

Aus der Erinnerung gezeichnet

von

W. H. Riehl.

I.

König Maximilian II. von Baiern hatte in seinem ganzen Wesen wenig Leidenschaftliches, aber eine Leidenschaft erfüllte ihn, welche bei Fürsten selten sein mag: — die Leidenschaft zu lernen.

Er erzählte gern von seiner göttinger Studentenzeit und versicherte, daß er ein echter und ganzer Student und nicht blos ein „studirender Kronprinz" gewesen sei, daß er jeden Tag pflichtlich mit der Mappe unterm Arm ins Colleg gegangen und seine Hefte so sorgsam ausgearbeitet und studirt habe wie irgendeiner. Man durfte das wol buchstäblich nehmen. Besonders tiefgreifend hatten damals Heeren's Vorträge auf ihn gewirkt, und er bewahrte diesem Gelehrten durchs ganze Leben das treueste Andenken. Das gelegentliche Wort eines unserer Freunde, daß Heeren's Leistungen von der neuern Historiographie überwunden und großentheils veraltet seien, verletzte ihn tief. Nach seinem Wunsche sollte die Geschichte den verehrten Mann mit derselben Pietät auffassen, welche er ihm persönlich zollte.

Aehnlich erging es ihm mit Schelling, den er als seinen philosophischen Lehrer allezeit in höchsten Ehren hielt. „Schelling, der große Philosoph", so ließ er auf den Sockel des Denkmals schreiben, welches er ihm in München errichtete,

und diese Wortfügung war wohlbedacht und im prägnanten Sinne gewählt. Allein es entging dem Könige dann doch nicht, daß Schelling's Philosophie gegenwärtig nicht mehr das Ansehen behaupte wie in früherer Zeit, er sah den Stern des Meisters stark erbleichen. Es fiel ihm schwer, sich darüber zu beruhigen, und er fand den Grund hauptsächlich in dem äußern Umstande, daß Schelling zu lange gesäumt habe mit der Herausgabe seiner spätern abschließenden Werke. Der tiefere Grund, welcher in der Wissenschaft Schelling's selbst liegt und in den neuen Bahnen des Forschens, welche neue Wissenschaften inzwischen eröffnet haben, war dem rastlos fortarbeitenden Könige nicht verborgen. Allein er scheute sich, ihn in ganzer Schärfe auf einen Lehrer anzuwenden, an dem sein Herz mit warmer Jugendliebe hing.

Dagegen bot es ihm große Genugthuung zu sehen, wie ein dritter Meister und Lehrer, Leopold Ranke, trotz vorschreitenden Alters, sich auf der Höhe seines Wirkens behauptete, ja emporwuchs. Könige und andere Menschenkinder wollen so gern, daß große Geister und große Geisteswerke, an denen sie sich erzogen haben, der Zeit nicht verfallen möchten. Ist es uns doch, als ob mit diesem Verfall auch schon ein Stück von uns selbst dahinsänke! — Erschien ein neues Werk von Ranke, so mußte es alsbald und von Anfang bis zum Ende gelesen werden; auch wenn die Zeit des Königs gerade knapp bemessen war oder der Inhalt des Buches seinen Studien fern lag. Er wollte den Arbeiter ehren, indem er mitarbeitete, den Meister, indem er von ihm lernte. Dies war sein oft ausgesprochener und bethätigter Grundsatz.

In dem letzten Lebensabschnitte des Königs ist diese Ehre des Mitarbeitens und Lernens wol keinem unmittelbarer zutheil geworden als Liebig. Poesie, Philosophie und

Geschichte hatten dem Könige seit den Jünglingsjahren nahe gelegen, auf ihrem Gebiet fühlte er sich heimisch; die Naturwissenschaft, namentlich nach ihrer exacten Methode, stand ihm fern. Allein er ahnte die umbildende theoretische Macht dieser modernen Wissensgruppe und erkannte wol noch klarer ihren praktischen Einfluß auf das ganze Volksleben. Darum berief er nicht nur den berühmtesten deutschen Forscher an die münchener Hochschule, sondern er zog ihn auch persönlich in seine Nähe, um mit schwerer Mühe — denn das Lernen ward ihm niemals leicht — wenigstens einige Anschauung der neuen und fremden Disciplin zu gewinnen und genügendes Verständniß ihrer Anwendung auf die Bedürfnisse des Lebens. Die naturwissenschaftlichen Gespräche und Vorträge in dem gelehrten Freundeskreise des Königs, woran neben Liebig später auch der Physiker Jolly, der Anatom Bischoff u. a. theilnahmen, boten für den Beobachter des Fürsten ein ganz besonderes Interesse. Er stellte anfangs wol manche wunderliche Frage, lernte aber rasch treffendere Fragen stellen, weil es ihm so ernst war, die Antwort zu begreifen. Vornehme Leute fragen überhaupt gern, warten aber häufig die volle Antwort nicht ab, weil sie gewohnt sind, nur nippend und naschend die Probleme eines ernsten Gespräches zu berühren. König Max konnte auch antworten hören, und zwar um so gründlicher, je besser er allmählich fragen lernte. Wo er den Sinn eines Satzes nicht ganz erfaßte, da ruhte er nicht eher mit Gegenfragen, bis er Klarheit gewonnen hatte. Ich habe niemand gekannt, der gleich ehrlich die Lücken seines Wissens und die Mühsal seiner Erkenntniß eingestanden hätte. Darum nahm er's auch nicht übel, wenn ihm Einer im Feuer der Debatte rundweg sagte: „Majestät, das verstehen Sie nicht!" Nur verlangte er dann, daß ihm der scharfe Kritiker auch ebenso rund des Richtigen belehre.

Mancher Fürst wähnt, als Prinz habe er zwar offenkundig lernen dürfen, nach der Thronbesteigung hingegen heische es der Respect vor der Majestät, daß er vor Dritten immer nur als Wissender erscheine und also höchstens noch heimlich nachlerne. Und vielleicht hat aus diesem Grunde manches gekrönte Haupt niemals nachgelernt, was es ungekrönt zu lernen versäumte. Von Maximilian II. könnte man umgekehrt sagen, daß er als König noch offener und eifriger an seiner Fortbildung arbeitete denn als Kronprinz. Schickte er doch sogar noch im Sommer 1854 einen Stenographen in das Collegium eines münchener Professors, dessen Gegenstand ihn besonders anzog, um sich das vollständige Heft zur Herbstlektüre nach Hohenschwangau mitzunehmen.

Nun könnte man aus dem Vorhergesagten den Verdacht schöpfen, als sei König Max ein „gelehrter" Fürst gewesen, und Gelehrte auf dem Throne waren nicht selten schlechte Regenten, die über verfeinertem wissenschaftlichem Genußleben die nächsten Pflichten ihres Berufes vergaßen. Allein er war keineswegs ein Gelehrter und wollte es auch nicht werden. Der Trieb des reinen Forschers, welcher den Gelehrten macht, führte ihn nicht zur Wissenschaft, sondern die Erkenntniß, daß universellste Bildung dem modernen Fürsten unerläßlich sei. Er lernte aber auch keineswegs blos um seiner selbst willen, sondern viel mehr noch, weil er sein Volk zum Lernen drängen wollte. Denn sein großer Lebensplan stand dahin: das bairische Volk durch freie Bildung höher zu heben und in jenes Gemeinbewußtsein der deutschen wissenschaftlichen Cultur zurückzuführen, welches ihm seit der Reformationszeit theilweise abhanden gekommen war. In diesem praktischen Sinne lernte er mit den Gelehrten, während ihm für jene idealste Wissenschaft und Kunst, welcher lediglich die Wahrheit und Schönheit

Selbstzweck ist, wol gar das sympathische Verständniß gebracht.

Ich berühre hier eine Schranke in der Natur des Königs und will meine ehrliche Ueberzeugung noch weiter aussprechen.

König Max war ein receptives, kein schöpferisches Talent; ein gesund begabter, kein hochbegabter Geist. Sein Vater, der alte König Ludwig, überragte ihn an sprühender, zündender Geisteskraft; er überragte den Vater — als Charakter. Die Bildung des Vaters war originaler, autochthoner; die Bildung des Sohnes harmonischer. Die Größe des Sohnes quoll darum nicht, wie beim Vater, aus der Hingabe an die Inspirationen seines Genius, sondern gegentheils aus dem stäten pflichttreuen Kampfe mit sich selbst, aus der Selbstbezwingung, die ihn zur Leidenschaft des Lernens führte und die sich ebenso gut in den traulich-ernsten Unterhaltungen mit seinen Poeten und Gelehrten aussprach, wie in dem spätern Umschwunge seiner Regierungspolitik. Als die politische Welt im Jahre 1848 sich ganz anders drehte, wie König Ludwig I. erstrebt und erwartet hatte, da konnte dieser eigenherrische Geist nicht weiter mitgehen und sprach: „Ich will nicht länger König sein!" Als dagegen König Max im Jahre 1859 eine Krisis der innern Politik Baierns hereinbrechen sah, die seinem Dichten und Trachten kaum minder widerstrebte, zwang er sich zum Frieden mit seinem Volke, er suchte politisch von vorn zu lernen und wurde nun erst recht König. Und dennoch konnte er den tragischen Conflict seines innersten Wesens nicht ganz überwinden; er ist mit ihm ins frühe Grab gesunken.

So konnte ich diesen Aufsatz mit friedlichen kleinen Notizen über des Königs Leidenschaft zum Lernen beginnen, den ich mit der Darstellung jenes tragischen Conflicts schließen will — scheinbar im unvermittelten Sprunge der

Gegensätze. Und doch werden Anfang und Ende sich die Hand reichen.

II.

Der König lernte aus Büchern, aber weit lieber noch im persönlichen Umgange mit Männern der Literatur und Wissenschaft. Diesen Umgang wußte er dann in ganz eigener Weise zu organisiren. Es ist seinerzeit viel gefabelt worden über die gelehrte Tafelrunde des Königs Max; ich will darum hier das einfach Thatsächliche erzählen, wie ich es als regelmäßiger Theilnehmer derselben während nahezu zehn Jahren kennen gelernt habe. Ich beschränke mich aber — wie überhaupt bei dieser ganzen Charakterskizze — auf die letzten zehn Lebensjahre des Königs (1854—64) aus zwiefachem Grunde: einmal weil ich blos Selbsterlebtes mittheilen will, und dann, weil dieses Jahrzehnt, wenn wir noch ein weiteres Jahr hinzunehmen, zugleich einer abgerundeten Periode im Leben und Wirken des Fürsten entspricht. Denn seit 1853, wo eben die vielberufenen „Berufungen" von Dichtern und Gelehrten begonnen hatten, traten auch die culturhistorischen Reformplane des Königs rasch und im vollen, weittragenden Zusammenhange ins Leben.

Anfangs sprach man nur von dem „Dichterkreise", welchen der König allwöchentlich einmal zum Souper und Billard bei sich versammle. In der That überwog von 1853—55 das poetisch-literarische Interesse. Der Mann, welchem neben der königlichen Initiative das Verdienst der ersten Anregung und Organisation dieser Zusammenkünfte gebührt, Dönniges, war Diplomat, Gelehrter und Poet zumal; Geibel, der nicht blos durch seine Verse, sondern auch durch seine Persönlichkeit die besondere Zuneigung des Königs

gewann, entwarf und leitete meist das poetische Programm des Abends, Heyse, Schack, Bodenstedt kamen hinzu, Kobell, Pocci, Thiersch vertraten das ältere münchener Element.

Schon um die Räume, wo wir uns versammelten, wob sich der Zauber der Poesie. Durch seit Jahren unbenutzte Prunkzimmer eines Seitenflügels gelangte man in ein schönes, reiches Rococogemach aus der kurfürstlichen Zeit, dessen Wände mit alten Historienbildern, Porträts und Landschaften, gleich einer Gemäldegalerie, bedeckt waren, ein völlig einsamer, stiller Winkel, der, wie der Ueberrest eines längstverlassenen Schlosses mitten in dem belebten modernen Residenzschlosse geborgen lag. Hier stand der einfache Tisch mit der grünen Lampe, um welchen wir so manchen Abend saßen, in ernste Gespräche vertieft, oft auch erregt in stürmischer Debatte. Ein nebenanstoßender kleiner Saal, im style de l'empire aus der Zeit Max Joseph's, enthielt das Billard, an welchem wir nachgehends eine oder zwei Partien spielten, um dann zum Anhören eines Gedichtes und zum Abendessen noch einmal in das Rococozimmer zurückzukehren. Ein Thronhimmel an der Wand, dem aber der Thron und die übrige ebenbürtige Ausstattung des Raumes fehlte, zeigte an, daß dieser Billardsaal früher vornehmern Zwecken gedient hatte. Wie der König erzählte, war er selber hier getauft worden, und er erklärte es für ein bedeutsames Omen, daß Platen bei seiner Taufe als Page fungirt habe.

Vor allen Künsten liebte er nicht nur die Poesie zumeist, er übte sie auch und trug sich mit dem Gedanken, seine Gedichte drucken zu lassen. Als ihm jedoch Geibel, dem er dieselben zur vorläufigen Kritik übergeben, davon abrieth, legte er sie ruhig wieder in das Pult mit jener Selbstbescheidung, welche ihn durchweg charakterisirte.

Da König Ludwig I. so viel für die bildende Kunst gethan, mußte dem Könige Max die Idee fast von selbst kommen, nun seinerseits Aehnliches für die Dichtkunst zu leisten. Er fiel dabei in den Irrthum, als ob man die Poesie ähnlich wie die monumentalen Künste an einen örtlichen Boden binden, als ob man eine Dichterschule gründen könne gleich einer Kunstschule, vielleicht auch Aufträge auf Dichtwerke zu geben vermöchte wie auf die Werke der Maler, Bildner und Baumeister, und als ob sich die vorzüglichsten Arbeiten der Poeten durch Preisausschreibungen ans Licht ziehen ließen. Wenn er und andere solches erwarteten, so sahen sie sich getäuscht; die Natur der Poesie wird allezeit derartiger Versuche spotten. Allein trotzdem hatte König Max doch nicht vergebens Dichter an seinen Hof berufen und überall in Deutschland, oft ganz im stillen, poetische Talente ermuntert und gefördert.

Es war durchaus bedeutsam, daß der König mit den Poeten anfing und mit den gelehrten Specialisten schloß. Der „Dichterkreis“ war die Ouverture, die „Historische Commission“ das Finale. Nur auf diesem Wege konnte der Fürst zu seinem universellen Wirken kommen, auf dem umgekehrten wäre er selbst im gelehrten Specialismus stecken geblieben; für einzelne Forschungen hätte er vielleicht mehr geleistet, für den geistigen Umschwung seines Volkes, für die Befreiung Baierns von seinem altererbten Bildungsparticularismus ohne Zweifel weniger. Seit länger als einem Jahrhundert hat die deutsche Wissenschaft immer in nächster Fühlung mit der Kunst, insbesondere mit der Poesie gestanden, und der wissenschaftliche Geist unserer besten Dichter, der künstlerische unserer größten Gelehrten bedingt den eigenthümlichsten Glanz unserer Nationalliteratur. Ob der König dies klar erkannte, ob er es blos ahnte? ich weiß es nicht. Jedenfalls handelte er demgemäß.

Uebrigens hatten die gesellig heitern Zusammenkünfte des Dichterkreises schon frühe einen lehrhaften Anstrich. Mit dem Vortrage der eigenen neuesten Arbeiten wechselten planvoll geordnete Proben aus der Weltliteratur aller Zeiten, und die kritische und kunsthistorische Debatte ergab sich dann von selbst.

Nun war aber schon durch Liebig ein rein wissenschaftliches Element in den Dichterkreis gekommen, andere Gelehrte wurden gleichfalls als Stammgäste geladen, und so bildete sich — seit 1855 — der Dichterkreis unvermerkt in einen Gelehrtenkreis um. Die Dichter fehlten zwar niemals und ein Gedicht gab dem Abende auch fürderhin seinen künstlerischen Schmuck und Abschluß. Allein die Wissenschaft gewann dann doch die Vorhand, ja nicht selten leitete sie uns von der Theorie zur Praxis, zur Erörterung politischer, socialer, religiöser Fragen des Tages. Wir selbst begannen unsere Tafelrunde um diese Zeit nicht mehr den Dichterkreis, sondern das „Symposion“ zu nennen; officiell und im Munde des Königs hatte sie gar keinen Namen.

Ich bezeichne aber diese zweite Periode, welche unter der Hand aus der poetischen hervorgewachsen war, als die encyklopädische; das Wort paßt dann nicht blos auf unsere Zusammenkünfte, sondern auch auf die ganze Culturpolitik, wie sie der König in den Jahren 1855—59 energischer und selbständiger als je zuvor und hernach entwickelte, ja mit einer drängenden Hast, als fühle er, daß ihm nur noch kurze Frist vergönnt sei. Die Hauptwerkstätte seiner mannichfachen Bildungsplane war in jenen vier Jahren, aber auch nur damals, ohne Zweifel das Symposion. Früher war Dönniges der fast ausschließliche Berather des Königs in diesen Dingen gewesen; seit dem Herbst 1855 befand sich derselbe aber in diplomatischer Sendung in

Turin, und obgleich ihm der König seine persönliche Freundschaft niemals entzog, gestattete die neue Stellung Jenem doch nur nach längern Zwischenräumen bei Hofe zu erscheinen. Jener allseitige und unmittelbare Einfluß, den er besessen, ging aber auf keinen einzelnen über. Der König theilte vielmehr die Aufgaben unter den bevorzugtern Genossen seiner Tafelrunde, und legte dadurch, wie schon bemerkt, den Schwerpunkt in das Symposion selbst.

Der Kreis der geladenen Gäste erweiterte sich, und die sehr verschiedenartigen Persönlichkeiten stellten für sich schon eine kleine Encyklopädie dar. Aus der bunten Reihe erwähne ich, abgesehen von den bereits vorhergenannten: Sybel, Löher, Bluntschli, Dollmann, Carriere, Gietl, Reinhold Pauli, Siebold, Pettenkofer, Cornelius, Hermann, Ringseis, Schafhäutl, Kaulbach, Piloty, Klenze u. a., wobei nicht vergessen werden darf, daß auch unter den Cavalieren des königlichen Dienstes Männer sich fanden, die, wie von der Tann und Spruner, an den wissenschaftlichen Aufgaben des Abends ebenso berufen als eifrig theilnahmen. Bei der Zahl der Vorgenannten ist aber dann doch wieder ein engerer und ein weiterer Ring zu unterscheiden: regelmäßige Gäste, oder richtiger mitarbeitende Gäste, auf welche bei den Vorträgen und den nachfolgenden privaten Berathungen des Königs gezählt wurde, und Ehrengäste, die ab und zu einmal gebeten waren. Ich habe bei meiner Aufzählung die erstern vorangestellt. Meistens waren wir unserer 12, selten mehr; 13 durften es niemals sein, der König fürchtete die verhängnißvolle Zahl. Als einmal in Hohenschwangau, trotz aller Vorkehr, dennoch der dreizehnte Mann durch Zufall an den Tisch kam, mußte einer der Adjutanten an einem der kleinen Tischchen in der Ecke Platz nehmen. Wir nannten dies: am Altar des Aberglaubens essen.

Methodisch in allen Dingen, brachte der König auch eine Art Geschäftsordnung in das encyklopädische Symposion. Er gliederte den Abend in zwei Theile, ich möchte sagen in einen theoretischen und einen praktischen. Der zweite war wichtiger als der erste, aber wer nicht zu den Eingeweihten zählte, wer nur gelegentlich einmal als Ehrengast erschien, der merkte gar nicht, was alles im zweiten Theile vorging und entschieden wurde. Der eine Act spielte in dem Rococozimmer, wo wir bei einem kleinen Imbiß und der Cigarre — dem modernen Symbol der ausgleichenden Vertraulichkeit — versammelt saßen, um einen Vortrag anzuhören und das Thema im allgemeinen Gespräche weiter zu erörtern; der andere Act im Billardsaale. Hier bildeten sich Gruppen während der Pausen des Spieles, man ging auf und ab, und der König sprach mit einzelnen unter vier Augen. Er berieth sich über seine Plane, gab und entwarf Aufträge und nahm mündliche Berichte über den Fortgang der von ihm angeregten Arbeiten entgegen. Dazu konnte man bei dieser Gelegenheit auch unaufgefordert ein offenes Wort mit ihm reden. Fremde, welche sich über die langen Spielpausen wunderten, merkten es freilich nicht, daß inzwischen vielleicht ein weittragendes Unternehmen beredet und beschlossen worden war, wenn der König endlich ein paar Worte in sein kleines Notizbuch schrieb oder sich auch kurzweg einen Knopf zu mehrern bereits vorhandenen Knöpfen ins Taschentuch machte, um dann wieder unter die seiner Kugel harrenden Billardspieler zurückzukehren.

Wer aber wähnt, daß dabei etwa ein Protections- und Günstlingswesen sich breit gemacht habe, der schwebt in starkem Irrthum. Der König suchte seine Rathgeber allerdings auch außerhalb der amtlichen und höfischen Kreise, und ihr Rath hatte Einfluß. Doch immer nur in sehr gemessenen Schranken. Ganz im Einklange mit seiner methodischen

Art, sah er in jedem von uns den Vertreter eines besondern Faches, und praktischen Erfolg hatte fast allezeit nur, was der einzelne aus dem Gebiete dieses Faches, gefragt oder ungefragt, vorbrachte. Wohl hörte er uns mitunter auch gern über Dinge reden, die wir nicht gerade aus der Schublade unsers „Faches" holten, aber das Notizbuch hat er dann kaum jemals hervorgezogen, ja nicht einmal das Taschentuch. Was der einzelne je aus seinem Fachkreise mittheilte, das schien ihm beachtenswerth, was er etwa darüber hinaus vortrug, und wäre es auch noch so originell und bedeutsam gewesen, flüchtige Unterhaltung. Das Symposion als Ganzes war encyklopädisch, und der König, welcher unsere Verhandlungen an kaum merkbaren Fäden sicher leitete, die Encyklopädie in Person; aber der einzelne unter uns sollte beileibe kein Encyklopädist sein.

Aeußerst empfindlich wurde der König berührt, sowie er merkte, daß irgendjemand persönliche Ziele erstrebte, oder überhaupt auch sachlich einen dominirenden Einfluß üben wollte. Seine Person vordrängen, war das sicherste Mittel, um von ihm zurückgeschoben zu werden, ja selbst die beste Sache, welcher man dabei etwa dienen wollte, zu verderben. Er fürchtete sich argwöhnisch vor allem Günstlingswesen. Wer daher seine Freundschaft — ich sage absichtlich nicht seine „Gunst" — dauernd zu bewahren wünschte, der mußte warten, bis er gefragt wurde, dann aber objectiv ehrlich und geradeaus antworten, gleichviel ob er angenehme oder unangenehme Wahrheiten zu sagen hatte; er mußte den Umgang mit dem Könige durchaus betrachten wie den Umgang mit einem hochgeachteten Privatmanne, wobei das Vergnügen und die gegenseitige geistige Frucht des Verkehrs das einzige Ziel ist und der einzige Lohn. Auch der König faßte den geselligen Umgang mit seinen Freunden, sei es an den münchener Abenden oder auf der Jagd und

Reise, durchaus im Geiste des liebenswürdigen Wirthes; das bekundete seine ganze Haltung, es bezeugten's aber auch seine ausdrücklichen Worte: er ließ niemals merken, als wolle er uns eine Gunst oder Ehre erweisen, dagegen dankte er uns um so anmuthiger für unsere Ausdauer und frische Theilnahme. Das war dann freilich die feinste Gunst und Ehre, und er hatte ein Recht zu erwarten, daß wir dieselbe mit gleichem Zartgefühl erwiderten und uns allen vordringlichen Wesens, aller eigennützigen Wünsche und Plane, sowol ihm selbst gegenüber wie nach außen, streng enthielten.

Der König war karg mit seinem Lobe; er erwartete aber auch von uns keine Schmeicheleien. Jener literarische Kreis zählte Männer genug, welche ihn in der Presse laut hätten lobpreisen können, und die, was mehr ist, auch Geist und Geschick besessen hätten, ihn geschmackvoll zu preisen. Keiner von uns hat das gethan, und der König würde es auch von keinem begehrt haben. Das hätte auch dem ganzen Wesen unsers gegenseitigen Verhältnisses widersprochen: einen Gönner mag man öffentlich rühmen, einen treuen Freund rühmt man nur in der Stille.

III.

Indem König Max sein Ziel möglichst weit steckte, und nicht blos eine Kunst, eine Wissenschaft fördern wollte, sondern Kunst und Wissenschaft, verfiel er einem innern Zwiespalt, der allerdings zunächst ein persönlicher war, aber tiefer gefaßt, zugleich ein Seelenkampf unsers ganzen Zeitalters genannt werden muß. Nur wer Specialist und Universalist zugleich ist, kann im Leben wie in der Lehre Großes leisten, und doch schließt die eine Eigenschaft — scheinbar — die andere aus.

Gerade als Fürst setzte der König seinen Ehrgeiz darein, auf jeglichem Geistesgebiete anzuregen und aus dem Vollen und Ganzen heraus das Gesammtleben seines Volkes zu höherer Reife emporzuführen; als rastlos lernender Fürst hegte er den Stolz, die Arbeitskreise genauer kennen zu lernen, welche er unterstützte und als mitarbeitender Jünger die Meister und die Kunst zu ehren. Je tiefern Einblick er aber gewann in die moderne Wissenschaft, um so mehr fühlte er das Ungenügen seiner encyklopädischen Vielthätigkeit; denn diese Wissenschaft ist eben zum großen Theil Specialismus. Er fürchtete, sich selbst zu zersplittern, er fürchtete Zersplitterung seiner Geldmittel. Und doch hätte es ihm noch viel weniger genügt, wenn er sich concentrirt, wenn er blos vereinzelte Zweige studirt und gefördert haben würde. Das hieße den großen Plan ganz aufgeben, welchen er als Kind einer philosophischen Epoche aus seinen Jugendjahren in diese neue specialistische, unphilosophische Zeit mit herübergebracht hatte. Und die Jugend gibt doch immer unserm Leben Ziel und Grundrichtung. Seine Reden, seine Plane und Versuche spiegelten später immer deutlicher diesen wachsenden Einblick in den wachsenden, unlösbaren Conflict.

Er suchte Hülfe durch allerlei kleine Hausmittel. Und weil er nun so gar schwer zu Rande kommen konnte mit der unendlich zerstreuenden, vielgestaltigen Arbeit, so begehrte er häufig, wie sein stehendes Lieblingswort lautete, die „Quintessenz“ vorgetragen zu haben von einem neuen Buche, einem neuen gelehrten Problem, ja vom Inhalt einer ganzen Wissenschaftsepoche, und konnte mit diesem Wort auch unverzagte Leute in rechten Schrecken setzen. Denn bei einer wirklichen Destillation mag zuletzt der „Geist“ in concentrirtester Form in der Flasche sitzen; destillirt man aber Geisteswerke auf die kürzeste Formel ihres Inhalts, so

bleibt zuletzt oft blos das Wasser übrig. Und so befriedigte denn auch diese Quintessenz den König sehr selten. Freilich lagen ihm auch Probleme und Autoren und Bücher am Herzen, bei denen er sich keineswegs mit der bloßen Quintessenz begnügte, sondern die er selbst voll und gründlich durcharbeitete. Solche Bücher, welche ihm dann oft wieder nicht ausgeführt genug waren, füllte er mit eigenhändigen Bleistiftnoten, mit Strichen und Frage- und Ausrufzeichen, und rastete nicht, vom Verfasser Weiteres, Eingehenderes mündlich oder schriftlich zu erfahren.

Da aber bei seinen vielseitigen Arbeiten trotz allen Fleißes doch immer gar viel zu summarischem Berichte übrigblieb, ward er wahrhaft erfinderisch in allerlei Formen von Auszügen und Uebersichten. Nicht blos von Büchern, zu deren eingehender Lektüre ihm die Zeit mangelte, sondern auch von solchen, die er sorgsam studirt, ja nach seiner Weise commentirt hatte, ließ er sich hinterdrein streng gegliederte Auszüge oder Dispositionen schreiben, um die gesuchte Quintessenz immer zur Hand zu haben. Er gab wol auch Aufträge zu gedruckten Büchern und honorirte sie theuer, die nach seiner Absicht lediglich eine solche Ueberschau für seinen Handgebrauch bieten sollten. Meines Wissens sind aber diese Bücher, davon ich etliche nennen könnte, niemals so kurz gerathen, wie es der königliche Besteller gewünscht hat. Beiläufig bemerkt, sagte er sich nur schwer von dem Gedanken los, daß man auch heutzutage noch, wie zur Zeit der Karolinger und Ottonen, ein Buch blos zur Privatlektüre für einen Einzelnen schreiben könne. Er hat derartige Bücher, die als Manuscript in seiner Bibliothek bleiben sollten, wirklich bestellt. So z. B. Lentner's ethnographische Aufzeichnungen über das Königreich Baiern, wobei er zugleich Inhalt und Gliederung so genau vorzeichnete, daß schon dadurch das Talent des Verfassers gefesselt bleiben

mußte. Ich stellte ihm vor, daß man wol einen genauen, actenmäßigen Bericht lediglich für sein Auge verfassen könne, aber niemals ein wirkliches, vom eigensten Geiste des Autors erfülltes Buch; denn dieser Geist würde nur in uns erweckt, wenn wir uns schreibend angesichts der Nation sähen. Als ich darum, zunächst auf seinen Wunsch und für seine Privatlektüre, meine „Augsburger Studien" niederschrieb, that ich dies nur unter der Vorbedingung, daß ich nach überreichtem Manuscript die Arbeit auch dürfe drucken lassen. Er bewilligte mir zwar diese Bedingung schriftlich und in aller Form, grollte mir aber doch noch einige Zeit, daß ich dieselbe gestellt, weil er darin meinen öfters getadelten Eigensinn wiederfand.

Neben den Uebersichten in Form einer großen Disposition ließ er sich besonders gern Tabellen anfertigen, auch wol den Inhalt eines historischen, ethnographischen oder naturwissenschaftlichen Werkes auf eigens ausgeführten Landkarten summarisch versinnbilden. Es drängte ihn die Besorgniß, einmal gewonnenes Wissen wieder zu verlieren, und obgleich wirklich philosophischen Geistes, vermochte er den Trost nicht recht zu fassen, mit welchem sich auch der Gelehrteste täglich beruhigen muß: daß wir Alle hunderterlei Kenntniß unabläßig wieder vergessen, hundert feine Gedankenfäden wieder verlieren, und daß doch alle dieses trotzdem nicht vergebens erarbeitet war; denn aus den verlorenen alten Gedanken wachsen unvermerkt die besten neuen hervor. Und so besitzen wir das Vergessene oft eigener als was uns wortgetreu im Gedächtniß geblieben ist.

Im Jahre 1856 gipfelte der encyklopädische Wissenstrieb des Königs, er sättigte und übersättigte sich.

Damals hatte er eine sogenannte „Wissenschaftliche Commission" aus Männern der verschiedensten Fächer berufen, die unter dem Vorsitze des Cultusministers Vorschläge zur

universellsten Förderung der deutschen Wissenschaft machen, eingehende Gesuche prüfen, zugleich aber auch in seinem Namen die berühmtesten Gelehrten an allen Enden des deutschen Vaterlandes zu selbständigen Vorschlägen auffordern sollte; denn der Blick des Königs war hier immer aufs große Ganze gewandt. Nun kamen, wie sich erwarten läßt, Vorschläge genug und übergenug, allein die wenigsten konnten berücksichtigt werden, und so erregte es draußen mancherlei Misstimmung, wenn Gelehrte wie Humboldt oder Jakob Grimm wiederholt mit der Bitte um Vorschläge angegangen worden waren, ohne einen Erfolg dieser Vorschläge zu sehen. Trotzdem hat die Commission und mit ihr mancher auswärts Befragte bei aller undankbaren und peinlichen Arbeit viel Gutes gefördert und den ins Weite greifenden Planen des Königs geschäftliche Regelung gegeben. Sie charakterisirte in ihrem Bestand die encyklopädische Periode. Später kam die „Historische Commission", ein Institut ganz anderer Art, nicht blos bestimmt Vorschläge zu machen und zu prüfen, sondern, mit eigenen Fonds dotirt, auch eigene Arbeiten selbständig auszuführen. Sie bezeichnet den Sieg des gelehrten Specialismus am Lebensabende des Königs. Der Poesie und der künstlerisch gestalteten wissenschaftlichen Literatur huldigte er von Anbeginn und aus eigenem Triebe, zur Pflege des gelehrten Specialismus hat er sich, wie zu manchem andern, erst allmählich selbst bezwungen, auch hierbei mit dem Gange der Zeit Schritt haltend, als ein rastlos Lernender.

Ich kehre aber zu jener encyklopädischen Periode von 1856 zurück. Für unsere abendlichen Zusammenkünfte wurde damals ein auf Monate hinausreichender Plan entworfen, demgemäß wir in Vorträgen und freier Discussion den gegenwärtigen Stand sämmtlicher Wissenschaften, je nach unsern Fächern, darstellen sollten. Das brachte eine Revo=

lution in den gewohnten Gang des Symposions. Der engere Kreis der Stammgäste wurde mehrfach erweitert, obgleich der König sich allezeit schwer entschloß, neuen Persönlichkeiten nahe zu treten, und während wir vordem in der Regel nur einmal wöchentlich versammelt waren, wurden wir jetzt oft vier- bis fünfmal die Woche geladen, um das unabsehbare Pensum hörend und redend seinem Ende entgegenzufördern. Selbst beim Sommeraufenthalte des Königs zu Nymphenburg mußten wir ab und zu hinüberkommen, um in den phantastischen Rococoräumen der Lustschlößchen des Parks, angesichts der prachtvollen Wiesen und Baumgruppen, die deutsche Wissenschaft in Auszüge zu pressen, während wir wol lieber die Poesie der umgebenden deutschen Landschaft voll und ganz genossen hätten. Allein der König war unermüdlich; er betrachtete die rasche und ununterbrochene Durchführung jenes Planes als wichtige, ja nothwendige Arbeit. Ich möchte stark bezweifeln, daß ihn unsere Uebersichten so ganz befriedigten und beruhigten, wie er's erwartet hatte; aber fruchtlos waren sie darum doch nicht. Sie machten ihn empfänglich für den spätern Plan der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland", wie sie gegenwärtig von der „Historischen Commission" herausgegeben wird, ja man kann jene Abende wol die Einleitung zu diesem großen Unternehmen nennen.

Behaglicher wäre es dem Könige sicher gewesen, seinen engern Neigungen in Poesie und Literatur nachzuhängen, und jene anstrengende Rundschau über alles Wissen war für ihn mehr ein Act entsagender Arbeit als des Genusses. Allein er hielt es für Regentenpflicht, universell zu sein, ins Große und Ganze wirkend, jedem geistigen Bedürfniß seines Volkes gerecht.

Viele Fürsten gewannen dadurch Ruhm, daß sie in glanzvoller Kunstpflege lediglich ihrer besondern Liebhaberei

huldigten. Dagegen sind Fürsten sehr selten, welche über ihre Neigungen hinaus, ja denselben entgegen, die Pflege großer Gesammtgebiete mannichfachster Geistesarbeit zur Lebensaufgabe erkoren. Man könnte die ersten — Mäcene aus Neigung nennen, die andern — Mäcene aus Grundsatz; wozu dann noch nebenbei auch die Mäcene aus Eitelkeit kommen. König Max zählte überwiegend zu den Mäcenen aus Grundsatz.

IV.

Bewegte irgendeine Angelegenheit — gleichviel ob politischer oder anderer Natur — recht lebhaft den Geist des Königs, dann pflegte er vieler Leute Urtheil darüber einzuholen, sei es mündlich oder indem er sich ein schriftliches Gutachten erbat. Dieses Verfahren führte zu allerlei Misverständnissen und getäuschten Erwartungen. Mancher Parteimann, der sich also mit dem Auftrage eines Votums für Se. Majestät beehrt sah, erblickte darin eine Hinneigung des Fürsten zu seiner Partei: er wußte nicht, daß der König genau dieselbe Frage auch einem Vertreter der Gegenpartei gestellt hatte. Und da der König mit solchen schriftlichen Anfragen wol auch Sachkundige überraschte, die ihm persönlich fern standen, so glaubte mancher, die königliche Gunst wende sich ihm da plötzlich zu, arbeitete eine höchst gründliche Denkschrift aus und sah sich im Geiste schon auf halbem Wege zum Cabinet oder zum Ministerium. Dem war aber nicht so: der König wollte nur eine Ansicht zu andern Ansichten hören, und je kürzer, desto besser.

Da nun dann der Autor von dem sachlichen oder persönlichen Erfolge seines Votums in der Regel nichts Weiteres erfuhr, so glaubten viele, diese Arbeiten seien völlig müßig, nur durch verfliegende Laune veranlaßt, und wan=

derten ungelesen zu den Acten. Das war aber wiederum irrig. Sie wurden gelesen. Wie und zu welchem Zwecke? Dies möge eine kleine Scene aus unsern Abendzusammenkünften veranschaulichen.

Wir stritten lebhaft über die Frage, ob der ausgesprochene Parlamentarismus die Zukunft unserer modern constitutionellen Entwickelungen sein werde. Der König hörte schweigend zu. Da aber ganz entgegengesetzte Ansichten in unsrer Gesellschaft vertreten waren, geriethen wir derart ins Feuer, daß keiner mehr des andern Wort anhörte und unsere überlaute Discussion, wenn auch nicht über das parlamentarische, so doch über das höfische Maß weit hinausschwoll. Als wir dessen plötzlich inne wurden, entstand mit einem mal eine komische Generalpause. In der Stille nach so heftigem Sturme ergriff nun der König das Wort und sagte lächelnd: „Reden Sie nur weiter, ein jeder nach seiner Herzensmeinung; ich höre, bedenke und prüfe alle Ansichten, habe aber auch meine eigene, wenn ich sie gleich ganz still für mich behalte."

Und gerade so verfuhr er bei den schriftlichen Voten, die er sich von allen Seiten ausbat.

Durch Hin- und Herfragen und endloses Prüfen und Erwägen ward dann allerdings manche drängende Sache verschleppt, und der König erschien dem entfernten Beobachter unentschieden im Handeln, säumig zur Arbeit. Ein Mann der rücksichtslos energischen That war er nun freilich nicht; aufreibend arbeitsam, fand er öfters gar schwer den Abschluß seiner Arbeit, das letzte Wort. Man kann in zwiefacher Weise unentschieden sein: entweder weil man zu träge ist, sich zerstreut und der gebotenen Aufgabe nicht fest ins Gesicht zu sehen wagt; oder aber, weil man gar zu fleißig prüft, jede Möglichkeit gar zu peinlich erwägt und also der Aufgabe allzu fest ins Auge blickt. Der eine

ist unentschieden aus Gewissenlosigkeit, der andere aus Gewissenhaftigkeit. An seinen schwankenden Tagen gehörte König Max zu dieser zweiten Gattung der Unentschiedenen.

Darum wähne man aber nicht, daß er keinen festen Willen gehabt oder seinen Willen nicht durchzusetzen verstanden habe. Im Gegentheil. War er nur erst einmal mit sich selbst im Reinen, wußte er was er wollte, dann wollte er auch sehr nachhaltig und handelte rückhaltslos nach seinem Willen. Diese Thatsache läßt sich auch in folgendem Satze epigrammatisch aussprechen: Wer beobachtete, wie der König handelte und sich zum Handeln überwand, dem mochte er unentschieden dünken; wer aber nach seinem Tode überschaut, was er alles zäh und nachhaltig gethan und durchgesetzt hat, der nennt ihn einen Mann der planvoll folgerechten That.

Ein Denkmal seines unbeugsamen Beharrens bei einmal gefaßtem Beschluß ist der räthselhafte Bau des Maximilianeums in München, und mehr noch die räthselhafte Stiftung, welcher der Bau dienen soll. Mit Grundidee und Plan dieser Stiftung stieß der König überall auf Widerspruch. Wenigstens wüßte ich niemand aus unsern Kreisen, der sich beifällig und ermunternd geäußert hätte, könnte aber manchen nennen, der von der Fortführung des bereits begonnenen Unternehmens abmahnte. Die Folge war, daß der König keine Silbe mehr von der Sache redete, dabei aber mit unerschütterlicher Consequenz des einmal beschrittenen Weges weiter ging.

Doch nicht blos aus diesem persönlichen Gesichtspunkte, sondern auch in einem tiefern, sachlichen Sinn erscheint die Stiftung charakteristisch für den Stifter. Zu Grunde lag eine vortreffliche Absicht. Der König hatte richtig erkannt, daß unsern Staatsbeamten nur allzu oft die freiere weltmännische Bildung fehlt. Glückt es einem Talent, durch

eigene Kraft zu höhern ministeriellen oder diplomatischen Stellen sich emporzuarbeiten, dann kann der Mann am Ende nicht ordentlich französisch und englisch sprechen, es mangeln ihm die feinern geselligen Formen, und vorab jene Vertrautheit mit Kunst und Literatur, welche dann doch das Salz des edel verfeinerten Umgangs bildet. Hier hat der Sohn reicher und vornehmer Aeltern, auch wenn im Kerne weit minder tüchtig, zumeist von Haus aus den Vorsprung vor dem begabtesten Kinde der niedern Volksschichten. Dies widersprach dem Gerechtigkeitssinne des Königs. Er wollte eine reichere Auswahl staatsmännisch befähigter Talente gewinnen, er wollte das Monopol der Geburts- und Geldaristokratie auf diesem Punkte durchbrechen und jedem Hochbegabten, der sich dem eigentlichen Staatsamte widmete, die Möglichkeit einer weltmännisch freien und vielseitigen Bildung erschließen. Das waren sehr richtige humane Vorgedanken.

Nun folgte aber ein ganz idealistisches Project, dieselben zu verwirklichen. Ein monumentales Gebäude sollte aufgeführt werden, die Akropolis von München, in einem neuen Stile, welchen man durch Preisausschreiben finden zu können glaubte. Was den Geist erhebt, was uns ästhetisch erzieht, das sollte hier den lernenden Jüngling umgeben; die Weltgeschichte sollte ihm mahnend und ermunternd gegenübertreten, künstlerisch verkörpert in einer ganzen Galerie von Historienbildern der tüchtigsten Meister, und wie sich ihm die schönste Aussicht der Lebensbahn eröffnete, so sollte er auch von den offenen Galerien des hochragenden Hauses die allerschönste Aussicht über ganz München genießen. Die besten Studenten wohnen sonst mehrentheils in den Dachstuben, König Max wollte sie in einen Palast versetzen, dessen sich kein Fürst zu schämen brauchte. Gleichviel, ob der Student aus vornehmer oder geringer Familie

stammte, ob Katholik oder Protestant, — war er nur der beste unter den besten Abiturienten sämmtlicher Gymnasien gewesen, eine personificirte erste Note, dann sollten sich ihm die Pforten des Palastes öffnen, dann war ihm hier für die Dauer seiner Universitätsjahre eine sorgenfreie, ja höchst behagliche Existenz verbürgt. Vor- und Nachhülfe zu den akademischen Studien sollte reichlich dargeboten sein, dazu Unterricht in all jener Kunst und Kenntniß, die zur breitesten weltmännischen Bildung gehört.

Vergebens wandte man dem Könige ein, daß ein pädagogisches Treibhaus für künftige Minister an sich schon die berechtigte Satire herausfordere, daß die besten unter den besten Gymnasiasten nicht einmal immer die besten Studenten, geschweige denn die künftighin berufensten Staatsmänner seien; daß der begabteste Jüngling, wenn er gar zu sorgenfrei und obendrein mit dem Wechselbrief auf eine glänzende Laufbahn in der Hand seine akademischen Studien beginne, weit größere Gefahr laufe als beim Kampfe mit Sorge und Noth, der gewaltigsten Erzieherin; daß man mit zwanzig Jahren zwar nicht leicht zu viel lernen, aber gar leicht zu viel geschulmeistert werden könne; daß die großen Geldsummen, welche jetzt nur sehr wenigen zugute kämen, durch die einfache Anlage in Stipendien, Reiseunterstützungen und dergleichen weit mehrern und mit sicherer Auswahl fruchtbar gemacht werden könnten.

Alle diese Gründe verfingen nicht. Der König wollte etwas durchaus Neues, Sichtbares, Monumentales. Es ist so oft der Irrthum der wohlwollendsten Fürsten, daß sie alles von außen glauben „machen“ zu können und nicht einsehen, wie sich das Beste von selbst macht, und also auch der Tüchtigste weit mehr sich selbst erzieht, als von andern erzogen wird. Und so hätten die richtigen Vorgedanken den König vielmehr bestimmen sollen, das bairische Gymnasial-

wesen im Geiste einer Vorschule zum Selbstdenken, zur Selbsterziehung und zu praktischerer, allgemeinerer Bildung umzugestalten; dann könnten sich die staatsmännischen Talente — auch ohne erste Note — aus eigener Kraft hervorarbeiten und späterhin zu jeglicher individueller Förderung selbst legitimiren. Dies aber war die bedenklichste Lücke in dem großen Culturplane des Königs, daß er über den Hochschulen viel zu sehr die Mittelschulen vergaß, und den bureaukratischen Notenkram und die philologische Einseitigkeit der Gymnasien durch das Maximilianeum sogar noch mittelbar bekräftigte. Und doch hatte ihm bei letzterm eigentlich das entgegengesetzte Ziel vorgeschwebt.

Noch kurz vor seinem Tode ließ er die Dotation der hart befehdeten Stiftung in fester rechtsgültiger Form verbriefen; er ist diesem Lieblingsplane niemals untreu geworden, welcher gleicherweise als Urkunde seines humanen, idealen Strebens, seiner Willenskraft und seiner Verkennung der realen Verhältnisse fortlebt.

Und so bleibt denn auch jener Palast, der sich, ein seltsam phantastischer Bau, auf der Isarhöhe über alle Gebäude der Stadt erhebt, ein echtes Denkmal seines Gründers. Denn groß und weittragend war der allgemeine Grundgedanke, den der Bau versinnbildet. Andere Herrscher hätten vielleicht ein Fürstenschloß oder eine Kaserne an den schönsten, ringsum dominirenden Platz gestellt: König Max wollte, daß ein Palast der Wissenschaft, der Erziehung und Bildung die Akropolis von München werde, ein Palast nicht der selbstgenügsamen reinen Wissenschaft, sondern eines Wissens, welches dem Staate unmittelbar zu dienen und ihm die tüchtigsten Lenker in hellenischer Weise zu erziehen berufen sei.

V.

Der König besaß ein tiefreligiöses Gemüth: das bezeugt seine ganze Lebensführung. Aber die Religionsphilosophie lag ihm näher als die Theologie. Im Laufe der Jahre hat er Männer jeglicher Wissenschaft zu seiner gelehrten Tafelrunde geladen, nur einen Theologen von Fach erinnere ich mich niemals dort gesehen zu haben. Als er sich an einer langen Reihe von Abenden Bericht erstatten ließ über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaften in Deutschland, fehlte wol keine — die Theologie ausgenommen. Ob das Absicht war? Ich bezweifle es. Vielleicht hatte er sie nur vergessen; oder er glaubte sie auch schon enthalten in der Philosophie und Geschichte.

Nicht selten vertieften sich die Gespräche unsers Kreises in religiöse Fragen, wobei der König den Schüler Schelling's nicht verleugnete. Er war gläubig im Sinne eines mystischen Philosophen und werkthätig fromm. Hätte er zu Meister Eckhart's Zeiten gelebt, so wäre er vielleicht ein ganzer Mystiker geworden, oder zu Spener's Zeiten ein Pietist, aber schwerlich irgendwann ein Orthodoxer.

Er liebte religiöse Gedankenpoesie, mochte sie sich in beschaulicher Betrachtung, in plastischer Bilderfülle, in rednerischem Odenschwunge oder in der naiven Intuition des geistlichen Volksliedes aussprechen. Das religiöse Pathos so vieler Gedichte Geibel's war sicherlich ein mitwirkendes Motiv, daß er sich zu Geibel vor allen Dichtern der Gegenwart sympathisch hingezogen fühlte. In demselben Maße aber, als ihn das positiv Erhabene religiöser Vorstellungen und Ideen ergriff und fesselte, stieß ihn die ironische Behandlung kirchlicher und religiöser Gegenstände ab. Ueberhaupt kein sonderlicher Freund selbst des genialsten Humors und

der geistvollsten Satire, ertrug er's am wenigsten, daß man das satirische Messer an Misbräuche und Verirrungen des religiösen Lebens setzte, auch wenn ihm dieselben an sich noch so verdammlich erschienen. Das ernst verurtheilende Wort däuchte seinem zarten Sinne hier allein angemessen, nicht die spottende Verneinung.

Ultramontane Stimmen bezeichneten den König Max manchmal als einen heimlichen Protestanten, und da er im Jahre 1853 den „Johannis-Verein" gründete, eine großartige confessionslose Stiftung für milde Zwecke, — redete man auch von freimaurerischen Tendenzen. Der König lebte und starb als Katholik, und um die Maurerei hat er sich wol kaum, auch nur aus Neugierde, bekümmert. Aber engherziger, ausschließender Confessionalismus war ihm allerdings entschieden zuwider. Als Fürst eines paritätischen Landes, glaubte er sich ganz besonders zum Hüter allgemeiner Toleranz und Gleichberechtigung berufen, und er betonte gern das Wort, daß das moderne Königreich und das alte Kurfürstenthum Baiern zwar schon auf der Landkarte zwei ganz verschiedene Staaten seien, aber doch auf der Karte noch lange nicht so verschieden wie im Kern ihrer Staatsziele. Durch sein stilles, folgerechtes privates Wirken mehr noch als durch öffentliche Acte, hat König Max den Rückfall Baierns in die Kirchenpolitik der alten Kurfürstenzeit unmöglich gemacht; denn er förderte den Bruch mit den Traditionen jener Zeit im *Volksbewußtsein*. Ein ultramontanes Ministerium kann in Baiern wieder einmal obenauf kommen; aber ein ultramontanes Volk werden die Baiern niemals wieder werden. Dafür hat König Max gearbeitet und — gelitten.

Weder bei der Wahl seiner Umgebung noch bei den wissenschaftlichen und künstlerischen Berufungen sah er auf die Confession, wofern ihm nur der Mann tüchtig erschien.

Auch ist es wol charakteristisch, daß unter den Momenten der bairischen Geschichte, welche er für die Fresken des münchener Nationalmuseums auswählte, nur eine einzige, der neuern kirchlichen Geschichte angehörige Scene sich findet: wie Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz die „Eintrachtskirche“ zu Manheim gleichzeitig durch einen reformirten, einen lutherischen und einen katholischen Geistlichen einweihen läßt.

Den öffentlichen Gottesdienst seiner Kirche pflegte der König gewissenhaft zu besuchen. Selbst auf der Reise und auf seinen Jagdzügen im einsamen Hochgebirge ließ er sich an Sonn- und Feiertagen irgendwo, und war es am Hausaltar eines Bauerhofes oder in der bescheidensten Feldkapelle, eine Messe lesen. Den protestantischen Reise- und Jagdgenossen stellte er's völlig frei, ob sie mitgehen wollten, sah es aber gern, wenn auch sie ihn in stiller Andacht umstanden. Doch zog er eine kurze Jägermesse einem langen, musikgeschmückten Hochamte vor. Der Prunk und Pomp großer katholischer Kirchenfeierlichkeiten war überhaupt wol wenig nach seinem Sinn, obgleich er nicht versäumte, an den prunkhaften Aufzügen der Fronleichnamprocession und dergleichen theilzunehmen, um einer Pflicht fürstlicher Repräsentation zu genügen. Hier, wie fast überall, stand er in scharfem Gegensatze zu seinem Vater, der durch seine glänzende Pflege jeglicher Art von kirchlicher Kunst und Pracht dem südländischen Schaugepränge des katholischen Cultus ein so reiches, oft auch wahrhaft kunstverklärtes Genüge geleistet hatte. Und dies sagte dann freilich den Ueberlieferungen und dem Charakter des bairischen Volkes weit mehr zu als der schlichte, vom Aeußerlichen abgewandte religiöse Sinn des Sohnes. Und am Ende erschien derselbe vielen eben wegen seiner Gleichgültigkeit gegen die Pracht des

Cultus weit mehr „lutherisch“ als wegen seiner confessionslosen Culturpolitik.

Oftmals und vielen Personen erzählte König Max, sein Vater habe nicht gestattet, daß ihm seine Lehrer, selbst in den reifern Jünglingsjahren, eine irgend eingehendere Geschichte der Reformation vorgetragen hätten. So sei er auf die Universität Göttingen gekommen, ohne einen klaren Begriff, ja auch nur nothdürftige thatsächliche Kenntniß vom Gange der Reformation zu besitzen. Um so mächtiger sei aber dann der Eindruck gewesen, den Heeren's gründliche Darstellung der welterschütternden Epoche auf ihn gemacht. Nicht ohne eine gewisse Bitterkeit gegen seinen Vater pflegte der König dies zu erzählen, während ich außerdem niemals wahrnahm, daß er den fundamentalen Gegensatz, der zwischen seinen und seines königlichen Vaters Anschauungen waltete, gegen Dritte ausgesprochen hätte.

Dem Jesuitenorden versagte König Max bekanntlich standhaft die Rückkehr in sein Land. Er unterschied sehr genau zwischen streng gläubigen Katholiken, denen er nirgends zu nahe treten wollte, und Ultramontanen, die er für gefährliche Widersacher des modernen Staatswesens und jeglicher Geistesfreiheit ansah, und von denen er namentlich Uebergriffe in die Staatsgewalt fürchtete. Auf seine Souveränetät hielt er große Stücke; er glaubte dieselbe jedoch weit weniger von außen bedroht als durch die Ultramontanen im Innern. Denn das unterscheidende Merkmal des Ultramontanismus sah er in dem Bestreben, die klerikale Herrschaft auf politisches und sociales Gebiet zu übertragen und dem Klerus jene Führerschaft unserer gesammten Cultur zurückzugewinnen, welche er selbst im Mittelalter nur zeitweise besessen hatte. Zugleich wußte er gar wohl, wie feindselig verbissene Ultramontane seinen wissenschaftlichen

und Bildungsplanen entgegentraten und deren Rückwirkung auf sein eigenes Volk durch das Aufstacheln von Stammesneid und Confessionshader lähmten. Dies schmerzte ihn um so tiefer, je lebhafter er sich seines aufopfernden Wohlwollens für das bairische Volk bewußt war und der treuen Pflege aller seiner tüchtigen und berechtigten Charakterzüge.

Nicht leicht gelang es jemand, den König, der fast durchweg langsam, zweifelnd, prüfend und verwerfend in seinen Unternehmungen vorging, zu rascherm Schritt zu spornen; machte einer jedoch drohende Gegeneinflüsse der Ultramontanen geltend, dann entschloß sich der König wol stracks zu rascher That, denn hier sah er am leichtesten Gefahr auf dem Verzuge.

Das alles sage ich unverblümt; denn so ist es gewesen, und wer dem Fürsten irgend längere Zeit näher stand, der wird meine wohlbedachten Worte bestätigen, die ich durch manche persönliche Anekdote noch lebendiger in Farbe setzen könnte. Allein ich vermeide mit Absicht alle Persönlichkeiten, um nur eine Person desto objectiver darzustellen: die historische Person des Königs.

Als im Jahre 1856 einer der Genossen unsers gelehrten Kreises dem Könige die damalige Politik der österreichischen Regierung anpries, fragte ihn dieser statt aller weitern Antwort nur: ob er auch an das neue österreichische Concordat denke? ob er dieses Concordat kenne? ob er dessen Folgen erwogen habe? — und gab dann ein kurz und fest gezeichnetes Bild dieser Folgen. Er erklärte den Abschluß des Concordats von 1855 für einen der größten Fehler, welchen österreichische Staatsmänner jemals gemacht hätten, — und das wolle viel sagen.

Nun fragt aber vielleicht mancher, woher es denn komme, daß die Gegnerschaft Maximilian's II. gegen den

Ultramontanismus in seiner Regierungspolitik doch keineswegs immer so klar und wirksam hervorgetreten sei, wie ich sie hier geschildert habe?

Die Frage ist berechtigt. Denn das Ministerium Pfordten-Reigersberg nahm eben nicht durchweg und entschieden Stellung gegen die Ultramontanen, es suchte vielmehr zu vermitteln und den Ausbruch des offenen Conflicts wenigstens auf dem engern politischen Gebiete abzuhalten durch Concessionen nach links und rechts. Die Erbitterung der Ultramontanen über die privaten Ueberzeugungen, über den persönlichen Umgang und die persönlichen Acte des Fürsten ward nicht entfernt in gleichem Maße seinen Ministern zutheil. Nun war aber die ministerielle Politik doch auch zugleich Politik des Königs, die, in seinem Namen gehandhabt, ohne seine Zustimmung gar nicht hätte durchgeführt werden können. Er verfolgte eine zwiefache Taktik, das ist unleugbar; er spornte an — durch sein Cabinet, während er die Zügel zurückzog — durch sein Ministerium. So lag denn der Verdacht nahe, daß der in seiner Ueberzeugung so feste Monarch unentschlossen im Handeln sei, — ein Gegenzug, welcher bei dem gemüthreichen, schonend rücksichtsvollen Wesen, welches ihm eignete, und einem fast überzart ausgebildeten Gerechtigkeitssinne höchst natürlich erschien. Gingen doch einzelne so weit, ihn in diesem Betracht mit Ludwig XVI. zu vergleichen! Die Parallele war aber sehr einseitig, und jener psychologische Erklärungsgrund streifte nur die Oberfläche.

Tiefere Gründe lagen in der Zeit und in den obersten, ganz eigenthümlichen Regierungsgrundsätzen des Fürsten.

Man vergesse nicht, daß die maßgebende Periode seines Wirkens den funfziger Jahren angehört. Damals herrschte überall in Deutschland eine gesteigerte Triebkraft des religiösen und kirchlichen Geistes, wie sie nach dem cultur-

geschichtlichen Gesetze von Ebbe und Flut auf die rationalistischen, skeptischen, ja radical antikirchlichen Strömungen der vierziger Jahre folgen mußte. Nicht blos bei der Geistlichkeit und ihren Freunden, nein, im ganzen gebildeten Volksgeiste hatte das positiv religiöse Element mächtig Raum gewonnen. Der unbefangene Historiker wird das Recht dieses Gegenzuges anerkennen. Allein unsere Cultur bewegt sich stoßweise, Welle auf Welle überstürzt sich, ein Aeußerstes befehdet und verdrängt das andere, und erst die Zukunft vermag den stetig gemessenen Fortschritt in diesem Kampfe zu erschauen. So erhob sich damals gleichzeitig mit dem gesteigerten religiösen Bewußtsein auch das hierarchische Herrschgelüste — bei Protestanten und Katholiken — siegesgewisser als seit Menschengedenken, und verderbte vielfach den idealen Gehalt jenes Aufschwunges. Beide Richtungen kreuzten und durchwoben sich, sie waren oft kaum voneinander zu unterscheiden und dennoch grundverschieden. Der König hatte den theoretischen Begriff des Ultramontanismus ganz klar gefaßt, klarer wie die meisten Parteimänner; aber wo im praktischen Leben der gläubige Katholik aufhörte, den er ehrte und achtete, und andererseits der Jesuit und Ultramontane anfing, darüber bewegten ihn wol so schwere Zweifel, daß er seinen Ministern viel mehr als sich selbst das letzte Wort gönnte. Das erklärt die gärende Uebergangszeit. Wir haben's jetzt bequemer, denn die Jesuiten und das Vaticanische Concil sorgten inzwischen dafür, dem Ultramontanismus ein so bestimmtes Banner und Feldgeschrei zu geben, daß ihn jedermann erkennen kann.

Mehr noch als die Zeitlage kommen aber die, ich möchte sagen technischen, Regierungsgrundsätze des Königs in Betracht. Er faßte sich gleichsam als eine doppelte Person, und gestattete seiner einen Hälfte mehr Initiative des Handelns als der andern. In jener Culturpolitik, die er

unabhängig von Ministern und Kammern, lediglich kraft seiner persönlichen Autorität und seiner privaten Geldmittel verfolgen konnte, gab er ganz sich selbst und ging entschieden vor, nach der Eingabe seiner eigensten Ueberzeugung; — bei Verwaltungsfragen, für deren positive Lösung das Gesetz freien Spielraum läßt und nur eine negative Schranke zieht, wußte er wenigstens sehr kräftig bestimmend auf die Minister einzuwirken; — bei Staatshandlungen hingegen, wo die Competenz verschiedener Gewalten in Frage kam — wie eben auch angesichts der Kirche — oder wo es einen Act der Gesetzgebung galt oder die Uebung eines Hoheitsrechtes im engern Wortsinne, glaubte er als constitutioneller Fürst vielmehr die verantwortlichen Minister gewähren lassen zu müssen, in welchen er keineswegs immer sich selber wiederfand. Nicht Unentschlossenheit, sondern Gewissenhaftigkeit brachte ihn zu dieser Maxime, die er selbst gewiß oft nur mit schwerem Kampfe durchführte. Aber unsere besten Tugenden sind nicht selten der Quell unserer größten Schwäche.

Der Dualismus der königlichen Regierungsgrundsätze fand eine Zeit lang seine Verkörperung in zwei Personen: Dönniges und Pfordten. Wäre damals ein Ministerium Dönniges möglich gewesen, so hätte sich der Dualismus gelöst; aber gewiß nur auf kurze Frist. Der König würde sich neben dem neuen Minister doch wieder einen neuen Dönniges gesucht haben, wie denn auch die wirklich erfolgte umgekehrte Lösung, durch die Entfernung des altbewährten Freundes, in der Sache gar nichts geändert hat.

Aus diesem Fundamentalzustande ergab sich schon äußerlich eine absteigende Scala im persönlichen Wirken des Königs. Auf Schul- und Bildungswesen hat er unmittelbar den tiefsten Einfluß geübt, ja man konnte sagen, er war sein eigener Minister der Schulangelegenheiten, —

nicht schlechthin sein eigener Cultusminister. Denn auf die Kirche wirkte er nur mittelbar durch Schule und Bildung. Aber selbst in Schulsachen zeigte sich wiederum ein Unterschied. Akademie und Universität, die vom Staate am wenigsten abhängigen Corporationen, empfanden am deutlichsten das Walten und Eingreifen der königlichen Hand, dann zunächst die Volksschule. Die Lyceen und Gymnasien dagegen, die besondern Domänen des Klerus und der Bureaukratie, wurden nur wenig berührt. Und doch wäre hier eine Radicalreform für die großen Culturplane des Königs viel wichtiger gewesen als bei den vorgenannten Anstalten. Hier wurde eben wiederum seine constitutionelle Tugend zur politischen Schwäche. Denn für die höhere Volksbildung sind die Mittelschulen ohne Vergleich bedeutender als die Hochschulen, und das bairische Volk wird sich nicht von innen heraus verjüngen, ohne aus der Wurzel verjüngte Gymnasien. Freier und eigener noch als bei den Universitäten, bewegte sich der König aber da, wo er rein als fürstlicher Privatmann schaffen und fördern konnte: angesichts der deutschen Literatur und Wissenschaft. Und hier wird seine constitutionelle Tugend dann auch ganz zur politischen Tugend: der König von Baiern, welcher nur deutsche Denker und Dichter kannte und keinen nach seinem Heimatschein fragte, hat trotz allem politischen Particularismus jener Zeit der deutschen Einigung den Weg gebahnt.

Wer darum ein Bild dieses Fürsten rein auf Grund seiner Regierungshandlungen entwerfen wollte, der würde ein schattenhaftes, ja verzeichnetes Porträt zu Tage fördern, dem die sprechenden Züge, der lebendige Ausdruck fehlten. Hier, wie anderswo, ruht das beste Quellenmaterial eben nicht in den Acten. Wer aber von dem Dualismus zwischen der persönlichen Politik des Königs und der officiellen seiner Regierung ganz absähe, und einseitig blos jene dar-

stellte, der gäbe gleichfalls ein unwahres, weil ein geschmeichelte Bild. Denn auch der unverantwortliche constitutionelle Fürst ist dennoch wiederum in Person verantwortlich für seine verantwortlichen Minister, nicht zwar im staatsrechtlichen Sinne, aber vor dem höchsten Forum — der Geschichte.

VI.

Wäre König Max lediglich seiner Natur und Neigung gefolgt, so würde er als ein aufgeklärter, volksfreundlicher Absolutist regiert haben. Er war kein großer Bewunderer der constitutionellen Staatsform und hatte wenig Freude an der prüfenden Kritik der Landtage. Dem sanguinischen Vertrauen, mit welchem wir manchmal im Gespräch die steigende Macht des Constitutionalismus prophezeiten, antwortete er mit rasch hingeworfenen Zweifeln, oder auch blos mit skeptischem Lächeln. Hätte ihm einer gesagt, daß der constitutionelle Apparat bereits zu veralten beginne, daß die Strömung der Zeit einen Rücklauf zur Erweiterung fürstlicher Machtvollkommenheit andeute, so würde er das wol nicht leichter, aber gewiß lieber geglaubt haben.

Trotzdem regierte er ehrlich verfassungstreu. Er war constitutionell nicht aus Neigung, sondern aus sauer erkämpfter Ueberzeugung; er förderte liberale Ideen, weil er echt conservativ gesinnt war. Denn diese liberalen Ideen waren gegeben, weitern Fortschritt vorbedingend, in der Verfassung, und vor allen Dingen glaubte er die Verfassung conserviren zu müssen. Daß er dies trotz manchmal irrender und strauchelnder Politik durchführte, daß die bairische Verfassung von 1818, die Revolutionszeit von 1848 und die Reactionsepoche des folgenden Jahrzehnts unversehrt überdauert hat, ist sein besonderer Ruhm. Und so erlebte

dieser Fürst in seinen letzten Jahren eine, man darf sagen, deutsche Popularität wegen seines streng constitutionellen Verhaltens und seiner liberalen Milde, obgleich er doch von Haus aus weder den constitutionellen Formen, noch den liberalen politischen Lehrsätzen geneigt war. Er verdiente diese Popularität aber mit vollstem Rechte; denn weil er etwas gelernt hatte und fortwährend lernte, so gewann hier seine Erkenntniß im Bunde mit seiner Gewissenhaftigkeit den Sieg über die ursprüngliche Neigung.

Auf diesen Gerechtigkeitssinn wird man bei der Charakteristik des Königs immer wieder zurückgeführt. Ich zeigte oben, wie derselbe seine Thatkraft mitunter lähmte; ich will hier eines harmlosern Conflicts gedenken, der einen tiefen psychologischen Blick gestattet. König Max lebte nicht nur in steter Sorge, daß gegenwärtig alles recht und gerecht angefaßt werde, er wollte auch, daß man streng gerecht gegen die Vergangenheit sei, ja er ängstigte sich wol gar, ob auch die Zukunft unserer Gegenwart werde Gerechtigkeit angedeihen lassen. Nun war er aber auch Poet, und da wollte ihm der Unterschied zwischen poetischer und historischer Gerechtigkeit niemals ganz in den Sinn. Er konnte es den Poeten nicht verzeihen, wenn sie historische Personen je nach Erforderniß der Farbenharmonie bald größer, bald kleiner malten, als sie wirklich gewesen, und ihnen wol gar bedenkliche Handlungen andichteten, welche poetisch wahr, aber geschichtlich nicht einmal wahrscheinlich waren. Es erschien ihm ganz unerträglich, daß ein Dichter so ganz nach Belieben hinterdrein die Leute besser oder schlechter machen wolle. Vergebens betonten wir dem entgegen eines Abends das Recht des Dichters, auch seine historischen Gestalten frei umzubilden, wie sie eben für die psychologischen, ethischen und künstlerischen Probleme seines Gesammtplanes am passendsten seien. Ihm bedünkte es niemals passend,

der Wahrheit und Geschichte zu bringen. Und als sich nun in der Folge des [illegible] ein Historiker unseres Kreises gar zu dem äußersten Worte [illegible] ließ, ein Fürst könne unter Umständen selbst das [illegible] Recht haben, den ersten [illegible] als einen ganz [illegible] Mann darzustellen, — da nahm der König die Sache fast persönlich. War es doch, als sähe er sich selbst bereits von einem künftigen Dichter noch immer mit unsicher [illegible] auf die Bretter gebracht. Allein dies steht nicht zu befürchten. Das psychologisch so überaus feine innerliche Charakterbild Maximilian's wäre wohl eine dankbare Aufgabe für einen feinen Novellisten, nicht aber für einen Dramatiker; und die Novellisten pflegen mit ihren historischen Helden noch weit etwas sanfter umzugehen wie die Dramendichter.

Der König gab manchen Beweis politischer Toleranz, welche zu seiner Zeit fast seltener war als die religiöse. Bei Berufung von Männern der Wissenschaft fragte er nicht nach deren politischem Katechismus, und verlieh seine Orden auch an offene Gegner der damaligen bairischen Politik, wenn sie in Literatur und Kunst Bedeutendes geleistet hatten. Seine besondere grundsätzliche Ungunst warf er auf die damals sogenannten „Gothaer“; trotzdem hat er nicht wenige, und darunter sehr namhafte Gothaer nach Baiern und in seine persönliche Nähe gezogen. Er legte ihrer freien wissenschaftlichen Wirksamkeit kein Hemmniß in den Weg, selbst wenn sie nach der Natur des Faches das politische Gebiet gestreift hätte, setzte aber allerdings stillschweigend voraus, daß man sich in solchem Falle praktisch-politischer Agitation enthalte. Diese politische Toleranz ist ihm nicht immer leicht geworden; das weiß ich aus seinem eigenen Munde. Als im Sommer 1858 eine Erweiterung der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Aussicht genommen und manche dahin zielende Projecte bespro-

chen wurden, worunter zuletzt die Historische Commission Leben und Bestand gewann, äußerte er mir sein lebhaftes Bedenken, daß hierdurch der Einfluß des gothaischen Elements in Baiern wachsen möge; denn diese Partei umschließe gerade die erwünschtesten gelehrten Kräfte. Trotz dieser Bedenken genehmigte er jenen Plan. Denn die deutsche Wissenschaft stand ihm doch zuletzt außerhalb der Parteien, wenn er auch ihre Träger innerhalb derselben wußte.

Bekanntlich wünschte und erstrebte König Max eine Reform des Deutschen Bundes im Geiste der Trias-Politik. Die Trias bedingte von selbst den großdeutschen Standpunkt. Dieses Wort war aber so vieldeutig wie kaum ein zweiter Parteiname. Die großdeutsche Partei ist nicht nur durch die Macht der äußern Verhältnisse verfallen und zu Grunde gegangen, sondern mindestens ebenso sehr durch ihre innere Zusammensetzung. Großdeutsche und Großdeutsche unterschieden sich wie Tag und Nacht und nur ein einzelnes Ziel hielt alle zusammen, welches jedoch den Einen Hauptziel, den Andern blos Nebensache und Mittel zum Zwecke war. Man konnte großdeutsch sein aus Ultramontanismus, großdeutsch aus Particularismus, aus Reactionslust, großdeutsch aus Vorliebe für Oesterreich oder aus Abneigung gegen Preußen; es gab aber auch echt deutsche Großdeutsche, welche dem von jenen verfälschten Programm anhingen, weil sie nur in dem Vollbestand der gesammten Nation die Zukunft Deutschlands gesichert glaubten, und diesen Vollbestand konnten sie sich nicht denken ohne Deutsch-Oesterreich. Leider erwiesen sich jene bedenklichen Elemente als die eigentlichen Realpolitiker der Gruppe, und diese echt deutschen Männer als die Idealisten.

Aus welchen Gründen war nun König Maximilian großdeutsch? Aus Liebe zum Ultramontanismus gewiß nicht, denn er sah in diesem vielmehr seinen bittersten Geg-

ner; auch nicht aus Reactionslust, denn man machte es ihm ja umgekehrt zum Vorwurfe, daß er fortwährend fortschritts-eifrige Norddeutsche in sein Land berufe; noch weniger aus grundsätzlichem Preußenhaß: erkannte er doch klarer als sehr viele seiner Unterthanen, welche Segnungen Preußen seit einem Jahrhundert über Deutschland gebracht, und suchte jenen Geist der Ordnung und der Wissenschaft, den er dort bewunderte, auch seinem Volke gesteigert anzueignen. Besondere Neigung für Oesterreich und dessen Suprematie machte ihn wol ebenso wenig zum Großdeutschen. Es kreuzten sich vielmehr zwei ganz andere gemischte Motive.

Des Königs deutsche Gesinnung wurzelte vorab im Gemüthe, sie war in jüngern Jahren entwickelt und gehegt worden nach den romantisch-conservativen Traditionen der vormärzlichen Zeit, wo national und liberal noch als Gegensätze galten. Die neuen kleindeutschen Ideen, wie sie das Jahr 1848 zur Reife brachte, stießen ihn schon durch ihren revolutionären Ursprung ab, und sein milder, vor schroffem, gewaltthätigem Eingreifen zurückschreckender Sinn konnte sich die gedeihliche Fortentwickelung Deutschlands nur auf der gegebenen föderalistischen Basis denken. Daß er aber hier nicht bei dem absterbenden alten Bunde Genügen fand, beweist sein rastloses Andringen auf Reform desselben, daß er für deutsche Macht und Ehre ein Herz besaß, seine warme, thatkräftige Theilnahme für Schleswig-Holstein, die bedeutungsvoll den Anfangs- und Schlußpunkt seiner Regentenbahn verklärt hat. Er war also Großdeutscher aus patriotischem Idealismus.

Hiermit ist jedoch nur erst die Hälfte gesagt. Des Königs höchster Ehrgeiz war, nicht blos für Baiern, sondern durch Baiern für Deutschland eine besondere Culturmission zu erfüllen. Um dies zu können, mußte er seines Erachtens vor allen Dingen König von Baiern sein. Was ihm die

freie Hand lähmte, das schien ihm an jene hohe Aufgabe zu tasten. Er war Particularist, aber nicht in dem Geiste, wie es der letzte Kurfürst von Hessen, sondern wie es Karl August von Weimar, wie es am Ende auch die besten Könige von Preußen gewesen: er wollte seine Sondermacht behaupten, weil er nur auf sie gestützt für Deutschlands Größe wirken zu können glaubte. Und niemand wird sagen, daß er diese Macht in blos localpatriotischem, oder gar in persönlichem oder dynastischem Egoismus ausgenutzt habe. Den echten Baiern war er ja niemals bairisch genug, und der alte König Ludwig meinte zürnend, sein Sohn sei viel mehr ein Sachse, indem er der Mutter Art folge, als ein rechter Wittelsbacher.

Nach dem Vorgesagten begreift sich's nun, wie und warum König Max immer wieder zu seinem Trias-Programm zurückkehrte, zu dem Gedanken einer Dreigliederung Großdeutschlands, in welcher neben den beiden Großmächten die kleinern Staaten, als verbundene und verbindende dritte Gruppe unter Baierns Führung, durch liebevollste, individuellste innere Culturpflege ihren besondern Beruf für die Einigung und Kräftigung des großen Ganzen üben sollten. Und solchergestalt sah er dann auch seine private Bildungspflege als mit seiner bairischen und deutschen Politik unlösbar verbunden an. Zwischen den Ministern (den Cultusminister stellenweise ausgenommen) und den gelehrten Freunden und Rathgebern des Königs, bestand kein persönliches Zusammenwirken, sondern vielmehr gegenseitige Entfremdung, gegenseitiges Ignoriren, und mehrere der einflußreichsten Genossen des Symposions, ja vielleicht die meisten, bekannten sich nicht entfernt zum Programm Großdeutschlands und der Trias. Und da der König für jeglichen nur das besondere Fach beachtete, welches er ihm einmal zuschrieb, so bekümmerte er sich wenig um diese offene Kluft. Er selbst hatte

sie im Geiste überbrückt, er glaubte, daß die verschiedensten Geister doch zuletzt dem einen, oben angedeuteten Endziele dienten, und fand keinen Widerspruch darin, daß Sybel und Pfordten zugleich sein höchstes Vertrauen genossen, vorausgesetzt, daß Sybel Historiker blieb und Pfordten Minister.

Manche haben wol gemeint, König Max zähle zu jenen nicht ganz seltenen Kunstfreunden auf dem Throne, die sich in die Hallen der Kunst und Wissenschaft flüchten, weil ihnen das trockene Tagewerk des politischen Regiments zu mühselig und langweilig ist, und weil sie andererseits ihren Ehrgeiz und ihr Gewissen dann doch durch irgendwelche namhafte That beruhigen wollen. Diese Auffassung unsers Königs war grundfalsch und sehr ungerecht. Sein ganzes Leben widerspricht ihr, zumal aber die Tragödie seiner letzten Lebensjahre.

Ich sage die Tragödie. Denn wie man bei äußerm Miserfolge unter Umständen in sich selbst befriedigt und resignirt heiter bleiben mag, so kann es andererseits auch einen äußern Erfolg geben, der mit schwerer Selbstentsagung erkauft, unlösbare tragische Conflicte unserer Seele zurückläßt. Das Leben des Königs Max zeigt diese beiden Zustände und gliedert sich dem entsprechend nach zwei Perioden, für welche das Jahr 1859 den Wendepunkt bildete.

Versetzen wir uns auf den subjectiven Standpunkt des Königs. Das erste Jahrzehnd seiner Herrschaft brachte ihm nur sehr getheilte Anerkennung, schwache, halbe Erfolge nach außen; aber es waren die Tage seines eigenthümlichsten, fröhlichsten und hoffnungsreichsten Schaffens. Im März 1848 auf den Thron gelangt, theilte er zunächst das Schicksal fast aller damaligen Fürsten und Minister: unbedingtes Vertrauen und schwärmerische Erwartung der herrschenden Parteien am Anfang, und bittere Verstimmung der Enttäuschten rasch hinterdrein. Es erging den neuen Fürsten gerade

so wie ihren sprichwörtlich gewordenen „Märzministerien", und die Schuld lag durchaus nicht überall in den Personen, sondern viel öfter noch im Gesammtcharakter jener jugendlich-idealistischen Zeit.

Als die Sturmflut der Revolution abgelaufen war, trat der Zwiespalt der deutschen Stämme und Regierungen so klaffend wie nur jemals zu Tage; wir standen hart vor einem Bruderkriege, und die Stellung, welche Baiern während des unseligen Jahres 1850 einnahm, entfremdete ihm die Sympathien eines großen Theiles von Deutschland. Die Reaction im Innern folgte, nicht blos in Baiern, sondern überall: sie war durchaus nicht blos eine Reaction der Fürsten, sie war vom Volksgeiste selbst gestützt und getragen, der culturgeschichtlich nothwendige Gegenzug gegen das überstürzende Vordrängen der Revolution, die weit weniger geschlagen worden war, als sie sich selbst vielmehr geschlagen hatte. Allein es entspricht nun einmal der sehr menschlichen Art der öffentlichen Meinung, daß sie den Ruhm der Revolution ausschließend dem Volke zuschrieb, das Gehässige der Reaction den Regierenden.

Die funfziger Jahre waren für Deutschland eine schwüle, lastende Zeit, vergleichbar der heißen Mittagsstunde, wo der Tag stillzustehen scheint; aber er steht nicht still, heimliches Leben webt in der täuschenden Ruhe. Gerade diese Tage scheinbaren Stillstandes waren nun höchst günstig für einen Fürsten wie König Max; er konnte Muße gewinnen für seine Reformplane der Geistesbildung, er konnte Ruhe und Sammlung bei den Gebildeten voraussetzen für die Aufnahme derselben. Allein er fand zunächst doch sehr wenig Dank und Entgegenkommen aus den bereits angedeuteten Gründen. Man wußte nicht was er wollte; man hatte Anderes von ihm erwartet. Es geht den Fürsten genau wie den Schriftstellern: das Publikum dankt ihnen nicht, was sie später

wirklich bringen, sondern was sie nach seiner, beim ersten Auftreten vorgefaßten Meinung eigentlich hätten bringen sollen. Darüber hat schon Goethe geklagt, auch König Max konnte darüber klagen.

So sagte man sich denn gerade zu jener Zeit, wo der König erst recht zu regieren beginnen wollte, in Baiern nicht selten die bestimmte Nachricht ins Ohr: er sei ein kränklicher Mann, der Krone satt, er werde ihr demnächst entsagen, seine Neigungen zögen ihn überhaupt zu einem geistig angeregten Privatleben, nicht zum Fürstenberufe. So sprachen Unzufriedene, welche bereits verwirklicht sahen, was sie hofften. Diese Unzufriedenen konnten aber zwei sehr verschiedenen Kreisen angehören. Denn den Liberalen war sein Ministerium zu reactionär und particularistisch und den Ultramontanen sein wissenschaftliches Cabinet zu liberal und unbairisch. Es schien dann, als müsse der Fürst in diesen Gegensätzen sich in sich selber aufheben.

Allein der König, überhaupt nicht so kränklich, wie man ihn häufig darstellte, hat schwerlich je daran gedacht, das Scepter niederzulegen, und damals am allerwenigsten; er war eifersüchtig auf seine Macht, und zu seiner bestimmtesten Eigenart gehörte gerade dies, daß er mit wahrer Gewissensangst rang, seine persönlichen Neigungen in die Aufgabe des Königs zu übersetzen. Uebrigens kam etwas später einmal eines Abends die Rede auf freiwillige Thronentsagungen, als Sybel einen fesselnden Vortrag über Victor Amadeus von Sardinien hielt, der zu Gunsten seines Sohnes Karl Emanuel abgedankt hatte, nachgehends aber gar gern wieder König geworden wäre. König Max war mit uns andern der Ansicht, daß wol überhaupt noch kein Fürst — auch Karl V. eingeschlossen — freiwillig entsagt habe, der nicht hinterher zu zeiten den voreiligen Schritt gern wieder zurückgenommen, — wenn er's gekonnt hätte.

Der König hatte während der ersten Regierungsperiode allerdings einen so schweren Stand, daß er der undankbaren Aufgabe wol hätte überdrüßig werden können. Allein sie trug ihr Befriedigendes in sich. Er wollte das bairische Volk der geistigen Isolirung entreißen, worin es seit drei Jahrhunderten mehr oder minder verharrt hatte. Es gibt dreierlei deutschen Particularismus mit sehr ungleich vertheilten Lichtern und Schatten: einen Particularismus der Dynastien und Staaten, einen Particularismus des naiven Volksgeistes — der „Stämme", wie man so zu sagen pflegt — und einen Particularismus der Bildung. Wenn Baiern so ausgeprägten Sondergeist entwickelte, so liegt der Hauptgrund darin, daß diese drei Formen des Particularismus bei ihm ergänzend zusammenfielen. Den Stammesparticularismus wollte der König schonen (obgleich er ihm öfters wider Willen vor den Kopf stieß), den Particularismus der Bildung dagegen brechen. Denn er erkannte wohl, daß Baiern den großen nationalen Aufschwung des 18. Jahrhunderts in Philosophie, Poesie und Literatur nur halbwegs miterlebt hatte, und er erkannte die Folgen.

Nun war ihm aber sein Vater hier auf einem andern und obendrein weit günstigern Punkte vorausgeeilt. Auch Ludwig I. hatte versucht, Baiern aus der frühern Isolirung im deutschen Geistesleben herauszuziehen, indem er eine Kunstschule gründete, welche von München aus, bei Freunden und Gegnern Epoche machend, auf ganz Deutschland wirkte. Waren ihre hervorragendsten Meister auch keineswegs allesammt geborene Baiern, so hatten sie doch in Baiern erst sich selbst gefunden und einen Boden dazu, den ihnen damals kein anderes deutsches Land bieten konnte. Jedes Volk läßt sich's gern gefallen, daß heimische Leistungen erobernd nach außen dringen, und sieht dann auch ruhig zu, wenn seine Besonderheit Gemeingut wird und

stellte, der gäbe gleichfalls ein unwahres, weil ein geschmeicheltes Bild. Denn auch der unverantwortliche constitutionelle Fürst ist dennoch wiederum in Person verantwortlich für seine verantwortlichen Minister, nicht zwar im staatsrechtlichen Sinne, aber vor dem höchsten Forum — der Geschichte.

VI.

Wäre König Max lediglich seiner Natur und Neigung gefolgt, so würde er als ein aufgeklärter, volksfreundlicher Absolutist regiert haben. Er war kein großer Bewunderer der constitutionellen Staatsform und hatte wenig Freude an der prüfenden Kritik der Landtage. Dem sanguinischen Vertrauen, mit welchem wir manchmal im Gespräch die steigende Macht des Constitutionalismus prophezeiten, antwortete er mit rasch hingeworfenen Zweifeln, oder auch blos mit skeptischem Lächeln. Hätte ihm einer gesagt, daß der constitutionelle Apparat bereits zu veralten beginne, daß die Strömung der Zeit einen Rücklauf zur Erweiterung fürstlicher Machtvollkommenheit andeute, so würde er das wol nicht leichter, aber gewiß lieber geglaubt haben.

Trotzdem regierte er ehrlich verfassungstreu. Er war constitutionell nicht aus Neigung, sondern aus sauer erkämpfter Ueberzeugung; er förderte liberale Ideen, weil er echt conservativ gesinnt war. Denn diese liberalen Ideen waren gegeben, weitern Fortschritt vorbedingend, in der Verfassung, und vor allen Dingen glaubte er die Verfassung conserviren zu müssen. Daß er dies trotz manchmal irrender und strauchelnder Politik durchführte, daß die bairische Verfassung von 1818, die Revolutionszeit von 1848 und die Reactionsepoche des folgenden Jahrzehnts unversehrt überdauert hat, ist sein besonderer Ruhm. Und so erlebte

dieser Fürst in seinen letzten Jahren eine, man darf sagen, deutsche Popularität wegen seines streng constitutionellen Verhaltens und seiner liberalen Milde, obgleich er doch von Haus aus weder den constitutionellen Formen, noch den liberalen politischen Lehrsätzen geneigt war. Er verdiente diese Popularität aber mit vollstem Rechte; denn weil er etwas gelernt hatte und fortwährend lernte, so gewann hier seine Erkenntniß im Bunde mit seiner Gewissenhaftigkeit den Sieg über die ursprüngliche Neigung.

Auf diesen Gerechtigkeitssinn wird man bei der Charakteristik des Königs immer wieder zurückgeführt. Ich zeigte oben, wie derselbe seine Thatkraft mitunter lähmte; ich will hier eines harmlosern Conflicts gedenken, der einen tiefen psychologischen Blick gestattet. König Max lebte nicht nur in steter Sorge, daß gegenwärtig alles recht und gerecht angefaßt werde, er wollte auch, daß man streng gerecht gegen die Vergangenheit sei, ja er ängstigte sich wol gar, ob auch die Zukunft unserer Gegenwart werde Gerechtigkeit angedeihen lassen. Nun war er aber auch Poet, und da wollte ihm der Unterschied zwischen poetischer und historischer Gerechtigkeit niemals ganz in den Sinn. Er konnte es den Poeten nicht verzeihen, wenn sie historische Personen je nach Erforderniß der Farbenharmonie bald größer, bald kleiner malten, als sie wirklich gewesen, und ihnen wol gar bedenkliche Handlungen andichteten, welche poetisch wahr, aber geschichtlich nicht einmal wahrscheinlich waren. Es erschien ihm ganz unerträglich, daß ein Dichter so ganz nach Belieben hinterdrein die Leute besser oder schlechter machen wolle. Vergebens betonten wir dem entgegen eines Abends das Recht des Dichters, auch seine historischen Gestalten frei umzubilden, wie sie eben für die psychologischen, ethischen und künstlerischen Probleme seines Gesammtplanes am passendsten seien. Ihm bedünkte es niemals passend,

der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen. Und als sich nun in der Hitze des Wortgefechtes ein Historiker unsers Kreises gar zu dem äußersten Worte hinreißen ließ, ein Poet könne unter Umständen selbst das poetische Recht haben, den ersten Napoleon als einen ganz unkriegerischen Mann darzustellen, — da nahm der König die Sache fast persönlich. War es doch, als sähe er sich selbst bereits von einem künftigen Dichter nach innen und außen umgekehrt auf die Breter gebracht. Allein dies steht nicht zu befürchten. Das psychologisch so überaus fein nuancirte Charakterbild Maximilian's wäre wol eine dankbare Gestalt für einen spätern Novellisten, nicht aber für einen Dramatiker; und die Novellisten pflegen mit ihren historischen Helden doch meist etwas sanfter umzugehen wie die Dramendichter.

Der König gab manchen Beweis politischer Toleranz, welche zu seiner Zeit fast seltener war als die religiöse. Bei Berufung von Männern der Wissenschaft fragte er nicht nach deren politischem Katechismus, und verlieh seine Orden auch an offene Gegner der damaligen bairischen Politik, wenn sie in Literatur und Kunst Bedeutendes geleistet hatten. Seine besondere grundsätzliche Ungunst warf er auf die damals sogenannten „Gothaer"; trotzdem hat er nicht wenige, und darunter sehr namhafte Gothaer nach Baiern und in seine persönliche Nähe gezogen. Er legte ihrer freien wissenschaftlichen Wirksamkeit kein Hemmniß in den Weg, selbst wenn sie nach der Natur des Faches das politische Gebiet gestreift hätte, setzte aber allerdings stillschweigend voraus, daß man sich in solchem Falle praktisch-politischer Agitation enthalte. Diese politische Toleranz ist ihm nicht immer leicht geworden; das weiß ich aus seinem eigenen Munde. Als im Sommer 1858 eine Erweiterung der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Aussicht genommen und manche dahin zielende Projecte bespro-

chen wurden, worunter zuletzt die Historische Commission Leben und Bestand gewann, äußerte er mir sein lebhaftes Bedenken, daß hierdurch der Einfluß des gothaischen Elements in Baiern wachsen möge; denn diese Partei umschließe gerade die erwünschtesten gelehrten Kräfte. Trotz dieser Bedenken genehmigte er jenen Plan. Denn die deutsche Wissenschaft stand ihm doch zuletzt außerhalb der Parteien, wenn er auch ihre Träger innerhalb derselben wußte.

Bekanntlich wünschte und erstrebte König Max eine Reform des Deutschen Bundes im Geiste der Trias-Politik. Die Trias bedingte von selbst den großdeutschen Standpunkt. Dieses Wort war aber so vieldeutig wie kaum ein zweiter Parteiname. Die großdeutsche Partei ist nicht nur durch die Macht der äußern Verhältnisse verfallen und zu Grunde gegangen, sondern mindestens ebenso sehr durch ihre innere Zusammensetzung. Großdeutsche und Großdeutsche unterschieden sich wie Tag und Nacht und nur ein einzelnes Ziel hielt alle zusammen, welches jedoch den Einen Hauptziel, den Andern blos Nebensache und Mittel zum Zwecke war. Man konnte großdeutsch sein aus Ultramontanismus, großdeutsch aus Particularismus, aus Reactionslust, großdeutsch aus Vorliebe für Oesterreich oder aus Abneigung gegen Preußen; es gab aber auch echt deutsche Großdeutsche, welche dem von jenen verfälschten Programm anhingen, weil sie nur in dem Vollbestand der gesammten Nation die Zukunft Deutschlands gesichert glaubten, und diesen Vollbestand konnten sie sich nicht denken ohne Deutsch-Oesterreich. Leider erwiesen sich jene bedenklichen Elemente als die eigentlichen Realpolitiker der Gruppe, und diese echt deutschen Männer als die Idealisten.

Aus welchen Gründen war nun König Maximilian großdeutsch? Aus Liebe zum Ultramontanismus gewiß nicht, denn er sah in diesem vielmehr seinen bittersten Geg-

ner; auch nicht aus Reactionslust, denn man machte es ihm ja umgekehrt zum Vorwurfe, daß er fortwährend fortschrittseifrige Norddeutsche in sein Land berufe; noch weniger aus grundsätzlichem Preußenhaß: erkannte er doch klarer als sehr viele seiner Unterthanen, welche Segnungen Preußen seit einem Jahrhundert über Deutschland gebracht, und suchte jenen Geist der Ordnung und der Wissenschaft, den er dort bewunderte, auch seinem Volke gesteigert anzueignen. Besondere Neigung für Oesterreich und dessen Suprematie machte ihn wol ebenso wenig zum Großdeutschen. Es kreuzten sich vielmehr zwei ganz andere gemischte Motive.

Des Königs deutsche Gesinnung wurzelte vorab im Gemüthe, sie war in jüngern Jahren entwickelt und gehegt worden nach den romantisch-conservativen Traditionen der vormärzlichen Zeit, wo national und liberal noch als Gegensätze galten. Die neuen kleindeutschen Ideen, wie sie das Jahr 1848 zur Reife brachte, stießen ihn schon durch ihren revolutionären Ursprung ab, und sein milder, vor schroffem, gewaltthätigem Eingreifen zurückschreckender Sinn konnte sich die gedeihliche Fortentwickelung Deutschlands nur auf der gegebenen föderalistischen Basis denken. Daß er aber hier nicht bei dem absterbenden alten Bunde Genügen fand, beweist sein rastloses Andringen auf Reform desselben, daß er für deutsche Macht und Ehre ein Herz besaß, seine warme, thatkräftige Theilnahme für Schleswig-Holstein, die bedeutungsvoll den Anfangs- und Schlußpunkt seiner Regentenbahn verklärt hat. Er war also Großdeutscher aus patriotischem Idealismus.

Hiermit ist jedoch nur erst die Hälfte gesagt. Des Königs höchster Ehrgeiz war, nicht blos für Baiern, sondern durch Baiern für Deutschland eine besondere Culturmission zu erfüllen. Um dies zu können, mußte er seines Erachtens vor allen Dingen König von Baiern sein. Was ihm die

freie Hand lähmte, das schien ihm an jene hohe Aufgabe zu tasten. Er war Particularist, aber nicht in dem Geiste, wie es der letzte Kurfürst von Hessen, sondern wie es Karl August von Weimar, wie es am Ende auch die besten Könige von Preußen gewesen: er wollte seine Sondermacht behaupten, weil er nur auf sie gestützt für Deutschlands Größe wirken zu können glaubte. Und niemand wird sagen, daß er diese Macht in blos localpatriotischem, oder gar in persönlichem oder dynastischem Egoismus ausgenutzt habe. Den echten Baiern war er ja niemals bairisch genug, und der alte König Ludwig meinte zürnend, sein Sohn sei viel mehr ein Sachse, indem er der Mutter Art folge, als ein rechter Wittelsbacher.

Nach dem Vorgesagten begreift sich's nun, wie und warum König Max immer wieder zu seinem Trias-Programm zurückkehrte, zu dem Gedanken einer Dreigliederung Großdeutschlands, in welcher neben den beiden Großmächten die kleinern Staaten, als verbundene und verbindende dritte Gruppe unter Baierns Führung, durch liebevollste, individuellste innere Culturpflege ihren besondern Beruf für die Einigung und Kräftigung des großen Ganzen üben sollten. Und solchergestalt sah er dann auch seine private Bildungspflege als mit seiner bairischen und deutschen Politik unlösbar verbunden an. Zwischen den Ministern (den Cultusminister stellenweise ausgenommen) und den gelehrten Freunden und Rathgebern des Königs, bestand kein persönliches Zusammenwirken, sondern vielmehr gegenseitige Entfremdung, gegenseitiges Ignoriren, und mehrere der einflußreichsten Genossen des Symposions, ja vielleicht die meisten, bekannten sich nicht entfernt zum Programm Großdeutschlands und der Trias. Und da der König für jeglichen nur das besondere Fach beachtete, welches er ihm einmal zuschrieb, so bekümmerte er sich wenig um diese offene Kluft. Er selbst hatte

sie im Geiste überbrückt, er glaubte, daß die verschiedensten Geister doch zuletzt dem einen, oben angedeuteten Endziele dienten, und fand keinen Widerspruch darin, daß Sybel und Pfordten zugleich sein höchstes Vertrauen genossen, vorausgesetzt, daß Sybel Historiker blieb und Pfordten Minister.

Manche haben wol gemeint, König Max zähle zu jenen nicht ganz seltenen Kunstfreunden auf dem Throne, die sich in die Hallen der Kunst und Wissenschaft flüchten, weil ihnen das trockene Tagewerk des politischen Regiments zu mühselig und langweilig ist, und weil sie andererseits ihren Ehrgeiz und ihr Gewissen dann doch durch irgendwelche namhafte That beruhigen wollen. Diese Auffassung unsers Königs war grundfalsch und sehr ungerecht. Sein ganzes Leben widerspricht ihr, zumal aber die Tragödie seiner letzten Lebensjahre.

Ich sage die Tragödie. Denn wie man bei äußerm Miserfolge unter Umständen in sich selbst befriedigt und resignirt heiter bleiben mag, so kann es andererseits auch einen äußern Erfolg geben, der mit schwerer Selbstentsagung erkauft, unlösbare tragische Conflicte unserer Seele zurückläßt. Das Leben des Königs Max zeigt diese beiden Zustände und gliedert sich dem entsprechend nach zwei Perioden, für welche das Jahr 1859 den Wendepunkt bildete.

Versetzen wir uns auf den subjectiven Standpunkt des Königs. Das erste Jahrzehnd seiner Herrschaft brachte ihm nur sehr getheilte Anerkennung, schwache, halbe Erfolge nach außen; aber es waren die Tage seines eigenthümlichsten, fröhlichsten und hoffnungsreichsten Schaffens. Im März 1848 auf den Thron gelangt, theilte er zunächst das Schicksal fast aller damaligen Fürsten und Minister: unbedingtes Vertrauen und schwärmerische Erwartung der herrschenden Parteien am Anfang, und bittere Verstimmung der Enttäuschten rasch hinterdrein. Es erging den neuen Fürsten gerade

so wie ihren sprichwörtlich gewordenen „Märzministerien", und die Schuld lag durchaus nicht überall in den Personen, sondern viel öfter noch im Gesammtcharakter jener jugendlich-idealistischen Zeit.

Als die Sturmflut der Revolution abgelaufen war, trat der Zwiespalt der deutschen Stämme und Regierungen so klaffend wie nur jemals zu Tage; wir standen hart vor einem Bruderkriege, und die Stellung, welche Baiern während des unseligen Jahres 1850 einnahm, entfremdete ihm die Sympathien eines großen Theiles von Deutschland. Die Reaction im Innern folgte, nicht blos in Baiern, sondern überall: sie war durchaus nicht blos eine Reaction der Fürsten, sie war vom Volksgeiste selbst gestützt und getragen, der culturgeschichtlich nothwendige Gegenzug gegen das überstürzende Vordrängen der Revolution, die weit weniger geschlagen worden war, als sie sich selbst vielmehr geschlagen hatte. Allein es entspricht nun einmal der sehr menschlichen Art der öffentlichen Meinung, daß sie den Ruhm der Revolution ausschließend dem Volke zuschrieb, das Gehässige der Reaction den Regierenden.

Die funfziger Jahre waren für Deutschland eine schwüle, lastende Zeit, vergleichbar der heißen Mittagsstunde, wo der Tag stillzustehen scheint; aber er steht nicht still, heimliches Leben webt in der täuschenden Ruhe. Gerade diese Tage scheinbaren Stillstandes waren nun höchst günstig für einen Fürsten wie König Max; er konnte Muße gewinnen für seine Reformplane der Geistesbildung, er konnte Ruhe und Sammlung bei den Gebildeten voraussetzen für die Aufnahme derselben. Allein er fand zunächst doch sehr wenig Dank und Entgegenkommen aus den bereits angedeuteten Gründen. Man wußte nicht was er wollte; man hatte Anderes von ihm erwartet. Es geht den Fürsten genau wie den Schriftstellern: das Publikum dankt ihnen nicht, was sie später

wirklich bringen, sondern was sie nach seiner, beim ersten Auftreten vorgefaßten Meinung eigentlich hätten bringen sollen. Darüber hat schon Goethe geklagt, auch König Max konnte darüber klagen.

So sagte man sich denn gerade zu jener Zeit, wo der König erst recht zu regieren beginnen wollte, in Baiern nicht selten die bestimmte Nachricht ins Ohr: er sei ein kränklicher Mann, der Krone satt, er werde ihr demnächst entsagen, seine Neigungen zögen ihn überhaupt zu einem geistig angeregten Privatleben, nicht zum Fürstenberufe. So sprachen Unzufriedene, welche bereits verwirklicht sahen, was sie hofften. Diese Unzufriedenen konnten aber zwei sehr verschiedenen Kreisen angehören. Denn den Liberalen war sein Ministerium zu reactionär und particularistisch und den Ultramontanen sein wissenschaftliches Cabinet zu liberal und unbairisch. Es schien dann, als müsse der Fürst in diesen Gegensätzen sich in sich selber aufheben.

Allein der König, überhaupt nicht so kränklich, wie man ihn häufig darstellte, hat schwerlich je daran gedacht, das Scepter niederzulegen, und damals am allerwenigsten; er war eifersüchtig auf seine Macht, und zu seiner bestimmtesten Eigenart gehörte gerade dies, daß er mit wahrer Gewissensangst rang, seine persönlichen Neigungen in die Aufgabe des Königs zu übersetzen. Uebrigens kam etwas später einmal eines Abends die Rede auf freiwillige Thronentsagungen, als Sybel einen fesselnden Vortrag über Victor Amadeus von Sardinien hielt, der zu Gunsten seines Sohnes Karl Emanuel abgedankt hatte, nachgehends aber gar gern wieder König geworden wäre. König Max war mit uns andern der Ansicht, daß wol überhaupt noch kein Fürst — auch Karl V. eingeschlossen — freiwillig entsagt habe, der nicht hinterher zu zeiten den voreiligen Schritt gern wieder zurückgenommen, — wenn er's gekonnt hätte.

Der König hatte während der ersten Regierungsperiode allerdings einen so schweren Stand, daß er der undankbaren Aufgabe wol hätte überdrüßig werden können. Allein sie trug ihr Befriedigendes in sich. Er wollte das bairische Volk der geistigen Isolirung entreißen, worin es seit drei Jahrhunderten mehr oder minder verharrt hatte. Es gibt dreierlei deutschen Particularismus mit sehr ungleich vertheilten Lichtern und Schatten: einen Particularismus der Dynastien und Staaten, einen Particularismus des naiven Volksgeistes — der „Stämme", wie man so zu sagen pflegt — und einen Particularismus der Bildung. Wenn Baiern so ausgeprägten Sondergeist entwickelte, so liegt der Hauptgrund darin, daß diese drei Formen des Particularismus bei ihm ergänzend zusammenfielen. Den Stammesparticularismus wollte der König schonen (obgleich er ihm öfters wider Willen vor den Kopf stieß), den Particularismus der Bildung dagegen brechen. Denn er erkannte wohl, daß Baiern den großen nationalen Aufschwung des 18. Jahrhunderts in Philosophie, Poesie und Literatur nur halbwegs miterlebt hatte, und er erkannte die Folgen.

Nun war ihm aber sein Vater hier auf einem andern und obendrein weit günstigern Punkte vorausgeeilt. Auch Ludwig I. hatte versucht, Baiern aus der frühern Isolirung im deutschen Geistesleben herauszuziehen, indem er eine Kunstschule gründete, welche von München aus, bei Freunden und Gegnern Epoche machend, auf ganz Deutschland wirkte. Waren ihre hervorragendsten Meister auch keineswegs allesammt geborene Baiern, so hatten sie doch in Baiern erst sich selbst gefunden und einen Boden dazu, den ihnen damals kein anderes deutsches Land bieten konnte. Jedes Volk läßt sich's gern gefallen, daß heimische Leistungen erobernd nach außen dringen, und sieht dann auch ruhig zu, wenn seine Besonderheit Gemeingut wird und

also zuletzt sein eigener Bildungsparticularismus auf diesem Wege aus dem Lande fährt. Aber der umgekehrte Weg gefällt keinem Volke. Diesen schlug König Max ein; jenen hatte König Ludwig eingeschlagen. Der Vater wirkte aus Baiern heraus für das künstlerische Deutschland; der Sohn wollte aus Deutschland heraus für Baiern wirken.

Eine weitere Thatsache gesellte sich erschwerend für diesen hinzu. Der alte König konnte an locale Traditionen der bildenden Kunst knüpfen, die schon im 16. und 17. Jahrhundert Baierns besonderer Ruhm gewesen war; der junge König mußte vielmehr mit Ueberliefertem brechen, und es meinten noch immer Leute genug, jene altbairische Jesuitenzeit, welche so glänzende Erzbilder in München aufgestellt, habe auch eine glänzende gelehrte Bildung geschaffen. Nur wer selbst schon höher gebildet ist, begreift Gang und Werth eines allgemeinen Bildungsplans, während monumentale Kunstwerke aller Welt imponirend ins Auge fallen. Man fragte auch — immer in jener ungerechten Parallele befangen — wo denn die epochemachenden Bücher seien, die während der neuen Aera zu München geschrieben würden und sich neben die Bauten, Gemälde und Bildwerke des königlichen Vorgängers stellen könnten? Allein es galt ja zunächst weit weniger einzelnen örtlichen Leistungen, als einem Zusammenwirken der Geister nah und fern, es galt einen großen geistigen Proceß zu fördern, für welchen in Berlin und Wien so gut wie in München Kräfte angeregt wurden, einen Proceß, der durch tausend kleine Factoren bedingt war und dessen Macht und Gehalt nur leise, langsam und spät vollauf zu Tage treten konnte. Das Volk macht es aber genau wie die großen Herren: beide wollen alles gleich fertig sehen und haben selten ein Verständniß für das allmähliche Werden und Wachsen.

Und nun komme ich auch bei dieser auf den Sohn drückenden Parallele mit dem Vater noch einmal auf die politischen Zustände der funfziger Jahre zurück. Die unbefriedigende Lage Deutschlands warf ihre Schatten selbst auf die edelsten Culturplane des jungen Fürsten. Der alte, vom Throne herabgestiegene König Ludwig hingegen stand neben dem Sohne in desto glänzenderm Lichte — nicht weil er eine bessere Politik trieb, sondern weil er als Kunstfürst immer noch König war und gar keine Politik mehr zu treiben hatte. Er genoß das seltene Glück, den Ruhm seiner Kunstpflege zu ernten und sich an dieser Frucht seines Lebens rein zu erfreuen, während die Misgriffe seines politischen Regiments und die viel unglücklichern Zustände Baierns und Deutschlands zu Abel's Zeiten bereits historisch geworden, das heißt von den meisten Menschen vergessen waren.

Trotzdem ermüdete König Max nicht in rüstigem Fortarbeiten, obgleich er's, genau genommen, gar niemand recht machte.

Da kam das Frühjahr 1859. Der italienische Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich drohte; die öffentliche Stimme in Baiern forderte laut die augenblickliche, thatkräftige Unterstützung Oesterreichs, sie argwöhnte, der König möge, seinen vielberedeten „norddeutschen“ Sympathien getreu, vielmehr an Preußens zögernde Politik sich anschließen. Ihm blieb die Gärung der Gemüther nicht unbekannt; er wollte wissen, wie sein Volk über ihn denke, was man misbillige, was erwarte. War er doch immer bereit zu hören und zu lernen. Stimmführer aus zwei sehr verschiedenen Lagern wußten ihn damals von den Fehlern seiner Politik zu überzeugen: von altbairisch-nativistischer Seite hieß es, das Volk sei wol in allen Stücken zufrieden mit ihm, aber es nehme Anstoß an seiner „fremden“ Umgebung, an den

norddeutschen Berathern seiner wissenschaftlichen — und vielleicht gar seiner politischen — Plane; von liberaler Seite dagegen behauptete man, die innere Ruhe werde nur dann wiederkehren, wenn ein ehrlich liberales Ministerium, minder beeinflußt vom Cabinet, an die Spitze trete und nach streng constitutioneller Richtschnur in Eintracht mit dem Landtage seine gemessenen Pfade gehe. Der König wollte Frieden mit seinem Volke: er nahm sich beide Rathschläge zu Herzen.

Zwar ließ er seine bisherigen Freunde auch jetzt nicht fallen; allein die Zusammenkünfte wurden mit der Zeit spärlicher, sie gewannen wieder mehr den ursprünglichen Charakter geselligen Verkehrs und Austausches als ernstlicher Arbeit und persönlicher Berathung. Der König verzichtete nicht auf die Durchführung bereits begonnener Unternehmen und Plane, aber er entwarf wesentlich keine neuen mehr. Er bezwang sich gleicherweise nach zwei Seiten: er regierte als liberal-constitutioneller Fürst und verzichtete auf weiteres selbstthätiges Vorgehen in Kunst und Wissenschaft. Daß einzelne seiner bedeutendsten Unternehmen erst jetzt und später ans Licht traten, widerspricht dem nicht: der Gedanke war schon früher gefaßt, geformt, zur Ausführung vorbereitet. Die Periode seiner schöpferischen Ideen schloß mit 1859. Selbst die Begeisterung für seine Jugendliebe, die Poesie, schien zu ermatten.

Dagegen gewann er jetzt erst weithin Erfolg und Popularität; man nannte den bürgerlich schlichten Mann, der mit sich selbst gebrochen hatte, um „mit seinem Volke in Frieden" zu leben, einen volksthümlichen Musterfürsten.

So verstehe ich jenes oft wiederholte, vielgedeutete und misdeutete Wort; war es auch nicht so gemeint, wie manche es auslegten, so gereichte es doch jedenfalls dem Könige subjectiv zur größten Ehre. Und an dieses Wort knüpfe

ich wiederholt den vorher vielleicht dunkeln Ausdruck, daß ein tragischer Zug durch die Geschichte seiner letzten Lebensjahre gehe. Jetzt erst lächelte ihm allerdings der schönste Erfolg, den überhaupt ein Fürst gewinnen kann: die Liebe seines Volkes und die Verehrung vieler der besten deutschen Männer auch jenseit der bairischen Grenzen; aber er hatte diesen Erfolg, diesen Frieden mit seinem Volke erkauft durch den Bruch mit sich selbst, der nach seiner ganzen Natur und Art einen unlösbaren Conflict in seinem Innern zurücklassen mußte. Mancherlei Anzeigen berechtigen zu diesem Schlusse. Und ob König Max nicht dennoch eigentlich das Bedeutendste und Eigenste, was die volle Signatur seines Charakters gibt, geleistet hat in jener frühern Periode, wo er es fast keinem Menschen recht machte, aber seinen eigenen Idealen rastlos zu Dank arbeitete — das wird das Urtheil einer spätern Zeit entscheiden.

Die historische Gestalt dieses so originalen und doch so zart und gemischt organisirten Fürsten läßt sich in folgenden kurzen Worten plastisch skizziren:

Er förderte und ehrte Kunst und Wissenschaft, indem er mit Künstlern und Gelehrten arbeitete und lernte. Die Aristokratie des Geistes stand ihm höher als die Geburtsaristokratie. Seiner Natur nach ein humaner, aufgeklärter Absolutist, regierte er constitutionell und wurde zuletzt ein freisinnig-constitutioneller Monarch aus Pflichtgefühl und Rechtssinn. Er bedurfte der Anerkennung, aber er suchte sie nicht, und als er sich selbst am meisten verleugnete, kam sie ihm von selbst entgegen. Er zeigte die Liebe zu seinem Volke, indem er es mit rastloser Hingabe studirte und den eigenen Frieden an den Frieden mit seinem Volke setzte. Er regierte zu einer Zeit der „Reaction", welche trotzdem die mächtigsten Fortschritte des nationalen Geistes vorbereitete. In solchem Doppelsinn mag man ihn einen ausgesprochenen

Typus jener Zeit nennen. Ohne die stille, entsagungsreiche Arbeit der funfziger Jahre hätten die siebziger Jahre nicht so erhebend begonnen, eine neue große Epoche weissagend, wie es geschehen ist. König Max war nicht der letzten einer unter den eifrigen Hütern des guten deutschen Geistes in schwüler Zeit. Und wenn sich das bairische Volk in den schwersten Stunden des Jahres 1870 als echt, treu und deutsch erprobt hat, wenn jetzt ein ganz anderer Geist im Lande weht als vor Jahrzehnden, wenn Baierns Volk und Staat im neuen Deutschen Reiche eine würdigere und bedeutendere Rolle gewonnen haben als jemals im alten Deutschen Bunde — dann vergesse man angesichts alles dessen nicht, daß König Max es war, der mit redlicher, mühevoller Arbeit zu solchen Früchten den Boden bereiten half.

Die Marquise du Deffand.

Ein Sittenbild aus dem 18. Jahrhundert

von

Hans Prutz.

In der Straße Saint-Dominique in Paris standen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die weitläufigen Gebäude des Klosters zu Sanct-Joseph. Dasselbe war eine Art Hospital, allerdings sehr vornehmen Ranges. Es war nämlich gestiftet von Frau von Montespan, der Maitresse Ludwig's XIV., welche fast zehn Jahre lang den unsteten Sinn des Königs zu fesseln und so Frankreich zu beherrschen und die europäische Politik zu beeinflussen gewußt hatte, für die aber doch auch endlich die Stunde der Erniedrigung schlug, in welcher sie den Platz an der Seite des mächtigsten Herrschers von Europa der von ihr selbst aus der Verborgenheit gezogenen geistvollen und klug berechnenden Witwe des Dichters Scarron abtreten mußte. In klösterlicher Einsamkeit, unter Bußübungen und Kasteiungen, ihren Leib mit blutigen Geiselhieben zerfleischend, suchte die einst allgewaltige Frau da die Schuld zu sühnen, welche sie göttlichen Geboten und menschlichen Rechten gegenüber durch ihr bisheriges Leben auf sich geladen hatte. Die Schätze, welche die Freigebigkeit ihres königlichen Geliebten ihr in Ueberfülle in den Schos geworfen, wurden an die Armen vertheilt — als ob im Kleinen das wieder hätte gut gemacht werden können, was erst im Großen so frevelhaft gesündigt worden war. So gründete Frau von Montespan damals

auch das Kloster zu Sanct-Joseph, bestimmt, Damen der höhern Stände ein bequemes Unterkommen zu gewähren und Schutz zu bieten gegen die mannichfachen Gefahren, von welchen dieselben, alleinstehend inmitten der Gesellschaft jener Zeit, täglich und stündlich umlagert waren. Namentlich für Witwen und dann für Frauen, welche — damals eine sehr häufige, ja fast eine gewöhnliche Erscheinung — von ihren Männern getrennt lebten, sollte durch diese Stiftung die Möglichkeit geboten werden, auch mit beschränkten Mitteln angenehm zu leben. Eine Art von Damenstift also war das Wesentliche an der Gründung der Frau von Montespan, und ein Kloster war dieselbe höchstens ihrem Namen nach.

Die Räume dieses Josephsklosters nun sind der Schauplatz merkwürdiger Scenen gewesen, und wunderliche Dinge würden uns die einst mit schweren Rococogobelins überhangenen Wände erzählen können. Denn bunt genug ist die Gesellschaft der Personen, welche theils gleichzeitig, theils nacheinander Insassen des Sanct-Josephsklosters gewesen sind. Da begegnet uns zunächst Frau von Montespan selbst, welche zeitweise dort Schutz suchte vor den sie verfolgenden Bildern ihrer Vergangenheit, der ihren Stolz so tief beugenden Erniedrigung der Gegenwart und der unter Gewissensbissen mit allen Schrecknissen der Vergeltung ausgemalten Zukunft. Dann der Prätendent Karl Eduard, der letzte Stuart, der drei Jahre seines romantisch-abenteuerlichen Lebens in der Verborgenheit des Josephsklosters verbrachte, in der Liebe der schönen und geistreichen Prinzessin von Talmond, einer Bewohnerin desselben Gebäudes, Entschädigung für so viele Enttäuschungen und zugleich eine Beschäftigung seines unsteten Geistes findend. Endlich jene, um ihrer Schönheit, ihres Geistes und ihres Harfenspiels willen einst viel bewunderte Frau von Genlis, die nach einem wechselvollen Leben im Strudel einer sittenlosen Zeit als Romanschrift-

stellerin nach einem Namen gestrebt, aber nie sich über die Mittelmäßigkeit erhoben hatte, dann unter höchst zweideutigen Verhältnissen von dem Herzoge von Orleans (Philippe Egalité) zur Erzieherin seiner Kinder berufen wurde und auf den bildsamen Geist Ludwig Philipp's und seiner geliebten Schwester Adele nachhaltigen Einfluß übte. Ja es gab eine Zeit, wo die unscheinbaren Räume des Sanct-Josephsklosters einen Sammelpunkt des geistigen, literarischen und künstlerischen Lebens bildeten; wo dort das in allen Sachen des Geschmacks allein maßgebende Tribunal stand; wo die Koryphäen der Aufklärung, Dichter und Philosophen, Gelehrte und Staatsmänner täglich dort ein- und ausgingen, wo man von dort aus nach allen Seiten hin durch eine weitverzweigte Correspondenz wirkte, über den Kanal, nach Deutschland, Schweden und Dänemark ebenso gut wie nach dem Ufer der Newa und nach Moskau. Das waren die glänzendsten Tage, die das Sanct-Josephskloster gesehen: mit von dort aus zumeist beherrschte Voltaire, obgleich als Einsiedler zu Ferney lebend, die von ihm selbst einst in Fluß gebrachte, gewaltige geistige Strömung der Zeit; dort war gleichsam das Hauptquartier der Aufklärung und der Sammelplatz ihrer geistvollen Träger in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Förmlich gewallfahrtet wurde während jener Jahre nach der Straße Saint-Dominique auch von Fremden: denn nur dort konnte man einen Einblick gewinnen in die eigenthümliche Lebensart der Kreise, welche in ihrem Esprit zugleich den Geist der Zeit darstellten; nur dort konnte man Zeuge sein jenes wunderbar belebten Verkehrs, in welchem die Größen der Literatur und der Kunst, der Wissenschaft und der Politik ihre Neuigkeiten austauschten, für schwebende Fragen die Losung ausgaben, ihre kleinen und großen Intriguen planten, — ein Verkehr, der selbst auswärtigen Fürsten wichtig genug erschien, um

sich über dessen Gang im Großen und Kleinen durch besondere Correspondenten berichten zu lassen. Ja, selbst gekrönte Häupter hielten es nicht unter ihrer Würde, kamen sie nach Paris, in den lachenden und schwatzenden, ästhetisirenden und kritisirenden Kreisen der Dichter und Philosophen als gern gesehene Gäste zu erscheinen: Joseph II. ebenso wie Benjamin Franklin haben in jener Zeit in dem Sanct-Josephskloster eingesprochen.

Und was war der Mittelpunkt dieses durch ganz Europa berühmten, bald geachteten, bald gefürchteten Kreises? Eine hochbetagte Frau, körperlich leidend, des Augenlichtes beraubt, in beschränkten, fast ärmlichen Verhältnissen. Und doch ging ihr Name durch die ganze gebildete Welt und wurde überall mit Achtung, ja Ehrerbietung genannt. Ihre Zimmer im linken Flügel des Sanct-Josephsklosters waren Jahrzehnde hindurch der Sammelplatz für die Elite der Vertreter des Esprit und der Gönner derselben aus der heimischen Aristokratie wie aus der Zahl der bedeutenden fremden Gäste. Mehrmals in der Woche, regelmäßig aber Montags, war dort bis tief in die Nacht hinein ein Kreis versammelt, für welchen das bescheidene Souper, das die blinde Wirthin serviren ließ, durchaus nebensächlich war, wesentlich dagegen der feurig sprühende Geist der Unterhaltung, die in Ernst und Scherz das Niedrigste und Alltäglichste ebenso gut wie die höchsten Fragen in Dichtung und Philosophie und die wichtigsten Interessen in Religion und Politik berührte. — Später aber änderten sich die Zeiten: in den Gemächern, wo einst das geistige Leben der Aufklärungszeit so feurig gepulst, wurde es stiller und stiller, die berühmten Schöngeister zogen sich mehr und mehr zurück, einige wenige nur blieben dem alten Schauplatze ihrer Freuden in Dankbarkeit getreu; was an neuen Größen dorthin kam, erschien mehr aus Neugier und historischem Interesse, und nur selten noch

wurde ein Nachklang des frühern frischen und geistreichen Lebens bemerkbar. Jahrzehnde waren vergangen: noch immer aber sitzt die greise Frau in ihrem Lehnstuhle, in ihrem rastlosen Geiste den Glanz der Vergangenheit widerspiegelnd, die Stille und das Dunkel der Gegenwart aber um so tiefer empfindend, und sucht in fieberhafter Erregung und unstet zwischen den Extremen hin- und herspringend, vergeblich sich selbst und die wenigen, zweifelhaften Freunde, die ihr noch geblieben, über die Leerheit und Oede ihres Innern und die Unfruchtbarkeit und Werthlosigkeit des Treibens zu täuschen, an welches sie die Kraft ihres zu größern und edlern Dingen berufenen Geistes verschwendet hat.

Diese merkwürdige Frau, welche jahrelang einen der wichtigsten Brennpunkte in dem ganzen geistigen Leben der Aufklärungszeit bildete, die der glänzendste Vertreter derselben, Voltaire, ehrte durch den Beinamen der „blinden Hellseherin“, war die Marquise du Deffand. Ihr Name darf nicht übergangen werden, wo es sich um ein anschauliches Bild jener französischen Aufklärungszeit handelt.

Die Marquise du Deffand zählt zu den geistvollen und scharfsinnigen Frauen, welche die geistigen Größen der Zeit in ihren Salons versammelten und mit oft gepriesener Grazie und Feinheit den lebhaften Austausch zündender Gedanken zwischen denselben zu leiten und in den Schranken der feinsten geselligen Formen zu erhalten wußten. Es ist bekannt, zu welcher Macht in der Literatur und Politik diese pariser Salons — vorbereitet durch Marion Delorme und Ninon de l'Enclos, begründet eigentlich durch Madame de Sévigné (gestorben 1696) — sich unter der Leitung einer Tencin, Geoffrin, de l'Espinasse, Quinault und anderer erhoben haben. Ja man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß in diesen Bureaux d'Esprit die geistige

Umwandlung Frankreichs und der von dort beeinflußten modernen Bildung vollendet wurde, die mit den Schriften Voltaire's beginnend, in der revolutionären Zertrümmerung des alten Frankreichs ihren Abschluß fand.

Die Zeiten Ludwig's XIV., so glänzend sie gewesen und so sehr sie selbst Tieferblickende geblendet hatten, waren längst entschwunden, mit ihnen auch die unbedingte Herrschaft, welche das absolute Königthum in der Politik, der Hof in allen Fragen des Geschmacks und damit über den Entwickelungsgang von Kunst und Literatur geübt hatte. Während der Adel zugleich mit dem Königthume ergriffen war von der allgemeinen Entsittlichung, welche die bigote Frömmelei einer Maintenon doch nur schlecht verhüllte, und unter den wüsten Orgien der Regentschaft mehr und mehr in Schmuz und Fäulniß versank, erhob sich, zuerst in der beginnenden Oppositionsliteratur, der dritte Stand, das Bürgerthum, und trat an die Spitze der rücksichtslos vorwärts eilenden geistigen Bewegung, um dann von ihr aus sich endlich auch der politischen Entwickelung Frankreichs zu bemächtigen. Seitdem ging das geistige Leben Frankreichs in zwei verschiedene Strömungen auseinander, die einander bald feindlich begegneten und einen Vernichtungskampf begannen. Die Stütze und das Centrum des alten Systems blieb der Hof mit seiner Maitressen- und Günstlingswirthschaft, aufgehend in wüstem Sinnengenusse und in frevelhafter Gleichgültigkeit absterbend für die heiligsten Interessen des leidenden Volkes. Die Führer der Aufklärungsliteratur dagegen traten an die Spitze der Gegenpartei, welche den Kampf gegen das Alte bald nicht mehr blos auf literarischem, sondern auch auf politischem Gebiete aufnahm, und deren einzelne, so verschiedenartige Elemente sich in den Salongesellschaften krystallisirten. Namentlich geschah dies, seitdem die Regentschaft aller Sitte und Bildung ins Gesicht

zu schlagen gewagt hatte. Bezeichnend ist es da, daß gerade Frauen es waren, die leicht und graziös den Herrscherstab in den Salons führten, und daß unter ihrem Schutz und Schirm gerade die Tendenzen großgezogen wurden, welche die Fundamente alles Bestehenden untergraben und einen allgemeinen Zusammensturz herbeiführen sollten: — als ob das Recht der Wiedervergeltung hätte geübt werden sollen an einer Zeit, die schamloser als irgendeine andere, wie alles Edle, so namentlich die Hoheit des Weibes und die Heiligkeit der Ehe mit Füßen trat. Ebenso bezeichnend ist es, daß nicht selten gerade solche Frauen in ihren Salons die Beschützerinnen der neuen Literatur und Philosophie spielten, die selbst angefressen waren von der allgemeinen Sittenfäulniß und sich herumgetrieben hatten in dem wirren Strudel einer nur dem Sinnengenusse lebenden Gesellschaft und sich erst spät, schiffbrüchig an ihrer Ehre, in die höhern und reinern Sphären der Literatur und Kunst geflüchtet hatten. Auch in dieser neuen Stellung blieben solche Frauen durchaus emancipirte und suchten den Schauplatz ihrer Thätigkeit auf einem Gebiete, das unter naturgemäßen, ja nur einigermaßen normalen Verhältnissen der Gesellschaft dem Weibe immer verschlossen bleiben wird.

Auch in dieser Hinsicht kann man die Zeit der Aufklärung mit Recht in Vergleich stellen zu dem Zeitalter der Renaissance. Die gelehrten, schriftstellernden Frauen, im schöngeistigen Verkehre mit den bahnbrechenden Meistern der Kunst und Literatur, treten dort wie hier selbständig hervor, und andererseits vollendet die Lockerheit der Sitten in dem galanten Cinquecento die Aehnlichkeit der Renaissanceperiode und der Aufklärungszeit, nur daß die Entwickelung des 15. Jahrhunderts, die zur Entfaltung der modernen Bildung führt, eine aufsteigende ist, eine Art von Wiedergeburt darstellt, während dagegen die Aufklärung des

18. Jahrhunderts einen Proceß der Zersetzung, der Selbstauflösung vollzieht.

Was für die Bildung der Renaissance die erneute Bekanntschaft mit den Werken des classischen Alterthums gewesen, das wurde für die Aufklärung bekanntlich die Uebertragung dessen, was die voraneilende englische Literatur der sogenannten „Freigeister" geleistet hatte. Hierbei der Vermittler gewesen zu sein, war das epochemachende Verdienst Voltaire's, welcher schon dadurch allein mit Recht an die Spitze der gesammten französischen Bildung seiner Zeit gestellt worden wäre. Der aus England herübergebrachte Same entwickelte sich freilich in dem neuen Boden, worein er nun gesenkt wurde, in einer höchst eigenthümlichen Art. Aus den Prämissen, welche die englische Aufklärung geschaffen, zogen ihre französischen Weiterbildner die äußersten möglichen Consequenzen: der Sensualismus Locke's führte über Condillac zu La Mettrie und dem Système de la nature; der Skepticismus Hume's fand seinen Abschluß in Voltaire's „Écrasez l'infâme" und in dem Vernunftcultus der Schreckenszeit; die Lehre von der Souveränetät des Volkes wurde die Quelle, aus der die socialpolitischen Abenteuerlichkeiten eines Rousseau und anderer geflossen sind. Bei einer solchen Weiterbildung der aus England herübergekommenen Anfänge war es natürlich, daß man in Frankreich bald den Zusammenhang mit dem Mutterlande der Aufklärung ganz vergaß, ja, in mancher Hinsicht auf dasselbe als hinter der Entwickelung der Zeit zurückgeblieben geringschätzig herabblickte, und daß daher beide Länder in ihrem geistigen und literarischen Leben mehr und mehr einander entfremdet wurden. Dies zu verhindern war selbst der rege Verkehr nicht im Stande, welcher auch noch in der höchsten Blütezeit der Aufklärung, bis in die ersten Jahre der Regierung Ludwig's XVI. zwischen den geistigen Größen

beider Länder stattfand, ja, der damit begründete Gegensatz steigerte sich endlich zu einem solchen Grade der Schärfe, daß er praktisch und politisch zur Geltung kam, als England in der von Frankreich unterstützten Freiheit Nordamerikas die Consequenzen der in seiner eigenen Literatur zuerst großgezogenen Ideen bekämpfte.

Dieses eigenthümliche Verhältniß der französischen Aufklärung zu dem Mutterlande der Aufklärung überhaupt verleiht nun auch der Persönlichkeit und Wirksamkeit der Marquise du Deffand vor ähnlichen Frauen jener merkwürdigen Zeit noch ein besonderes Interesse. In der blinden Hellseherin verkörpert sich gleichsam der Zusammenhang der einander äußerlich schon entfremdeten englischen und französischen Aufklärung noch einmal, und zwar in der wunderbaren Form einer glühenden Leidenschaft, welche die Greisin aus dem Sanct-Josephskloster für Horace Walpole erfüllt, einen der eigenartigsten Vertreter der englischen Bildung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

In ihrer Jugend eine der Schönheiten, die in den Kreisen des Hofes, in der Umgebung des Regenten und Ludwig's XV. glänzten, hat die Marquise du Deffand noch die fernher rollenden Donner der Revolution vernehmen müssen; Theilnehmerin einst der berüchtigten petits soupers des Herzogs von Orleans, ist sie später gefeiert worden als die geistvollste und einsichtigste Gönnerin der neuen Philosophie und Literatur; einst in Ueppigkeit und Pracht dem Rausche des Sinnengenusses ergeben, hat sie am Abend ihres Lebens in fast ärmlichen Verhältnissen ein beschränktes Dasein geführt, dem ein Reiz nach dem andern, eine Freude nach der andern genommen wurde; als junge blühende Frau die Würde ihres Geschlechtes mit Füßen tretend, jede wahre Regung des Herzens von sich abweisend und die Liebe als eitlen Wahn belächelnd, verzehrt sie sich als erblindete

Greisin in einer mit spöttischer Verwunderung, ja oft mit kaltem Hohn beantworteten Leidenschaft für den egoistischen und eigensinnigen Horace Walpole; als junges Mädchen schon über die Religion und das Heiligste des Christenthums spottend und sich selbstgefällig spiegelnd in ihrem Atheismus, sucht sie gegen das Ende ihres Lebens vergeblich Trost zu gewinnen aus der Religion und den Spenden der Kirche, vergebens die furchtbare Leere auszufüllen, die ihr aus ihrem Innern entgegengähnt: so bietet uns die Marquise du Deffand eine Reihe von Gegensätzen, welche nicht nur unvereinbar, sondern selbst eingehendem psychologischem Studium unerklärbar erscheinen. Auch kann in dieses, auf den ersten Blick so wüste und unerquickliche Chaos nur dann Licht und Verständniß gebracht werden, wenn man die merkwürdige Trägerin desselben auffaßt als ein Product des gegensatzvollen, an innern Widersprüchen so reichen Jahrhunderts, welches sie in einer Ausdehnung hat mit durchleben können, wie es nur sehr wenigen neben ihr vergönnt gewesen ist. Und da nun die Marquise du Deffand durch ihre Abstammung mit den ersten Familien des alten Frankreichs verwandtschaftlich verbunden war, durch ihre gesellschaftliche Stellung mit den höchsten Kreisen in Berührung kam und dann Jahre hindurch der Mittelpunkt der aufgeklärten Gesellschaft war, so verkörpert sich für uns in der merkwürdigen Frau das Frankreich des 18. Jahrhunderts in den verschiedenen Richtungen seiner bewegten Entwickelung. Die sittliche Verdorbenheit der höfischen Kreise und die geistreiche Frivolität der literarischen und philosophischen Conventikel, der Skepticismus der schöngeistigen Voltairianer und der allumfassende Aufklärungstrieb der Encyklopädisten, aber ebenso gut auch die Selbstüberschätzung und Verblendung des alten Frankreichs und der herzlose Egoismus der mit dem alten Régime stehenden und fallenden Aristokratie, alle

diese Elemente, welche der Zeit vor der Revolution ein so merkwürdiges Gepräge geben, fließen in der Person der Marquise du Deffand zusammen.

Die Betrachtung derselben ist um so fesselnder und lehrreicher, als wir nicht blos angewiesen sind auf die bald im guten, bald im schlechten Sinn entstellenden Memoiren der Zeitgenossen, sondern in dem außerordentlich umfangreichen Briefwechsel der Marquise mit dem Präsidenten Hénault, Montesquieu, d'Alembert, Voltaire und Horace Walpole eine Quelle voll der unmittelbarsten Anschaulichkeit besitzen, aus welcher wir uns das Bild der merkwürdigen Frau bis in die kleinsten und feinsten Züge construiren können.*) Mehrere hundert Briefe spiegeln uns das Leben der Marquise während eines Zeitraums von 40 Jahren fast von Tag zu Tag und zugleich die literarischen, politischen und gesellschaftlichen Ereignisse der Zeit von 1742—80. Ja, bei der Treue, mit welcher die Marquise früher an den Präsidenten Hénault, später an Horace Walpole, fortdauernd, wenn auch mit einigen Unterbrechungen an Voltaire Bericht erstattet, kann man fast die ganze Unterhaltung der Salons von Sanct-Joseph wieder aufleben lassen, die Ideen verfolgen, welche dort herrschten, und die Urtheile, welche über die Ereignisse der Zeit gefällt wurden.

Marie de Vichy-Chamrond wurde 1697 geboren, vermuthlich zu Schloß Chamrond, dem Grafensitze ihres Vaters, Gaspard de Vichy, welcher mit Anna Brulart, der Tochter

---

*) Die vorstehende Arbeit beruht im wesentlichen auf der 1865 bei Henri Plon in Paris von M. de Lescure in zwei Bänden herausgegebenen „Correspondance complète de la Marquise du Deffand avec ses amis", deren Werth bedeutend erhöht wird durch die vom Herausgeber vorausgeschickte minutiöse Biographie der Marquise und ihrer Freunde.

des ersten Präsidenten des Parlaments von Bourgogne, vermählt war, aber nur ein mäßiges Vermögen besaß. Ihre Erziehung erhielt sie der Sitte der Zeit gemäß in dem Kloster de la Madeleine du Traisnel zu Paris. Was es mit einer solchen klösterlichen Erziehung junger Damen von Stande damals für eine Bewandtniß hatte, und von welchem Geiste der — Sittlichkeit dieselbe beherrscht zu sein pflegte, leuchtet ein, wenn man weiß, daß gerade die französischen Klöster jener Zeit die Schauplätze waren der feinsten und schlimmsten galanten Abenteuer, bei denen nur allzu oft das geistliche Gewand zum Deckmantel der Unsittlichkeit gemacht wurde, und daß in den Klöstern meist jene Laufbahnen begannen, welche nach einem in wildem Sinnengenusse vergeudeten Leben an allem verzweifelnde Büßerinnen zuletzt wieder Zuflucht suchend an den Ort ihres ersten Vergehens zurückführten. So war denn auch die Erziehung der jugendlichen Marie de Vichy frivol durch und durch: das kaum zehnjährige Mädchen gefiel sich darin, die Atheistin zu spielen, weshalb ihre Aeltern den berühmten Kanzelredner Massilon mit ihrer Bekehrung beauftragten, ohne daß von einem bemerkenswerthen Erfolge desselben zu berichten gewesen wäre. Als eine sich herrlich entfaltende Schönheit gefeiert, als liebenswürdig und geistreich gepriesen, wuchs Marie de Vichy so im Kloster auf, hinter dessen Mauern ihr die Welt, von der sie zweifellos nur schon allzu viel kennen gelernt hatte, nur um so lockender erscheinen mußte. Der Eintritt in dieselbe war nur durch eine Heirath möglich, und einen andern Zweck der Ehe hat auch damals kaum jemand gekannt, in einem Gesellschaftskreise, wo man Liebe zwischen Eheleuten geradezu als lächerlich verspottete und den Begriff ehelicher Treue kaum noch fassen konnte. Die wüste Orgie, auf welche die Regentschaft doch eigentlich hinauskam, hatte eben ihren Gipfelpunkt erreicht,

als die zu einer Schönheit gereifte Marie de Vichy sich im August 1718 mit dem dreißigjährigen Marquis du Deffand vermählte, einem Manne, den sie nicht kannte, den sie nicht liebte, mit dem sie auch nichts gemein haben wollte als den Namen: denn des Frauennamens bedurfte sie um völlig frei zu sein und ihr Leben nach ihrem Sinne genießen zu können.

Bald finden wir daher die schöne und geistvolle, dabei gefallsüchtige und von keinem scrupulösen Grundsatze angewandelte Marquise im Kreise jener Damen, die den Hofstaat des Regenten bildeten. Mit der damals allmächtigen Madame d'Averne befreundet, kommt die Marquise an den Hof und ist bald eine der gefeiertsten Zierden jener üppigen Gesellschaften zu Saint-Cloud und Versailles, bei welchen sinnlose Verschwendung das von den darbenden Unterthanen in jahrelanger Anstrengung mühsam Erarbeitete in Feuerwerken und bengalischen Flammen, Maskenzügen und Feereien während weniger Stunden vergeudete. Ja, bald (1721) konnte die vielbewunderte Marquise sich selbst der Gunst des Regenten rühmen: das letzte Band war damit zerrissen, welches sie noch mit dem bessern Theile der Gesellschaft zusammengehalten hatte. Am Hofe des Regenten lernte sie eben damals den jungen Arouet kennen, der es nach einer kurzen Haft in der Bastille doch bedenklich gefunden hatte, mit seinen beißenden Versen die herrschenden Größen zu necken und, sich lieber den rauschenden Genüssen derselben anschließend, in ihrer Mitte den dienstfertigen Schöngeist spielte, Orden und Pensionen einsteckte und sich selbst den ihm vom Regenten spottweise ertheilten Rang eines Staatssecretärs au département des niaiseries mit dankbarem Lächeln gefallen ließ: denn auf diesem Wege konnte er eher hoffen, seine maßlose Eitelkeit und seinen glühenden Ehrgeiz vollauf zu befriedigen. Ist dieser Geist der kleinlichsten, ehr-

losesten Selbstsucht doch der charakteristischste Zug der ganzen Zeit! Und die Marquise du Deffand stand in dieser Hinsicht noch tief unter Arouet: Busenfreundin und Vertraute der Madame d'Averne, welche länger als ihre zahlreichen Vorgängerinnen und Nachfolgerinnen den Regenten zu fesseln wußte, zugleich die Geliebte des berüchtigten Delrieu du Fargis, eines durchaus ungebildeten Menschen niederer Herkunft, der sich jedoch des Regenten völlig zu bemächtigen und sich zum unentbehrlichen Genossen desselben zu machen gewußt hatte, benutzte die Marquise du Deffand diese Stellung, um auch für ihre Zukunft zu sorgen, indem sie sich eine lebenslängliche Rente von 6000 Frs. — kann man anders sagen als erschwindelte? Unter solchen Umständen wurde endlich selbst die scheinbare Fortdauer ihrer Ehe unmöglich, denn sogar vor der damaligen Gesellschaft hätte es geheißen seine Ehre mit Füßen treten, hätte der Marquis du Deffand, der uns als ein zwar nicht geistreicher, aber tüchtiger und ehrenhafter Soldat geschildert wird, nicht auch öffentlich und vor aller Welt das lockere Band zerreißen wollen, das die ihm nur durch Gemeinsamkeit des Namens verbundene Frau noch mit ihm vereinigte. Bereits 1722 erfolgte die Scheidung.

Die Vermuthung liegt nahe, daß die Marquise du Deffand, vor aller Welt gebrandmarkt, sich nun für Jahre in die Verborgenheit zurückgezogen und aus derselben wieder hervorzutreten erst gewagt habe, als mit den Genossen ihrer Schuld auch jede Erinnerung an dieselbe aus dem Gedächtnisse der Mitlebenden geschwunden sein mußte. Gerade das Gegentheil geschah: der Roman von Jugend und Schönheit war in Genuß und Schuld vorübergerauscht, der lange Roman der Geistreichigkeit, des Kokettirens mit den neuen Errungenschaften von Literatur und Kunst und deren Trägern begann, — ja, fast unmittelbar aus der einen

dieser so verschiedeartigen Rollen in die andere überzugehen gelang der vielgewandten Marquise. Das Räthsel, welches hierin zu liegen scheint, löst sich schnell und leicht durch einen Blick auf den schon so scharf ausgeprägten Charakter der bei aller Verworfenheit doch immer interessanten und bedeutenden Frau.

Einem so fein angelegten und scharfen Geiste konnte die Zersetzung nicht entgehen, welche unmittelbar nach der Regentschaft in dem bisher blos höfisch galanten und frivol genieszenden Paris und Frankreich sich zu vollziehen begann. Die Größen, mit denen sie bisher gelebt — das erkannte die Marquise gewiß — waren dem Untergange geweiht; wer in der Gegenwart etwas bedeuten und für die Zukunft Aussichten gewinnen wollte, der mußte es mit den neu aufsteigenden Gestirnen halten, welche im Gegensatze zu dem immer tiefer in den Sumpf der Unsittlichkeit und Geistlosigkeit versinkenden Hofe als die Träger eines höhern Geistes und als die Vorläufer einer bessern Zeit begrüßt werden konnten. Und die Marquise du Deffand war so feinen, gewandten Geistes, daß sie sich gleichsam spielend in diese neue Richtung fand, die sie jetzt durch ihren Geist beherrschen wollte, die schwachen Seiten herausspürte und mit einer bezaubernden Grazie selbst kühlere Köpfe sich dienstbar zu machen wußte.

Als wesentlich zur Beurtheilung der Marquise verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, daß es zunächst nicht wirkliches Interesse oder gar innerer Beruf war, was sie in die Kreise der aufsteigenden literarischen Größen trieb; es war vielmehr nur die Erkenntniß, daß auf dem Gebiete, wo sie bisher geglänzt und gesiegt hatte, ihre Rolle ausgespielt sei. Aber jetzt schon von der Bühne abzutreten, dazu war sie zu ehrgeizig, zu sehr durchdrungen von der Ueberzeugung, daß nicht die Erste, nicht die Herrschende in

ihrem Kreise zu sein, für sie gleichbedeutend sein werde mit der Verdammung zu einem Leben sittlichen und geistigen Verkommens. Selbstsucht, Ehrgeiz, Herrschbegier und Gefallsucht, und nicht minder das Bedürfniß der Selbstbetäubung, der Flucht vor sich selbst, — das waren die Triebfedern, welche die Marquise du Deffand bestimmten, sich mit solcher Energie von den galanten Kreisen des Regenten aus einen hervorragenden Platz zu gewinnen unter den Schöngeistern und Literaturfreunden. Daß sie dabei einen so glänzenden Erfolg hatte, zeigt zugleich recht deutlich, wie beide Richtungen, trotz ihrer scheinbaren Verschiedenheit, innerlich damals noch nahe verwandt waren, — eine Verwandtschaft, die sich auch in dem sittlichen Verfalle kundgibt, der im Kreise der Aufklärung ebenso gut herrschte wie am Hofe des Regenten und Ludwig's XV.

Die schlau berechnende Marquise wußte die Welt und die Menschen eben zu nehmen, wie sie genommen sein wollten, um beherrscht zu werden. Aller Ideale bar, durch keine Illusionen irregeleitet, verlor sie keinen Moment ihre egoistischen Zwecke aus dem Auge. In allem berechnend, war sie es namentlich in ihren Freundschaften: denn was war für sie und ihresgleichen überhaupt Freundschaft? Unterscheidet sie doch selbst einmal zwei Klassen von Freunden, nämlich Freunde blos für die Gegenwart, für den Augenblick und Freunde für die Zukunft, oder auch blos aus äußerer Nothwendigkeit gesuchte und nach Geschmack und Neigung gewählte Freunde. Zu den erstern rechnete die Marquise die Geldmänner und die am Hofe besonders einflußreichen Damen, zu den letztern die Leute der geistreichen Cirkel, die sich immer entschiedener zum Hofe als Opposition stellten. Nach beiden Seiten verhält sich die Marquise äußerst vorsichtig: mit den Hof- und Finanzgrößen läßt sie sich nur so weit ein, als nöthig ist, um den Reichthum derselben mit-

genießen und sonst alle Vortheile, welche dieselben bieten, möglichst benutzen zu können, bleibt ihnen dabei aber fern genug, um niemals mit in den jähen Sturz dieser schnell schwindenden Herrlichkeiten verwickelt zu werden. Andererseits vermeidet sie geflissentlich allzu kecke oder beißende Worte, welche ihr, wie manchem der Wortführer in den geistreichen Literaturkreisen, die Ungnade der am Hofe gebietenden Personen zuziehen und sie so um den von dorther zu gewinnenden Vortheil hätten bringen können. Auch die Beliebtheit, welche sie durch ihre geistsprühende Frische in den Salons schnell erwarb, benutzte sie zunächst doch nur dazu, um von einem dieser Kreise in den andern eingeführt zu werden und sich nach möglichst vielen Seiten hin unentbehrlich zu machen: um so sicherer war ja ihre gesellschaftliche Stellung und um so größere Vortheile hatte sie zu erwarten.

Bei der später besonders einflußreichen Madame de Prie, in den Salons einer Ferriot und Tencin, in denen vorzüglich Voltaire und Bolingbroke glänzten, sowie im Hause der geistvollen Präsidentin de Vernières, ist die Marquise du Deffand schon 1723 ein regelmäßiger und gern gesehener Gast. Alles bejubelt die witzige Art, in welcher sie für Voltaire eine Lanze brach, indem sie das damals in Paris mit sehr zweifelhaftem Erfolge gegebene Rührstück „Inez de Castro“ von de la Motte, einem heftigen Gegner Voltaire's, durch eine derbe Parodie in flachen, oft zweideutigen Couplets, dem allgemeinen Gelächter preisgab. Daß der zur Ermüdung wiederkehrende Refrain auf die Dauer geradezu unerträglich wirken mußte und die Farce sich zuletzt in eine zügellose Witzreißerei verlor, that dem Ruhme der Marquise keinen Abbruch, während ihre Freundschaft mit Voltaire von dieser Zeit an immer inniger wurde und mehr und mehr eine literarische Bedeutung bekam. Die

Form des Couplets, das, leicht hingeworfen, in Verbindung mit einer allbekannten Melodie schnell die Runde machte, und mit seiner epigrammatisch zugespitzten Schärfe besonders geeignet, war als Waffe zu keckem, spottendem Angriff, war zugleich diejenige Form des Gedankenausdrucks, welche dem Tone der Salons sowie dem Talente der Marquise du Deffand am meisten entsprach. Auch hierbei war die Form, die witzige Spitze, die Hauptsache, nicht der Inhalt: daher die dutzendweise Anfertigung dieser lockern Verschen, in der es manche zu einer Art von handwerksmäßiger Routine brachten, ja, die in jener Zeit für manche Damen ganz das war, was heute Häkeln und Sticken ist.

So hören wir, daß die Marquise du Deffand, als im Jahre 1726 ihre schöne und geistvolle Freundin Madame de Prie gestürzt und vom Hofe verwiesen wurde, derselben für einige Zeit in die stille Zurückgezogenheit eines normannischen Landsitzes folgte, und daß die beiden Damen sich dort alle Morgen die Zeit vertrieben durch einen kleinen, mit Couplets als Waffen ausgefochtenen Zweikampf. Die gesammte Art der Unterhaltung in den geistreichen Kreisen entsprach diesen Couplets, bewegte sich in solchen Pointen, Paradoxen und Antithesen, deren brillante Blitze freilich nur leicht über die Oberfläche der Dinge hinstreiften. Und gerade in dieser Manier war die Marquise du Deffand noch mehr Meisterin als in der Coupletdichtung; sie entsprach der blendenden, gleichsam zündenden Erscheinung der schönen Frau. Sagt doch Voltaire von ihr, daß ihre Gegenwart alle andern vergessen mache, und legt ihr seine Huldigung zu Füßen in dem Couplet:

> Qui vous voit et qui vous entend,
> Perd bientôt sa philosophie,
> Et tout sage avec du Deffand
> Voudrait en fou passer sa vie.

So war es der Marquise gelungen, bei ihren Freunden die dunkeln Flecken ihrer Vergangenheit vergessen zu machen, und die galante Heldin der höfischen Feste hatte sich zur Zierde der schöngeistigen Salons entwickelt. Aber als die Jugend vollends schwand, da mag die leichtsinnige Frau doch zeitweise ein Gefühl der Schuld und der Vereinsamung überkommen sein. Oder sollten noch andere, unedlere Motive dem Versuche zu Grunde gelegen haben, welchen sie gegen Ende des Jahres 1728 zu einer Aussöhnung und Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl machte? Die Vermittlerin dabei spielte eine Person, die zu den merkwürdigsten und originellsten Erscheinungen des neuen Paris im 18. Jahrhundert gehört. Im Hause der Madame de Ferriol lebte eine Mademoiselle Aïssé, eine Circassierin von Geburt, deren classische Schönheit ebenso gefeiert wurde wie die natürliche Heiterkeit und Freiheit ihres empfänglichen und bildsamen Geistes. Dadurch hatte dieselbe nicht blos vergessen gemacht, daß sie eigentlich nur Dienerin, sondern war in den schöngeistigen Kreisen ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung geworden, und das natürlich um so mehr, als sie sich den Anschein einer Art von begeisterter Tugendwächterin zu geben wußte. Obgleich sie im Geheimen die Geliebte des Chevalier d'Aydie und von ihm Mutter einer verleugneten Tochter war, galt die schneeige Circassierin doch für eine Priesterin reiner und edler Sitte, und die sonst so frivolen Damen der großen Gesellschaft fühlten sich fast geschmeichelt, wenn sie sich von der Aïssé Moral predigen ließen, ja, Eröffnungen des Himmels glaubten sie zu vernehmen, als die schöne Abenteurerin, kokett und berechnend bis zum letzten Athemzuge, sich noch auf dem Sterbebette mit dem Nimbus einer Heiligen zu umgeben wußte, die, für diese Erde zu gut, in ihre bessere Heimat zurückzukehren eile. Auch der Marquise du Deffand gegenüber

spielte Mademoiselle Aïssé eine Zeit lang die Schutzheilige, welche das verirrte Kind auf den rechten Weg zurückbringen und bekehren sollte. Was aber mußte sie an ihrem Schützlinge erleben! Auf ihre Vermittelung sollte der Wiedervereinigung der Gatten eine Probezeit vorangehen: man sollte drei Monate lang abends und mittags gemeinsam speisen. Anfangs versprach alles den besten Erfolg: aber schon nach sechs Wochen nahm die Herrlichkeit ein plötzliches Ende. Die Marquise langweilte sich bald bei den gemeinsamen Mahlzeiten, und weniger als irgendetwas anderes konnte sie Langeweile vertragen: bald konnte sie ihren geistreichen Abscheu vor der Einfachheit, vielleicht Geistlosigkeit ihres Gemahls nicht mehr verbergen und gab demselben in der rückhaltslosesten Weise Ausdruck: — die Mahlzeiten hatten ein Ende, die beabsichtigte Aussöhnung und Wiedervereinigung unterblieb. Die Marquise hatte sich lächerlich gemacht — das Schlimmste, was einem in der Gesellschaft jener Zeit begegnen konnte, weil man allein dadurch sich unmöglich machte. Die Marquise aber traf das Schicksal um so härter, als sie gleichzeitig von ihrem anerkannten Liebhaber, mit dem sie nach wie vor in Verbindung geblieben zu sein scheint, um einer andern Schönheit willen schnöde im Stiche gelassen wurde. Zum Gegenstande allgemeinen Gespöttes geworden, von der pathetischen Aïssé mit einer schwungvollen Bußpredigt heiliger Entrüstung entlassen, mußte die Marquise du Deffand den Schauplatz ihrer bisherigen Wirksamkeit für einige Zeit vermeiden.

Damit erst trat die entscheidende Wendung in ihrem Leben ein; nun erst ging sie endgültig aus dem Lager der reinen Genußmenschen über in das der Schöngeister und Literaturfreunde und wurde sozusagen Schöngeist von Beruf. Auch hatte sie sich in dieser Hinsicht schon so bekannt gemacht und einen so bedeutenden Namen erworben, daß sie

in den tonangebenden Kreisen dieser Art bereitwillige Aufnahme fand, ja geradezu gesucht wurde.

In der Nähe von Paris besaß die Herzogin du Maine, die mit dem Hofe zerfallen war und daher die neue Literatur und Philosophie nur um so eifriger begünstigte, das reizend gelegene Schloß zu Sceaux, das sie zu einem förmlichen Musensitze zu machen wußte. Den Mittelpunkt desselben bildete weniger die Herzogin selbst als vielmehr ihr geistreicher und feinfühlender Freund, Präsident Hénault, welcher daher auch in dem Leben der Marquise du Deffand eine sehr hervorragende Rolle gespielt hat. Dieser Mann, 1685 geboren, war in seiner Jugend ebenso gut wie andere ein Wüstling gewesen, aber die Frische und Heiterkeit des Geistes, die Liebenswürdigkeit der Gesinnung und die Ritterlichkeit des persönlichen Auftretens hatte er darum nicht verloren; rechtzeitig den galanten Abenteuern entsagend, war Hénault schon seit Jahren ein wegen seiner Feinheit und Milde besonders hochgeschätztes Mitglied der literarischen Kreise. Mit Voltaire und d'Argenson befreundet, war er eins der bedeutendsten Mitglieder des bekannten Club de l'Entresol gewesen, welcher sich jahrelang Sonnabends bei dem im Entresol des Hénault'schen Palastes am Vendômeplatze wohnenden Abbé Alary versammelte und zuletzt auch in politischen Fragen von so entscheidendem Einflusse wurde, daß Cardinal Fleury ihn 1731 auflöste. Voller Mäßigung und Harmonie, dabei ein feiner Kopf und von eindringendem Verstande, hatte sich Hénault durch sein Talent für Musik, Poesie und leichte Literatur zu einem geradezu unentbehrlichen Gesellschafter gemacht, welchem der Ruf unverwüstlicher Jugendlichkeit noch zur besondern Empfehlung dienen konnte. Seit 1723 Mitglied der Akademie, gewann er noch größern Einfluß. Auch mit der Marquise du Deffand stand Hénault schon seit Jahren in Verbindung,

da auch die Marquise öfters in den Versammlungen des Club de l'Entresol erschienen war. Seit 1730 aber, wo die du Deffand als glänzender Stern in dem Salon der Herzogin du Maine zu Sceaux aufgeht, ist Hénault mit derselben durch eine galante Freundschaft verbunden, welche mit sich stets gleichbleibender lächelnder Heiterkeit in der liebenswürdigsten Art bis in das Greisenalter beider fortgedauert hat und erst durch den Tod gelöst worden ist.

Von 1730 — 53, wo die Herzogin du Maine starb, hat die Marquise du Deffand den eigentlichen Mittelpunkt ihres Lebens in dem reizenden Sceaux gehabt. Mit der Herzogin durch eine sehr vertraute Freundschaft verbunden, verbrachte sie als Gast derselben den größten Theil des Jahres auf dem lieblichen Landsitze. Wochen und Monate vergingen ihr dort in heiterer Geselligkeit unter harmlosem Geplauder, ausgelassenen Witzeleien, Beschäftigung mit den neuen Erscheinungen der Kunst und Literatur; man las, ging spazieren, machte Wasserfahrten oder lagerte sich im Schatten der prächtigen Bäume des Parks; einen großen Theil des Tages nahm das Diner und das Souper ein, welche durch die sich frei ergehende geistreiche Unterhaltung noch eine besondere Würze erhielten; dann wieder brachten Ausflüge nach benachbarten Landsitzen oder längere Besuche auf solchen, wie in Anet und Sorel, oder Reisen in die Bäder von Forges, eine größere Abwechselung hervor, oder das Liebhabertheater, auf dem man die neuen Stücke der Dichter und Dichterlinge des Kreises zur Aufführung brachte, setzte auf Wochen hinaus die ganze Gesellschaft in die größte Erregung. So verging die Zeit in dem zerstreuenden Treiben eines geistreichen süßen Nichtsthuns.

Nach Sceaux kamen denn auch die schöngeistigen Größen der Aristokratie, um sich von dem geistlosen Genußleben des Hofes in dieser angeregten Gesellschaft zu erholen. Die

Marquise de Lambert, spätere Herzogin von Luynes, die geistvolle, aber ihres beißenden Witzes wegen gefürchtete Madame de Staal, die Herzogin d'Estrées, dann den Akademiker de Sainte-Aulaire, den Cardinal de Polignac und andere finden wir häufig als Gäste auf dem Landsitze der Herzogin du Maine, dessen Räume oft nicht ausreichten, um allen ein bequemes Unterkommen zu gewähren. Auch Voltaire kam öfters nach Sceaux, mit ihm seine Freundin, die merkwürdige Frau du Châtelet, die gelehrte Kennerin Newton's, dessen Werke sie durch Uebersetzungen und Bearbeitungen in die französische Wissenschaft eingeführt hat. Von der Marquise du Deffand und deren Freunden wurde sie freilich oft verlacht, weil sie niemals Platz genug und namentlich niemals Tische genug bekommen konnte, an denen sie dann zwischen Papieren und Büchern stundenlang über arithmetische und geometrische Probleme grübelnd mit männlicher Arbeitskraft aushielt.

Wol die glücklichsten Jahre ihres Lebens hat die Marquise du Deffand in diesem heitern Kreise zu Sceaux verbracht; doch fehlte es auch da nicht an mancherlei Trübungen: namentlich scheint es nicht immer ganz leicht gewesen zu sein, den wechselnden Launen der Herzogin du Maine gerecht zu werden und die Regungen des Mistrauens und der Eifersucht zu beschwichtigen, welche bei derselben hervortraten, sobald sie eine der Zierden ihres Kreises mit andern Größen in Verbindung treten sah. Gerade bei der Marquise du Deffand aber fand sich sehr viel Gelegenheit dazu. Nicht die heiter spielende, nie heiße und stürmische Liebe des Präsidenten Hénault zu der Marquise du Deffand erregte das Misvergnügen der ihre Rechte eifersüchtig wahrenden Herzogin, sondern der Umstand, daß die geistvolle, Sceaux zur höchsten Zierde gereichende Marquise es wagte,

zeitweise auf eigene Hand, für sich, und nicht für ihre hohe Gönnerin geistreich und interessant zu sein.

Den Winter nämlich verbrachte die Marquise gewöhnlich in Paris, wo sie in der Rue de la Beaume ein Haus besaß. Dort entschädigte sie sich für den Zwang, welchen sie sich während des größten Theiles ihres Aufenthaltes zu Sceaux aus Rücksicht auf die Herzogin auflegen mußte. In Paris gab die launenhafte Marquise ganz ihren unstet wechselnden Neigungen nach; namentlich machte sie sich schon damals zum Mittelpunkte eines reichbelebten Salons, in welchem sie ihre Freunde und manche hervorragende Größe der Literatur zu heiterm Geplauder zu vereinigen verstand. Auch hier behauptet der Präsident Hénault den ersten Platz; neben ihm treten besonders in den Vordergrund zwei richtige Salonhelden, geistig unbedeutend, aber durch ihre gesellschaftliche Formvollendung unentbehrlich. Der eine, Pont de Veyle, ein Neffe der bekannten Madame de Tencin, war erst Parlamentsrath, dann Vorleser des Königs — bei dem nie lesenden Ludwig XV. eine vollständige Sinecure — hatte darauf kurze Zeit die Stelle eines Intendanten der Marineschule bekleidet, um seit 1749 ausschließlich der Gesellschaft zu leben, für die er freilich nichts außer einer glatten Liebenswürdigkeit zu bieten hatte. In noch höherm Grade besaß diese Eigenschaft Jean Baptiste Nicole de Formont, welcher sich der Marquise du Deffand namentlich dadurch empfahl, daß er sich niemals langweilte, — etwas seiner Gönnerin ganz Unbegreifliches.

Besonders förderlich war der Marquise bei der ersten Begründung eines Salons in Paris ihre ehemalige genauere Verbindung mit dem Hofe und dann die vielfachen verwandtschaftlichen Beziehungen, welche ihre Familie zu den ersten Häusern der französischen Aristokratie hatte. Je mehr

um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Einfluß und die Bedeutung des Hofes sank und selbst der Adel sich von demselben zurückzuziehen begann, um so mehr gelang es der Marquise du Deffand, ihre Vergangenheit vergessen zu machen und die dem Hofe Entfremdeten um sich als die Herrin eines durch geistreiche Unterhaltung belebten Salons zu versammeln. Ja selbst die Größen des Hofes konnten bald nicht umhin, den zur Mode gewordenen Cultus des Esprit in den Salons mitzumachen. Unter diesen Umständen war das Haus der Marquise in der Rue de la Beaume bald mannichfach belebt. Herr und Madame de Forcalquier, welche der du Deffand besonders lieb war und von ihr mit Hätschelnamen, Kätzchen, Bellissima und andern geliebkost wurde, die hochgebildete und sittenreine Madame de Mirepoix, die am Hofe gern gesehen war, die Damen de Rochefort, de Flamarans und andere gehörten zu den Zierden des du Deffand'schen Salons. Besonders aber ragte die Herzogin de Luynes hervor, eine der damals seltenen Frauen, deren eheliches Leben makellos war, dabei die vertraute Freundin und Rathgeberin der an ihrem eigenen Hofe fast vereinsamten Königin Maria Leszczynska. Ihr gelang es selbst die Königin für die Marquise zu interessiren, was derselben nicht blos die Ehre zur Tafel gezogen zu werden eintrug, sondern später (1763) den noch reellern Nutzen, daß ihr auf Verwendung der Königin ein Jahrgehalt von 6000 Frs. ausgesetzt wurde.

Von den literarischen Berühmtheiten jener Zeit finden wir namentlich d'Alembert und d'Argenson in dem Salon der Rue de la Beaume, während die Verbindung, welche die Marquise zu Sceaux mit Voltaire angeknüpft hatte, durch einen außerordentlich lebhaften Briefwechsel weiter entwickelt wurde. Gerade hierdurch ist die Bedeutung der du Deffand für das gesammte geistige Leben jener Zeit so fest

begründet worden: denn in vielen Fällen bediente sich Voltaire derselben geradezu als seines Organs, als der Vermittlerin bei den Kreisen, auf die er zunächst entscheidend einzuwirken beabsichtigte.

Zwei Jahrzehnde waren so vergangen. Ueber die Vergangenheit der Marquise du Deffand schien ein Schleier gebreitet, und die Sünden der jungen Schönheit wurden der Funfzigjährigen nicht mehr angerechnet. Eine unübertroffene Meisterschaft in der Kunst geistreich zu plaudern, die rastlose Beweglichkeit ihres vielgewandten, scharf fassenden Geistes, die vielbewunderte Eigenartigkeit ihres ganzen Wesens, welche jedoch gepaart war mit einem weitreichenden Talent auf die Natur anderer einzugehen und sich ihnen anzuschmiegen, — alle diese Eigenschaften, in jener Zeit unschätzbar, machten die Marquise vor allen andern geeignet, zwischen den geistigen Größen in Literatur, Philosophie und Politik und den verschiedenen Kreisen, die sich um dieselben bildeten, die Vermittlerin zu spielen. Vollends mußte sie dazu berufen erscheinen, als 1750 durch den Tod des Marquis du Deffand auch das letzte Band zerrissen wurde, das sie noch an ihre Vergangenheit zu fesseln schien. Nur auf seinem Sterbebette hat sie, rein äußerlich eine Anstandspflicht erfüllend, den ihr stets gleichgültigen Mann noch einen Augenblick gesehen. Bald danach ging auch der bisher in Sceaux vereinigte Kreis fast vollständig auseinander. Das Verhältniß der Marquise zu der Herzogin du Maine war schon seit einiger Zeit ein kühleres geworden, denn die auf ihren geistreichen Hofstaat eifersüchtige Prinzessin hatte den Salon in der Rue de la Beaume wie einen Eingriff in ihre Rechte angesehen. Die Besuche in Sceaux, die schon allmählich seltener geworden waren, hatten dann ganz ein Ende, als die Herzogin im Jahre 1753 starb. Schon drei Jahre früher war Madame de Staal gestorben, die neben



der Marquise die Hauptzierde der Gesellschaft von Sceaux gewesen war; Hénault, der unentbehrliche, wurde Hausintendant der Königin, blieb daher immer dem Hofe nahe und ging mehr und mehr auf in der seinem Wesen so sehr zusagenden vielgeschäftigen Geschäftslosigkeit seiner neuen Stellung. Die Marquise du Deffand stand so allein, und sie freute sich der Dienstbarkeit entledigt zu sein, zu der sie sich bis dahin verurtheilt gesehen und deren Druck sie niemals völlig zu vergessen vermocht hatte.

Jetzt schlug die Marquise du Deffand dauernd ihren Wohnsitz in dem linken Flügel des Sanct-Josephsklosters auf. Ein nicht bedeutendes, aber ausreichendes Vermögen setzte sie in den Stand, den Rest ihrer Tage, den sie damals gewiß weit geringer anschlug, als er nachher war, ihrer Lust und Neigung nach zu genießen. Ueberschätzen aber würde man auch hier die Bedeutung dieser Veränderung, wollte man die Quelle derselben darin suchen, daß die Marquise durch die letzten Jahrzehnde ihres Lebens zu Sceaux und zu Paris wirklich verwachsen und eins geworden sei mit den geistigen Bestrebungen der Aufklärung und ihrer Träger. Auch hier muß man die psychologische Begründung anderswo suchen. Zu glänzen, zu herrschen und zu genießen war das Ziel der jugendschönen Marquise gewesen: diese Begierde hatte sie an den Hof, hatte sie in die Arme des Regenten und eines Delrieu du Fargis geführt. Zu glänzen, zu herrschen und zu genießen auf diesem Gebiete war ihr jetzt versagt; und doch bedurfte ihr Geist, der in sich selbst keinen Halt hatte, dieses Glanzes und dieser Anregung. Den Ausweg zu wählen aber, der für die alternden Schönheiten des Hofes und der lockern Gesellschaft damals der gewöhnliche war, nämlich unter die Frommen zu gehen und durch Uebungen und geistliche Freundschaften sich einen Namen zu machen, dazu war die Marquise zu aufgeklärt, zu skeptisch,

ja, zu klug, sich gar in ihren eigenen Augen lächerlich zu machen. Wie eine Tencin, welche die Frucht ihrer ehebrecherischen Liebe aussetzte, sodaß dieselbe nur durch die Barmherzigkeit einer armen Glasersfrau gerettet und aufgezogen wurde, welche sich dann aber, als aus dem Kinde der berühmte und allgefeierte d'Alembert geworden war, gern als Mutter anerkannt gesehen hätte, wie früher eine Ninon de l'Enclos, später eine Geoffrin und Genlis, so suchte auch jetzt die alternde du Deffand zu glänzen, zu herrschen und zu genießen in dem Gebiete des Esprit, sie wollte in dem Kreise der Schön- und Freigeister eine Rolle spielen, welche damals um so mehr verlockte, als vom Hofe nichts mehr zu hoffen war und die gesammte Zukunft Frankreichs in die literarische und philosophische, kirchliche und politische Opposition flüchtete. Auch jetzt ist es nicht die Sache, auf welche die Marquise Werth legt, es gilt ihr nur ihre Eitelkeit zu befriedigen, und auch hier fließt ihre Handlungsweise aus kalt berechnendem Egoismus. Und dies eben ist der innere Widerspruch, an dem so viele reichbegabte Naturen krankten, der Fluch, der auf ihnen lastete und den Blüten ihres Geistes Duft und Schmelz vorzeitig raubte.

In guter Gesellschaft und unter heiterm Geplauder zu soupiren, ist zweifellos ein Vergnügen. Im 18. Jahrhundert aber, zur Blütezeit der Aufklärung, war Soupiren noch etwas mehr, ja, kann man beinahe sagen, war Soupiren alles. Denn in diese Abendmahlzeiten concentrirte sich eigentlich die höchste Feinheit des geselligen Lebens und des geistigen Verkehrs: in ihnen wurden Literatur und Philosophie, religiöse und politische Aufklärung zum Gemeingute der höhern Gesellschaft überhaupt gemacht. Der Theilnehmer pflegten, wie das in der Natur der Sache liegt, immer nur eine mäßige Anzahl zu sein; nur so konnte die mannichfachste Unterhaltung doch zugleich immer eine allgemeine

werden. Den Vorsitz bei diesen geistreichen Soupers führte die Herrin des Salons, wo dieselben stattfanden; die eigentlich geistige Leitung jedoch lag in den Händen des Gelehrten oder Dichters, welcher die Hauptzierde des Salons war und den Voltaire deshalb einmal scherzend den Minister der Salondame genannt hat. Daß in dem Salon der Marquise du Deffand der geniale Mathematiker d'Alembert diese wichtige Stellung einnahm, gab der Gesellschaft des Sanct-Josephsklosters noch eine besondere Anziehungskraft und eine von allen Seiten anerkannte Bedeutung, um so mehr als sich dieselbe gleich als eine nicht zu verachtende, einflußreiche Macht bewiesen hatte. Weniger dem zweifellosen großen Verdienste, welches sich d'Alembert durch den damals erschienenen „Discours préliminaire" zur Encyklopädie erworben hatte, als dem Einflusse und den energischen Bemühungen der Marquise du Deffand war es nämlich zuzuschreiben, daß nicht der von der Herzogin de Chaulnes begünstigte Abbé de Boismont, sondern d'Alembert zum Mitgliede der Akademie gewählt worden war (1754). D'Alembert war die kostbarste Zierde des Salons von Sanct-Joseph: seine reine und leidenschaftslose, genügsame Seele spiegelte sich ab in seiner gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, die in guten Stunden sogar bis zur possenhaften Ausgelassenheit gesteigert werden konnte. Daher zog denn auch dieser bedeutende Mann eine große Anzahl neuer, zum Theil sehr hervorragender Personen in die Kreise der du Deffand. Neben dem schon früher dort eingeführten Chevalier d'Aydie, neben Montesquieu, dem unentbehrlichen Formont und andern finden wir während der nächsten Jahre Männer wie Turgot, den spätern Reformminister Ludwig's XVI., aber auch Brienne, den Erzbischof von Toulouse, einen Neffen der Marquise, dann Maupertuis, Marmontel und La Harpe unter den stehenden Gästen des reichbelebten Salons. Die

Marschallin de Luxembourg, die Herzogin de Saint-Pierre und andere geistreiche Frauen theilen sich mit der Marquise in die feinen Huldigungen der Männer der Kunst, Wissenschaft und Politik.

Kann man die Jahre des Aufenthalts in Sceaux als die Lehrjahre bezeichnen, welche die Marquise du Deffand im Dienste des Esprit zugebracht hat, so begannen jetzt die erfreuenden Jahre der Meisterschaft und des Ruhmes. Denn der Name der merkwürdigen Frau und der Ruf des um sie versammelten geistreichen Kreises waren so weit verbreitet, daß selbst bedeutende Fremde sich angelegentlichst darum bemühten, Zutritt zu dem Salon von Sanct-Joseph zu erhalten, und nach ihrer Entfernung von Paris etwas darin suchten, mit der gefeierten Herrin desselben in brieflichem Verkehre zu bleiben. In diese Gruppe gehören außer dem damaligen französischen Gesandten in Konstantinopel, dem Grafen des Alleurs, von dem die Marquise eingehende und geistvolle Schilderungen des türkischen Lebens erhielt, der schwedische Gesandte am französischen Hofe, Baron von Scheffer, der dänische Gesandte Herr von Bernstorff, ein geborener Hannoveraner, der später in preußische Dienste trat, dann der als Gegner des Ministers Robert Walpole wohlbekannte greise englische Staatsmann Lord Bath, welcher in dankbarer Erinnerung an die im Salon von Sanct-Joseph verlebten Stunden der Marquise später köstlichen Thee zum Geschenk machte, „um das Geplauder der Montagssoupers zu begießen", endlich der Genfer Saladin, ein geistvoller und liebenswürdiger Mann, der als Syndikus der Ostindischen Compagnie längere Zeit in Paris lebte, ohne die persönliche Bekanntschaft der du Deffand zu machen, später jedoch, nach Genf zurückgekehrt, mit derselben in sehr regem Briefwechsel stand, ganz zu geschweigen der weniger

bedeutenden oder nur ganz schnell vorübereilenden Besucher des Salons.

Von ganz besonderm Werthe mußte dieser Verkehr der Marquise du Deffand noch werden, als sie bald nach ihrer dauernden Niederlassung im Josephskloster von einem Schicksalsschlage getroffen wurde, welcher jede andere Natur zur Umkehr und Einkehr in sich selbst bestimmt haben würde, hier jedoch die Folge hatte, daß der davon Betroffenen der Strudel geselligen Lebens und die Aufregung der geistreichen Unterhaltung zu einem nur noch unabweisbarern Bedürfniß wurde. Zuerst gegen Ende des Jahres 1752 zeigten sich bei der Marquise du Deffand die Spuren eines gefährlichen Augenleidens, das nothwendig zu einer baldigen Erblindung führen mußte. Angesichts dieses Verlustes hatte die Marquise doch einen Augenblick an Verzweiflung grenzende Besorgniß und Unruhe ergriffen: sie floh von Paris und zog sich nach dem Stammschlosse ihrer Familie Chamrond zurück, in der Einsamkeit Ruhe und Sammlung zu suchen. Doch vergeblich: bald war ihr diese Stille unerträglich, ihr Geist verlangte wieder nach der ununterbrochenen Hetzjagd geselligen Vergnügens, an das sie durch die Trostbriefe ihrer fast tiefer als sie selbst ergriffenen Freunde immer von neuem gemahnt wurde. Die geistreiche und fieberhaft erregte Geselligkeit, aus der sie erst geflohen war, erschien ihr bald als das einzige, was in die Finsterniß, zu der sie verdammt war, ein erfreuendes und versöhnendes Licht bringen konnte. Nach wenigen Monaten kehrte sie daher wieder nach Paris zurück, um dort zu bleiben und ihre so plötzlich unterbrochene Lebensweise wieder aufzunehmen. War es bei einem solchen Schicksal nicht natürlich, daß sich alle ihre Freunde beeiferten, ihr Erholung und Zerstreuung zu schaffen, daß sie bei den Montagssoupers nun doppelt heiter und angeregt, doppelt liebenswürdig zu sein bemüht waren, während die Abwesen-

den sie durch einen lebhaften Briefwechsel zu erheitern und zu beschäftigen eilten? So nahm denn das Leben in dem Salon von Sanct-Joseph eben infolge der Erblindung seiner Vorsteherin einen noch glänzendern Aufschwung.

Das Hereinbrechen vollständiger Blindheit machte für die Marquise doch einige wichtige Veränderungen in ihrer Lebensart nöthig. Zur Führung ihrer Correspondenz und zum Niederschreiben der oft abenteuerlichen Ideen, die in ihrem rastlos arbeitenden Geiste auftauchten, nahm sie einen Secretär in ihren Dienst, Wiart, der mit bewundernswerther Geduld alle Launen seiner unsteten Herrin ertragen und bis zu ihrem Tode, fast dreißig Jahre lang, bei ihr ausgehalten hat. Außerdem wurde für die Marquise, die nun vollends keinen Augenblick der Einsamkeit ertragen konnte, eine Gesellschafterin nothwendig. Ihre Wahl fiel auf das geist- und talentvolle Fräulein de l'Espinasse, welches zuerst durch sein trauriges Schicksal ihre Aufmerksamkeit erregt und sich deren auch bei persönlicher Bekanntschaft auf einer Reise nach Lyon durchaus würdig gezeigt hatte. Fräulein de l'Espinasse war nämlich die Frucht eines strafbaren Verhältnisses, die außereheliche Schwester der Gemahlin des Bruders der du Deffand, des Marquis de Vichy-Chamrond. In dem Hause desselben hatte das junge Mädchen eine traurige Jugend, voller Demüthigungen und Zurücksetzungen verlebt: daß die Marquise dasselbe jetzt zu ihrer Gesellschafterin machte, wurde der Grund eines Bruches zwischen ihr und ihrem Bruder, der nie wieder ausgeglichen worden ist.

Mit dem Eintritt des Fräuleins de l'Espinasse in das Haus der Marquise begann auch in dem Salon derselben ein noch reicheres und frischeres Leben; der Verkehr erreichte damals innerlich und äußerlich seine höchste Blüte. Denn die junge und schöne Gesellschafterin, welche durch ihre

geheimnißvolle Abkunft und den traurigen Roman ihrer Jugend noch besonderes Interesse erregte, übte keine geringere Anziehungskraft als die blinde Hellseherin selbst; namentlich d'Alembert, dessen Herkunft und Vergangenheit mit der ihrigen so viel Aehnlichkeit hatte, kam nun wieder öfter als sonst und war bald ein ganz stehender Besucher des Salons von Sanct-Joseph, sodaß die Marquise nicht mehr über seine Lauheit und Theilnahmlosigkeit zu klagen hatte. Trat auch mancher von den bisherigen Theilnehmern zurück, so wurde doch durch einen um so reichern Zuwachs mehr als Ersatz dafür gewährt. Auch Rousseau, Grimm, die junge Frau von Genlis erschienen allmählich. Die Bedeutung des Salons wuchs damit, und in demselben Maße wurde der literarische Briefwechsel der einflußreichen, eine geistige Macht repräsentirenden Marquise auch nach Umfang und Inhalt bedeutender, sodaß sich dieselbe schon damals selbstzufrieden rühmen konnte, den ehemals so viel bewunderten Salon der Frau von Geoffrin verdunkelt zu haben.

Zehn Jahre, von 1754—64, vergingen so. Die heitern Montagssoupers in ihrem eigenen Salon, die Diners und Soupers bei ihren Freunden und Freundinnen bildeten den eigentlichen, mit der höchsten Wichtigkeit behandelten Mittelpunkt des ganzen Lebens der Marquise, und die Stunden, wo die Geselligkeit ruhte, keine Besuche gemacht und empfangen wurden, waren ausgefüllt durch die umfangreiche Correspondenz mit den fernen Freunden und Verehrern, welchen sie die Ereignisse der pariser Gesellschaft mit peinlicher Gewissenhaftigkeit berichtete, während der Briefwechsel mit Voltaire einen höhern Flug nahm und literarische und philosophische Fragen berührte. So erklärt es sich auch, daß der Salon der Marquise du Deffand geradezu das Organ wurde, dessen der Einsiedler von Ferney sich bediente, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf bedeutende

Erscheinungen hinzuleiten oder seine meist anonym herausgegebenen Flugblätter in das gehörige Licht zu setzen oder jede Art von Autorität, die gegen ihn aufzukommen bemüht war, erbarmungslos niederzuwerfen. Und die Marquise spiegelte sich selbstgefällig darin, die geistreiche, die ebenbürtige Freundin und literarische Vertraute des Mannes zu sein, der an der Spitze des Jahrhunderts stand.

Mit dem zunehmenden Alter wurde die blinde Marquise doch auch immer eigenartiger und schroffer; namentlich trat ihre durch und durch egoistische Denkart immer auffallender und verletzender hervor. Ihre Freunde fingen an zu bemerken, daß sie von der Marquise zu zeiten lediglich als zu ihrer Zerstreuung und Unterhaltung bestimmt angesehen wurden, daß sie mit Aufopferung ihrer selbst alles gewähren, aber nichts dafür empfangen sollten, daß jede andere Verbindung, die sie sonst noch zu unterhalten wagten, betrachtet wurde wie ein Eingriff in die geheiligten Rechte des Salons von Sanct-Joseph. In demselben Grade wie dieser Egoismus wuchs die Härte und Schroffheit, mit welcher die du Deffand Menschen und Dinge auffaßte und beurtheilte, der kalte Hohn, mit dem sie alles verwarf, was nicht geeignet war ihrem unsteten Geiste ein Vergnügen zu gewähren. Je mehr sich damit der Kreis desjenigen beschränkte, wofür die „blinde Hellseherin" überhaupt noch Sinn und Interesse besaß, um so mehr fürchtete sie der Langenweile zu verfallen, von der sie sich wie von einem entsetzlichen Gespenste umschwebt und verfolgt fühlte. Um so fieberhafter wurde nun die Jagd nach Zerstreuung: einen Moment ruhig, unbeschäftigt zu sein, konnte sie zur Verzweiflung bringen. So jagte sie denn von einer Beschäftigung zur andern: buntbewegte Geselligkeit, Lektüre — wobei auch unstet von diesem zu jenem Buche übergesprungen wurde — Dictiren von Briefen und Couplets oder

Skizzen, das alles wechselte in einem wirren Durcheinander. Von dem, was sie vornahm, wollte die Marquise auch gleich in allen Fibern erregt sein, sonst kam es ihr matt und schal, langweilig vor, — und der Langenweile, dem Fluche des menschlichen Lebens, entgehen zu müssen, war bei ihr nachgerade zur fixen Idee geworden.

Nach diesem Bilde von der Lebensart der Marquise wird man es begreiflich finden, daß diejenigen, welche dauernd in der Nähe derselben zu sein verdammt waren, einen unerträglich harten Stand hatten und fürchten mußten, durch die Launen und Abenteuerlichkeiten der nie in ausreichendem Maße beschäftigten Blinden allmählich aufgerieben zu werden. Am schwersten hatte es natürlich das Fräulein de l'Espinasse, das in den Augen mancher der Besucher des Salons von Sanct-Joseph von viel höherer Bedeutung und Befähigung war als seine mistrauische und eigensinnige Dame, vor der es jedenfalls eine wirklich humane Denkweise und ein allem Guten und Edeln zugängliches Herz voraushatte. Daher suchten manche, wie d'Alembert, schon in jenen Jahren die Gesellschaft der Marquise nur um der Gesellschafterin willen. Ja, es kam bald zu einer vollständigen Spaltung. Da die du Deffand die Nacht zum Tage zu machen pflegte und bis gegen Morgen plauderte, sich vorlesen ließ oder dictirte, so forderte die Natur ihre Rechte, und erst gegen Mittag begann für die unruhige Nachtschwärmerin der neue Tag. In diesen Stunden nun pflegten sich einige der Hauptzierden des Salons von Sanct-Joseph in dem Zimmer der dann auf einige Zeit von ihrer Knechtschaft erlösten de l'Espinasse zu versammeln und dort, frei von allem Zwange, nach Herzenslust zu plaudern und geistreich zu sein, ja, wie man wol Grund hat anzunehmen, sich auf Kosten der noch im tiefsten Schlafe liegenden Marquise lustig zu machen. D'Alembert und Turgot

waren die hervorragendsten Mitglieder dieses Sondersalons, der sich um die heitere und geistreiche de l'Espinasse vereinigte, dort eigentlich die Blüte seines Esprit in lebendigster Unterhaltung entwickelte, um durch eine Wiederauffrischung derselben nachher noch den Salon der blinden Marquise in etwas zweifelhafter Weise zu zieren. Eine Zeit lang ging alles ganz gut: der Reiz des Geheimnisses erhöhte das Vergnügen und die Heiterkeit des Kreises der de l'Espinasse, während die Marquise sich noch in dem Wahne wiegte, die alleinige, von allen gefeierte Lenkerin des Salons zu sein. Man kann sich denken, welchen Eindruck auf sie die Entdeckung der Treulosigkeit, des Raubes — wie sie es nannte — machen mußte, den die de l'Espinasse und d'Alembert an ihr begangen hatten. Rückhaltslos brach die Wuth der gekränkten Eitelkeit aus, und süß war es dem tödlich getroffenen Egoismus, in seiner Art die Rache vollständig befriedigen zu können. Mit leidenschaftlicher Emphase verfluchte die Marquise die Schlange, die sie bisher an ihrem Busen genährt; sofort mußte das Fräulein ihr Haus verlassen. Was aber war der Erfolg? D'Alembert, Turgot, Marmontel und wer sonst noch dem geheimen Sondersalon angehört hatte, verließen mit der verwiesenen de l'Espinasse zugleich die Gesellschaft der Marquise, für welche dadurch der ganze Vorfall noch doppelt schwer und verletzend wurde.

Mit dem Austritte d'Alembert's sind die glänzendsten Zeiten des Salons von Sanct-Joseph zu Ende. Ja, die Marquise, deren plötzlicher Zerfall mit ihrer Gesellschafterin und dem genialen Mathematiker für ganz Paris nicht blos, sondern für den ganzen Kreis, den die französische Bildung beherrschte, ein Ereigniß von der allerhöchsten Bedeutung und der Gegenstand ernstester Erörterung war, mußte es erleben, daß Fräulein de l'Espinasse bald danach, von hohen

Gönnern glänzend ausgestattet, in der Straße Belle-Chasse einen eigenen Salon eröffnete und in demselben bald von den auserlesensten Männern aus allen Ständen, vom Hofe, vom Militär, von der Wissenschaft und Kunst und den ausgezeichnetsten Ausländern umgeben war, allgemein bewundert wegen ihres in seiner Art einzigen und niemals übertroffenen geselligen Talents und der ihr in selten reichem Maße angeborenen Kunst, den Geist anderer geltend zu machen. Diesen Schlag hat die Marquise du Deffand niemals verwunden, und noch Jahre danach bricht, sobald dieser Punkt berührt wird, die ganze Wildheit eines Hasses hervor, wie er nur in absolut egoistischen Naturen durch eine Verletzung dieses Egoismus entbrennen kann. Zum Belege dieses wahrlich nicht zu harten Urtheils dienen die eigenen Worte der du Deffand, mit welchen sie die bald nach der schroffen Trennung ausgesprochene Bitte des Fräuleins de l'Espinasse um eine Unterredung abweist, und in denen trotz aller erzwungenen Milde doch ganz deutlich erkennbar ist, wie recht das Fräulein gehabt, wenn sie erklärt hatte, sie wisse, daß sie von der Marquise verabscheut, verflucht werde, weil das Ehrgefühl, die Selbstliebe derselben verletzt, mit Füßen getreten worden sei. Noch 1774 erklärte die du Deffand, sie möchte der de l'Espinasse selbst nicht die Rettung vom Tode auf dem Schaffot zu verdanken haben, und sie könnte dieselbe als ihre Feindin ansehen, wenn sie es nicht überhaupt für ihrer unwürdig hielte an diese Person zu denken. Und bei der Nachricht von dem Tode der Verhaßten im Mai 1776 findet sie keine andern Worte als die: ehemals hätte dies ein großes Ereigniß für sie sein können, jetzt sei es ihr ganz gleichgültig; ja sie knüpft daran die Bemerkung, es wäre gut gewesen, die de l'Espinasse wäre funfzehn Jahre früher gestorben, dann hätte sie selbst d'Alembert nicht verloren.

Man sieht, wie tief die blinde Marquise es empfand, daß ihre Alleinherrschaft gebrochen, ihre so stolz betrachtete vermeintliche Allmacht über die Geister der bedeutendsten Männer Frankreichs so kläglich zu Schanden geworden war. Der Verlust war nicht wieder gut zu machen, ja, neue kamen bald hinzu. Denn um dieselbe Zeit begann die Freundin und gewissermaßen Schülerin der du Deffand, Madame de Luxembourg, die höchste Aristokratie Frankreichs in ihrem eigenen Salon zu einem besondern Kreise zu vereinigen, in welchem Rousseau der Held des Tages wurde, während für die eigentlich philosophischen Kreise d'Alembert und Fräulein de l'Espinasse der eifrig aufgesuchte und hochgefeierte Mittelpunkt blieben. Daher hat denn auch der Salon der Marquise du Deffand seit dem Jahre 1764 kein so ausgesprochenes und bestimmtes Gepräge mehr als einer der Hauptsitze des pariser geistigen Lebens der Aufklärungszeit. Von den Größen ersten Ranges blieb nur Voltaire der Marquise getreu und unterhielt mit ihr einen zeitweise sehr regen Briefwechsel. Sonst aber sind es doch nur Größen zweiten und dritten Ranges, welche wir als regelmäßige Besucher des Salons von Sanct-Joseph kennen lernen: von den ihrem Range nach hochgestellten sei der Herzog von Choiseul genannt, der lange Zeit die Politik Frankreichs leitete, bis er endlich der Gräfin Dubarry weichen mußte; auch seine heitere und geistvolle Gemahlin gehörte in jenen Jahren zu den vertrautesten Freundinnen der Marquise du Deffand; daneben treten der Marschall de Beaureau und seine Gemahlin, Brienne, der Erzbischof von Toulouse, später namentlich Necker und seine Gemahlin in den Vordergrund. Sie alle aber, ebenso wie die zahlreichen und hochgestellten Fremden, die in jener spätern Epoche den Salon der zu einer europäischen Merkwürdigkeit gewordenen blinden Hellseherin besuchen, treten zurück gegen die glänzende

Persönlichkeit Horace Walpole's, mit dessen Erscheinen das Wunderbare und Räthselhafte in der Charakterentwickelung und dem Gemüthsleben der Marquise seinen Höhepunkt erreicht. Die seit Jahrzehnden des Augenlichtes beraubte Greisin wird, so möchte man beinahe sagen, von einer Art von Liebeswahnsinn ergriffen, von einer Leidenschaft, die tief und wahr und fast wie eine Vergeltung erscheint für dies liebelose und die Liebe mit Füßen tretende Leben. Der ganze Vorgang wird noch räthselhafter und scheinbar unerklärbar, wenn man sich das Bild des Mannes näher vergegenwärtigt, der neben der Marquise du Deffand, freilich eigentlich gegen seinen Willen, der Held desselben ist.

Horace Walpole war 1717 zu London geboren, also 20 Jahre jünger als die Marquise. Er war der jüngste Sohn Sir Robert Walpole's, des bekannten englischen Staatsmannes, der 21 Jahre lang unter Georg I. und Georg II. die Politik Englands leitete, bis er endlich während des auf dem Continent für Maria Theresia geführten und des gleichzeitig begonnenen verlustvollen Seekrieges gegen Spanien 1742 gestürzt und nur mit Mühe vor der ihn bedrohenden Anklage gerettet wurde, worauf er, zum Grafen von Oxford erhoben, sich in das Privatleben zurückzog. Seine Bildung empfing Horace Walpole zu Eton, befreundet mit dem später in der parlamentarischen und militärischen Geschichte Englands bekannt gewordenen Conway und dem als Dichter zu Ruhm gelangten Thomas Gray. Mit letzterm und Georges Montagu zusammen studirte er dann seit 1734 in Cambridge und trat 1739 die übliche Reise nach dem Continent an, die damals beinahe noch mehr als heute als unerläßlich galt für denjenigen, der in England wirklich auf die Geltung eines Gebildeten Anspruch machen wollte. Mit seinem Freunde Gray verweilte er einige Zeit in Paris und besuchte dann Florenz, Rom und

Neapel. Im Jahre 1741 nach England zurückgekehrt, wurde er für den Flecken Callington in Cornwallis ins Parlament gewählt, wo er seines Vaters Amtsführung in einer mit Beifall aufgenommenen Rede gegen die Angriffe Pitt's vertheidigte; doch ist er sonst nie weiter bedeutend im Parlament hervorgetreten. Bei dem Sturze seines Vaters zog er sich mit demselben in die Stille des Landsitzes Hougton in Norfolk zurück, wo er der Literatur und der Kunst lebte und sich in das Studium derselben vertiefte mit Hülfe einer schönen Bibliothek und einer kostbaren Gemäldesammlung. Auch nach dem Tode seines Vaters setzte er dieses Leben fort: als Sohn eines lange Zeit hochmächtigen leitenden Ministers befand er sich durch den Besitz einer Anzahl höchst einträglicher Sinecuren in den glänzendsten Verhältnissen, obgleich er von Haus aus ohne Vermögen war. Das Leben und Treiben Walpole's blieb das eines Sonderlings, und er bildete sich je länger je mehr zu einem solchen aus: ganz seinen Neigungen nachlebend, zieht er sich von der Oeffentlichkeit zurück, ängstlich jede Berührung mit derselben vermeidend, weil er durch sie in seiner Freiheit gefährdet zu werden fürchtet. Im Jahre 1747 kaufte Walpole die freundlich gelegene Besitzung Strawberry-Hill an der Themse, in der Gegend von Richmond und Twyckenham, welche er sich ganz nach seinem Geschmack zu einem Tusculanum einrichtete. Walpole's Geschmack war übrigens mehr originell und absonderlich als rein und gewählt. Ein einfaches Landhaus baute Walpole um zu einem gothischen Schlosse, das bestimmt war den ursprünglichen Typus der Gothik, wie derselbe in dem Kopfe des wunderlichen Bauherrn entsprungen war, darzustellen und ein Gegengewicht zu bilden gegen den damals allein herrschenden Stil der italienischen Renaissance. Das Ergebniß war ein durchaus abenteuerliches Gebäude, das wie eine Theaterdecoration aussah und aus

ichts bestand als Thürmen und Thürmchen, Erkern, Zin=
ien und Giebeln; dem wunderlichen Aeußern entsprach das
untscheckige Innere mit seinen Treppen, Kaminen, Säulen,
unten Fenstern und Holztäfeleien, welche alle Stilarten in
inem chaotischen Durcheinander vereinigt zeigten. Auch die
eichhaltigen und kostbaren Sammlungen, welche Walpole in
Strawberry=Hill aufstellte, zeigten die einander zum Theil
iametral entgegengesetzten Geschmacksrichtungen, welche der
insiedlerische Schloßherr gleichmäßig hegte und befriedigte.
Neben einigen guten Antiken, neben guten italienischen Ge=
mälden und Werken von Holbein und van Dyck, sah man
vie in einer Raritätenkammer die zopfigen Werke der Ro=
cocozeit und die werthlosesten Spielereien. Aber Walpole
gefiel sich nun einmal in dieser Absonderlichkeit; auch war
r weit davon entfernt, dieselbe jemand aufnöthigen zu
wollen: ein Schwärmer für absolute individuelle Frei=
heit nach allen Seiten hin, verlangte er auch nichts wei=
ter, als daß man ihn in seinen Neigungen und Be=
strebungen ruhig gewähren lasse. Daher hatte Walpole
denn auch keinen großen Freundeskreis; ja, mit den ihm
näher Stehenden lebte er keineswegs immer in Eintracht,
was bei seiner Eigenartigkeit und Sonderlingsnatur auch
nicht weiter wundernehmen kann. Es erklärt sich daraus
auch die Scheu Walpole's vor jeder Art Berührung mit der
Oeffentlichkeit, für die er bei seiner Abkunft, seiner allgemei=
nen glänzenden Begabung und seinem vielseitigen Interesse
doch Bedeutendes hätte leisten können. Namentlich schrift=
stellerische Thätigkeit wäre ihm durch seine reiche Bildung,
seine Muße und die Strömung der ganzen Zeit sehr nahe
gelegt gewesen. Aber erst sehr spät hat er sich zu größern
Versuchen in diesem Gebiete bestimmen lassen. Einzelne
kleine Gedichte von ihm, meist satirischen Inhalts und in
Art der Epigramme und Couplets gehalten, erschienen in

der hocharistokratischen Zeitschrift „The World". Späte
wagte sich Walpole jedoch in dieser Richtung weiter hinau
In Strawberry-Hill hatte er nämlich auch eine kleine Buch
druckerei angelegt; in derselben ließ er eine von ihm selb
verfaßte Beschreibung seines wunderlichen, aber dennoch vi
bewunderten und von allen Größen der Literatur und Ge
sellschaft und auch des Auslandes viel besuchten Landsitze
drucken; dann erschienen dort ein paar nachgelassene Ode
seines poetischen Freundes Thomas Gray, ein von Bentle
edirter Lucrez, 1758 ein Verzeichniß der königlichen un
edelbürtigen Schriftsteller Englands, nebst einer Uebersic
ihrer Werke; 1761 folgte eine kritische Geschichte der Ma
lerei in England. Ohne seinen Namen zu nennen, ga
Walpole 1764 einen Roman: „Das Schloß von Otranto"
heraus, der viel Glück machte und die von dem Verfasse
beabsichtigte Täuschung auch wirklich hervorbrachte: das Buc
sollte nämlich angeblich nicht eine Dichtung sein, sonder
nur der Wiederabdruck einer Erzählung, die der Heraus-
geber in einem Druck von 1529 in der Bibliothek einer
altkatholischen Familie zu Neapel gefunden haben wollte.
Bereits 1765 erlebte der Roman eine neue Ausgabe, auf
der sich diesmal der Verfasser zu nennen wagte. Später
wandte sich Walpole jedoch mehr der Geschichte und der
Memoirenliteratur zu, auch dabei die Absonderlichkeit seiner
ganzen Persönlichkeit behauptend. Denn fast nur die Absicht
originell zu sein, und das Streben, etwas ganz Neues und
dem allgemeinen Urtheil Zuwiderlaufendes zu leisten, möchte
man als Motiv vermuthen, wenn jemand, wie Walpole es
1767 that, alles Ernstes eine Rettung Richard's III. ver-
suchte, und dieses Scheusal zwar nicht gerade als einen
Tugendspiegel darzustellen, aber doch als schändlich verleum-
det zu erweisen bemüht war — ein Versuch, der für wirk-
lich Urtheilsfähige und durch den trügerischen Glanz einer

ihrem Werthe nach sehr zweifelhaften Originalität nicht Geblendete gerade ebenso vergeblich war wie die neuerdings versuchten Rettungen des Tiberius und ähnlicher Größen der römischen Kaiserzeit. Auf einem günstigern Boden bewegte sich Walpole mit seinen zeitgenössischen Versuchen, als deren werthvolles Ergebniß er bei seinem Tode umfangreiche und schon ihres Inhalts wegen sehr bedeutende Memoiren über das Hofleben Georg's II. hinterließ.

Eine originelle, in ihrer Art vielleicht einzige Persönlichkeit war Horace Walpole ohne Zweifel; daß er eine angenehme und liebenswürdige gewesen sei, wird jedoch niemand behaupten können. Denn seine Abschließung vor der Oeffentlichkeit, seine Unzugänglichkeit für andere Ansichten, seine Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht zu seinen absonderlichen Neigungen und Launen paßte, war doch durchaus blasirt; auch liegt alledem nicht eine gewisse weltentsagende, einsiedlerische und selbstbeschauliche Gemüthsstimmung zu Grunde, sondern zunächst eine gewaltige Selbstschätzung, und dann ein kalt und scharf berechnender, nie aus seinem Gleichgewicht gebrachter Egoismus. Und hierin finden wir die tiefinnerliche Verwandtschaft zwischen Horace Walpole und der Marquise du Deffand, hierin die Erklärung dafür, daß diese beiden Charaktere einander anziehen und fesseln und doch zugleich abstoßen und verletzen. In beiden waltet die gleiche Grundstimmung, die geistige Atmosphäre, in der beide leben, ist ziemlich dieselbe; durch beide geht ganz derselbe Zug des vornehmen Herabschauens auf die kleinen, unbedeutenden, schwachen Geister ringsumher. Aber Ein Punkt ist es, in welchem diese so ähnlich angelegten und so vielfach miteinander übereinstimmenden Naturen auseinandergehen. Die Einsamkeit und Zurückgezogenheit, in welcher Horace Walpole für gewöhnlich lebte, war seine freie Wahl, er konnte jeden Augenblick hinaustreten in das Licht der Oeffent-

lichkeit, um die Rolle zu spielen, wozu er berufen erschien: er war Einsiedler, Sonderling aus Neigung. Die Marquise du Deffand war zur Einsiedlerin, zur Sonderlingsnatur geworden, sie hatte sich dazu gemacht, absichtlich, mit Bewußtsein und mit Berechnung: ihre Seele dürstete nach Glanz, nach Ansehen, sie suchte Beschäftigung und Zerstreuung, um sich über ihre völlige Leere zu täuschen. Sie spielte eine Rolle, um in ihr Erfolg zu haben und Beifall zu finden, in die sie sich erst hineingelebt hatte, während ihr Sinn und ihre Neigung eigentlich in einer ganz andern Richtung strebten. Was bei Walpole unbewußt und unberechnet, sozusagen naiv war, das war bei der Marquise studirt und angenommen. Daher fühlte sich der Besitzer von Strawberry-Hill glücklich und zufrieden, gefiel sich in seinem wunderlich aufgebauten Leben ebenso wie in seinem verzwickten gothischen Landhause, an dem fast kein anderer im Ernst Geschmack finden konnte; daher langweilte er sich denn auch niemals, während die Marquise allezeit auf der Flucht war vor dem Gespenst der Langenweile. In Walpole, dem ihr äußerlich so Gleichgearteten, fand die blinde Hellseherin mit einem mal das, was ihr doch immer fehlte; unter Verhältnissen, die den ihrigen so ähnlich waren, lebend, war Walpole immer heiter, immer zufrieden, nie gelangweilt, also zu einem Erfolge gelangt, nach dem sie ihrerseits stets vergebens gestrebt hatte. Es schien, als ob Walpole ihr das Räthsel lösen könne, an dem sie ihr Leben lang vergeblich gerathen, und dessen Lösung sie noch jetzt Tag für Tag, oft unter so schweren Selbstqualen beschäftigte. Sie sah in ihm gleichsam ihr eigenes Bild, nur verklärt und verschönt durch eine wirklich harmonische und zufriedene Stimmung. Aber es begreift sich auch, daß Walpole sich der schwärmerischen Marquise gegenüber so kalt und oft so schroff ablehnend verhält: sie suchte bei ihm

Frieden, er fürchtete von ihr nur eine Störung des Friedens und der Harmonie, in der sein eigenartiges Leben bisher verlaufen war. Die Leidenschaft der Marquise ist eine durchaus einseitige und wird von ihrem Gegenstande scheu gemieden als eine Gefährdung seiner Freiheit. Daß Walpole für die merkwürdige Frau ein Interesse gehabt, ist damit noch immer zu vereinigen: dieselbe war ihm namentlich insofern von Werth, als sie ein Stück von Frankreich, einen guten Theil des Geistes repräsentirte, der damals die französische Bildung und Literatur erfüllte, während das Gefühl der eigenthümlichen Verwandtschaft ihres Geistes Regungen herzlicher Freundschaft und die Einsicht in die innere Zerrissenheit der Marquise sein Mitleid wach rief.

Die Bekanntschaft Horace Walpole's und der Marquise du Deffand wurde im Jahre 1765 angeknüpft. Damals nämlich kam Walpole nach Paris und verlebte dort acht Monate, während deren er in alle irgend bedeutenden Gesellschaftskreise eingeführt wurde, und namentlich durch die Originalität seiner Persönlichkeit und seiner Denkweise sowie durch seine frische Empfänglichkeit und geistvolle Mittheilsamkeit in den Salons schnell beliebt wurde. Anfangs verkehrte er vorzugsweise in der Gesellschaft, deren Mittelpunkt Frau von Geoffrin war; doch versäumte er es nicht, auch den Salon der Marquise du Deffand zu besuchen. Das Leben und der Ton in den Salons kam ihm, wie begreiflich, anfangs höchst befremdlich und absonderlich vor. „Jede Frau", sagt er hierüber, „hat hier ein oder zwei Schriftsteller in ihr Haus gepflanzt, und Gott weiß, wie sie dieselben begießt! Der alte Präsident Hénault ist die Pagode bei der Marquise du Deffand, einer alten und blinden Geistschwelgerin, bei der ich gestern zu Abend gespeist habe." (5. October 1765.) Auf die blinde Hellseherin hatte die ihr so verwandte Natur Walpole's gleich bei der ersten

Begegnung einen mächtigen Eindruck gemacht; sie hatte sofort erkannt, daß sie es hier mit einem Geiste zu thun habe, wie sie bisher noch keinem begegnet war. Bei näherer Bekanntschaft flößte sie auch ihrerseits dem so wenig zugänglichen Engländer ein lebhafteres Interesse ein: bald zog derselbe ihre Gesellschaft der der Geoffrin vor und fand an ihrem lebhaften und feurigen, vielseitigen und wunderbar beweglichen Geiste und ihrer nie versiegenden Unterhaltung das größte Vergnügen. In einem gegen Ende seines pariser Aufenthalts geschriebenen Briefe an Lady Hervey entwirft er von der Herrin des Salons von Sanct-Joseph ein sehr günstiges Bild: er rühmt ihre Lebhaftigkeit, ihren Geist, ihr Gedächtniß, ihr Urtheil, ihre Leidenschaftlichkeit, er schildert, wie sie trotz Alter und Blindheit die Oper, Theater, Soupers und Versailles besucht und zweimal wöchentlich bei sich heitere Abendgesellschaften gibt, wie sie sich alle Neuigkeiten vorlesen läßt, Chansons und Couplets dichtet und über alles Auskunft zu geben weiß, was während der letzten achtzig Jahre vorgegangen ist. Er erwähnt ihre bedeutende Correspondenz mit Voltaire, mit dem sie selbst zu streiten wage, wie sie überhaupt gegen niemand unterwürfig sei und sich ebenso über die Pfaffen wie über die Philosophen lustig mache. Besonders bezeichnend für seine Auffassung ist dann eine andere Aeußerung: ihr Urtheil, meint er nämlich, sei so richtig wie möglich, in allen Fragen des Betragens dagegen so verkehrt wie nur möglich, denn sie sei ganz Liebe und ganz Haß, für ihre Freunde eingenommen bis zum Enthusiasmus, ja, sie verlange geliebt zu werden, wenn auch nicht gerade von Liebhabern, und sei eine leidenschaftliche, aber offenherzige Feindin. Die bedeutenden Eigenschaften der Marquise wußte Walpole also sehr wohl zu würdigen, und er fühlt sich um derselben willen zu der Blinden hingezogen und im Verkehr mit ihr angenehm

erregt und fesselnd beschäftigt. Aber eine so stürmische, so leidenschaftliche, an jugendliche Schwärmerei grenzende Anhänglichkeit, wie sie in dem Herzen der Greisin aufzuflammen begann, war ihm fremd und unverständlich, ja geradezu unheimlich, und erfüllte ihn mit der Besorgniß, die ihm über alles theuere völlige Unabhängigkeit zu verlieren und sich vielleicht gar in den Augen mancher lächerlich zu machen.

Der Marquise du Deffand schien in Horace Walpole gleichsam ein neues Leben aufgegangen zu sein; davon zeugt die Correspondenz, welche sie seit der Abreise desselben nach Strawberry=Hill mit ihm zu führen begann, nicht blos durch Ton und Inhalt, sondern auch durch ihren außerordentlichen Umfang. Gleich in dem ersten Briefe sagt sie Walpole geradezu, daß ihn niemand zärtlicher lieben könne als sie, und daß sie glaube, darin endlich am Abend ihres Lebens den verdienten Lohn zu erhalten für ihr zärtliches und empfängliches Herz. Sie bedauert die lange Trennung, die ihr bevorsteht, und bittet ihn inständigst, sein Wort zu halten und ihr mit dem größten Vertrauen zu schreiben und überzeugt zu sein, daß sie mehr ihm als sich selbst gehöre. Eine solche Sprache hat denn freilich für eine neunundsechzigjährige Blinde etwas höchst Befremdliches, und man beurtheilt gewiß auch Walpole danach milder und findet es begreiflich, daß er sich scheu ablehnend verhielt und diese Gluten nicht verstand, mit denen er, der stets Kühle und Nüchterne, verfolgt wurde. Die Marquise freilich nahm es ihm sehr übel, als er meinte, sie sei unbesonnen und folge romantischen Eingebungen. Namentlich, daß sie in den Verdacht der Romantik kommt, ist ihr ärgerlich, und sie weist denselben in einer förmlichen Vertheidigungsschrift von sich ab. Trotz alledem aber findet sie mit ihrer Schwärmerei keine Gnade in Walpole's Augen: wenn verständige Klar=

heit nichts hilft und gegen die wunderliche Leidenschaft der Greisin wirkungslos bleibt, so greift Walpole auch wol zu den Waffen des Spottes und Hohnes, ja, zuweilen werden seine Worte eisig kalt und tief einschneidend. Von seiten der Marquise aber wird das alles ruhig hingenommen: es läßt sich nicht leugnen, daß es beinahe etwas Rührendes hat, zu sehen, wie sie sich vor dem kalten und strengen Sinne Walpole's beugt, wie sie ihm schmeichelt und ihn sich wieder freundlich zu stimmen sucht, so wie ein Kind, das sein Unrecht einsieht und seine Strafe verdient zu haben weiß, die eben noch züchtigende Hand streichelt und küßt. Ja, selbst das gewinnt sie über sich, die leidenschaftliche Hinneigung, mit der sie sich zu Walpole gezogen fühlt, zu verbergen, ruhig und gleichgültig zu thun, weil sie weiß, daß das Gegentheil den Gegenstand ihrer Liebe verletzen und kränken, vielleicht gar eine Beschränkung oder einen Abbruch des Briefwechsels zur Folge haben würde. Man muß die Briefe der Marquise an ihren Freund in Strawberry-Hill lesen, wenn man eine völlig klare Anschauung bekommen will von dem so im höchsten Grade eigenthümlichen Verhältnisse, das diese beiden Menschen miteinander verband. Die Marquise zählt die Stunden bis zur Ankunft des englischen Kuriers, von dem sie ein Schreiben Walpole's erhalten kann; sie klagt und schmollt, wenn ihre Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen ist; keinen Tag läßt sie vergehen, ohne ihrem treuen Wiart einige Zeilen zu dictiren, die mit dem nächsten Kurier nach England gehen sollen. Dann wieder schilt sie über Wind und Wetter und über das Schicksal, von dem liebsten Freunde durch das Meer getrennt zu sein, bedauert die Unmöglichkeit, ihren Lieblingswunsch zu erfüllen und selbst zu einem Besuche nach Strawberry-Hill hinüberzueilen. Doch kommen auch wieder Stunden, wo sie klarer und nüchterner reflectirt,

und wo sie dann auch in die Gründe und in die Natur ihrer unwiderstehlichen Hinneigung zu Walpole einen tiefern Einblick gewinnt: sie erklärt dann wol, denselben zu lieben, weil sie ihn achte und in ihm die Eigenschaften gefunden habe, welche sie seit funfzig Jahren vergeblich bei jedem Andern gesucht; das habe sie so erfreut, daß sie sich an ihn geheftet habe, obgleich ihr der gesunde Menschenverstand gesagt, sie begehe eine Thorheit, da sie beide doch durch tausend Hindernisse getrennt blieben, da sie unmöglich ihren Freund in England aufsuchen, aber noch weniger ihm eine so starke und innige Neigung zutrauen könne, daß er um ihretwillen seine Heimat, seine Freunde, sein Strawberry-Hill verlassen werde, um aufzusuchen, nun was? — „eine alte Sibylle, die in dem Winkel eines Klosters zurückgezogen lebt“. Weiter rühmt die greise du Deffand dann den Freimuth und die unbedingte Offenherzigkeit Walpole's: diese Eigenschaften hätten sie vornehmlich zu ihm hingezogen; sie ist entzückt von seiner edeln und guten Gesinnung, welche trotz aller scheinbaren Wandelbarkeit doch beständig und unbedingt zuverlässig sei. Walpole verhielt sich all dieser Schwärmerei und diesem überschwenglichen Lobe gegenüber ziemlich kühl und ablehnend, sodaß die Marquise immer von neuem über seine Gleichgültigkeit und Unempfänglichkeit für die Regungen ihres Herzens zu klagen Ursache findet. Und dies ist nun eigentlich das Grundthema, das durch den ganzen Briefwechsel beider hindurchgeht und in demselben in allen Tonarten variirt wird: ein fortwährender kleiner Streit, bald scherzend und geistreich, bald mit Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit geführt, zieht sich durch die langen Jahre einer selten regelmäßigen Correspondenz über alles Wissenswerthe in Kunst und Literatur, Politik und Gesellschaft. Es kommt oft genug vor, daß sich die beiden Correspondenten recht gründlich und beinahe derb die Wahrheit sagen. Denn als

das muß man es doch bezeichnen, wenn zum Beispiel am Schlusse eines langen Briefes, an dem sie bis tief in die Nacht hinein dictirt, die müde Marquise dem Stoßseufzer Luft macht: „Eigentlich müßte ich alles, was ich geschrieben, in das Feuer werfen, — denn an wen schreibe ich? An einen Scythen, einen Menschen von Stein oder von Eis, mit Einem Worte an einen Engländer, der ein solcher aus Grundsatz sein würde, wenn er es nicht schon durch Geburt wäre." Das war gerade kein Compliment für die Engländer und noch weniger für Walpole. Aber dieser blieb seiner blinden Freundin auch in dieser Hinsicht nichts schuldig: sie erklärt ihn trotz all seiner Freundschaft für rücksichtslos und theilnahmlos. „Ihr seid", sagt sie ihm, „wie der Großtürke in unsern Opern, der zur Sultanin, die er um einer andern willen verläßt, sagt: Dissimulez vos peines et respectez mes plaisirs. Wenn ich traurig bin, darf ich es vor Euch nicht merken lassen, da müßtet Ihr mir einen Modellbrief schicken; rede ich von diesen oder jenen, so ist das nur ein neuer Grund zum Tadel. Ich bin" — hier citirt die Marquise Worte Walpole's — „unbeständig, es ist schwer mit mir zu leben, ich bin heikelig und unbescheiden; endlich, wenn ich Euere Briefe Wort für Wort durchklaube, — was sage ich, durchklaube — wahrlich Ihr drückt Euch so klar und bestimmt aus, und laßt mir keinen Zweifel über Euere Eingenommenheit gegen mich." Dann aber fährt sie doch fort: „Wißt Ihr, was das für einen Eindruck auf mich macht? Den, daß ich Euch nicht weniger liebe und nicht weniger auf Euere Freundschaft rechne." Gleich danach wird dann wieder ein ganz anderer Ton angeschlagen: denn die Marquise gesteht, daß sie wirklich alle die Fehler habe, welche Walpole ihr vorwerfe, daß sie sich selbst nicht leiden könne und sich selbst viel unerträglicher sei als allen andern. Walpole hatte es durchaus nicht gern, wenn die Marquise

von sich, ihrer Stimmung, ihren unstet hin- und herschwingenden Gedanken sprach: er wollte von ihr pariser Neuigkeiten und dadurch einen Ersatz für die Unterhaltung des Salons von Sanct-Joseph, die ihm nicht zutheil wurde.

Auch durch eine wiederholte persönliche Begegnung und längeres Zusammensein wurden diese beiden Charaktere nicht mehr aneinandergepaßt und zu mildern Aneinanderschmiegen gebracht. Für die blinde du Deffand waren das dennoch glückliche Tage, wenn Horace Walpole nach Paris kam, mit ihr las und plauderte und durch seine Anwesenheit dem schon stillern und leerern Salon von Sanct-Joseph noch einmal hellstrahlenden Glanz verlieh. Schon im Herbst 1767 wurde ihr diese Freude wieder zutheil; aber der Abschied brachte ihr um so schwerere Stunden. Sie selbst beschuldigt sich der Schwäche und Lächerlichkeit, sie bittet den strengen und kalten Freund um Verzeihung: „Denkt an Euere Kleine nur um Euch zu sagen, daß sie vernünftig, gehorsam und über alles dankbar ist; daß ihr Respect, ja ich sage Respect, daß ihre Furcht, ja ihre geschwisterliche Furcht, ihre zarte, aber ernste Anhänglichkeit bis zum letzten Augenblick das Glück ihres Lebens machen werden. Was thut es alt und blind zu sein? Was thut der Ort, wo man wohnt? Was thut es, daß alles, was einen umgibt, thöricht oder übertrieben ist? Wenn die Seele stark beschäftigt ist, fehlt ihr nur der Gegenstand, der sie beschäftigt, und wenn der Gegenstand das, was man für ihn fühlt, erwidert, dann hat man nichts weiter zu wünschen!" Solche glückliche und zufriedene Stimmungen finden wir jedoch nur selten in den Briefen der Marquise. Eine längere Trennung von Walpole genügt, ihre alte Sehnsucht und die leidenschaftliche Wärme von neuem wach zu rufen, die ihrem kühlern Freunde so unangenehm und unverständlich war und die er nur mit Vorwürfen und Tadel beantwortet. Die du Deffand

sieht sich durch die herben Zurechtweisungen Walpole's bald zur Resignation genöthigt, der es nicht an einem fast rührenden Zuge schmerzlicher Wehmuth fehlt. „Um Gottes willen, mein Beschützer, laßt Euere Declamationen, Euere Protestationen gegen die Freundschaft! Wir wollen einander nicht quälen, ich nicht Euch, indem ich das preise, was Ihr verwünscht, Ihr nicht mich, indem Ihr das tadelt, was ich hochschätze; lassen wir die Freundschaft, verbannen wir sie! Aber, wir wollen den Ort ihrer Verbannung nicht vergessen, um sie wiederzufinden, wenn sie nöthig sein sollte. Das ist die Gunst, um die ich Euch bitte, und was ich Euch verspreche, ist, ihren Namen niemals vergeblich zu gebrauchen." Ja, in eigenthümlicher Selbstironisirung gibt die Marquise dieses Versprechen ihrem strengen Freunde auch noch in Versen, in der Gestalt eines leichttändelnden Couplets:

> Vous n'aurez plus à vous plaindre
> De mon trop d'empressement,
> Ouvrez mes lettres sans craindre
> D'y trouver du sentiment.
> Je sens, je sens,
> Que je peux, sans me contraindre,
> Prendre un ton indifférent.

Freilich bleibt die Marquise diesem in Walpole's Augen so löblichen Vorsatze höchstens in einem Briefe getreu: die Nachricht von einem Unwohlsein, einer Krankheit ihres Freundes bringt sie ganz außer Fassung und erfüllt sie mit der qualvollsten Sorge und Unruhe; denn bei dem Gedanken, denselben verlieren zu müssen, sieht sie es als ein Unglück an, ihn überhaupt gekannt zu haben. Auch Walpole hatte Augenblicke, wo sein kaltes Herz und sein Egoismus ergriffen und erwärmt wurden durch das jugendliche Feuer der blinden Greisin; dann konnte er mit inniger Theilnahme und fast bewundernder Zuneigung zu derselben aufblicken

wie ein im reifsten Mannesalter stehender Sohn zu seiner ihn auf Schritt und Tritt mit liebendem und stolzem Auge verfolgenden Mutter. Und das sind die Zeiten, wo das Verhältniß beider unleugbar von einem poetischen Dufte und dem Reize einer zarten und geistreichen Romantik umschwebt wird.

Für die blinde Marquise du Deffand, die, in die siebziger Jahre eingetreten, mehr und mehr zu vereinsamen anfing, waren die wiederholten Besuche Walpole's in Paris Lichtblicke, welche in ihr allmählich verdunkelndes Leben fielen. Ja, eine hocherfreuende Genugthuung für so manches harte und verletzende Wort, das sie zu hören bekommen, war ihr die edle Bereitwilligkeit, mit welcher Walpole auf das Gerücht von ihrer durch manchen Verlust herbeigeführten bedrückten Lage ihr sein ganzes Vermögen zur Disposition stellte und ihr jede Sorge abzunehmen sich erbot. Die Marquise wies das hochherzige Anerbieten ab, weil sie dieser Hülfe nicht bedurfte, erklärte jedoch offen, daß sie, wäre sie wirklich in Noth, es annehmen und davon Gebrauch machen würde, nicht blos ohne zu erröthen, sondern sogar mit Freude, mit Wonne, mit Stolz.

Der Salon der Marquise du Deffand bestand all diese Jahre hindurch gleichmäßig fort. Er war freilich nicht mehr so glänzend und so reich besucht wie ehemals, aber die alten Freunde, Präsident Hénault und Pont de Veyle, waren ihm doch treu geblieben. Um so schmerzlicher war es für die Marquise, 1770 ihren treuen Hénault sterben zu sehen. Im Jahre 1774 folgte demselben Pont de Veyle: in ihm verlor die blinde Greisin den zweiten der Freunde, mit denen sie fast ein halbes Jahrhundert gemeinschaftlich gelebt und alle Genüsse getheilt hatte. Zwei neue Besuche Walpole's, 1771 und 1775, schafften ihr zwar Erholung und Zerstreuung und ihrem Herzen Befriedigung, das Gefühl der

zunehmenden Vereinsamung jedoch, den Gedanken, daß si
zu lange gelebt habe, vermochte die Greisin schon nicht meh
ganz los zu werden. Auch war das ja ganz natürlich: ein
neue Zeit kündigte sich immer lauter und dringender an
die Vorboten eines nahenden Zusammensturzes des alte
Frankreichs und damit alles dessen, worin sie gelebt und ge
webt hatte, drängten sich dem scharfen Sinne der blinde
Hellseherin von allen Seiten auf. Die Regierung Lu
wig's XV. ging, wie sie geführt worden war, zu Ende
mit Schimpf und Schande. Ludwig XVI. bestieg den Thron
die Zeit der Neuerungen, der Reformen, der Versuche be
gann, welche die drohende Katastrophe doch nicht mehr auf
zuhalten vermochten. Die Marquise, ein Kind des alte
Frankreichs, fühlte sich nicht mehr wohl in der neuen Zeit
obgleich die Bedeutung derselben ihr, die sie sonst gerad
für derartige Fragen ganz ohne Sinn war, doch nicht ent
ging, und sie daher auch den Gang derselben mit Interesse
verfolgte, namentlich wo ihre persönlichen Beziehungen in
das Spiel kommen. Turgot mit seinen und Malesherbes'
weise angelegten Reformplanen ist in ihren Augen ein Thor:
war er doch einst mit unter den Abtrünnigen gewesen, die
von dem Salon zu Sanct-Joseph zu dem der Straße Belle-
Chasse und Fräulein de l'Espinasse übergegangen waren.
Dagegen begrüßt sie die Berufung Necker's an die Spitze
der Finanzverwaltung mit Freuden: gehörte derselbe mit
seiner geistvollen Gemahlin doch zu den damals schon spär-
lich gewordenen Stammgästen in dem Salon der Marquise.
Noch mehr fühlt diese sich geschmeichelt, als gar ihr Neffe,
Brienne, der Erzbischof von Toulouse, auf die finanziellen
Angelegenheiten, damals die Lebensfrage Frankreichs, Ein-
fluß zu gewinnen anfängt. Auch Voltaire, in ihren und in
ihres ganzen Kreises Augen der erste Mann des Jahrhun-
derts, mit dem sie bis zuletzt in regem Briefwechsel gestanden,

ah die Marquise 1778 sterben, beinahe schon unfähig, einen Schmerz tief eindringen zu lassen und ihre Pulse zu rascherm Schlage in Freud und Leid zu bewegen.

Die blinde Hellseherin fühlte, daß auch ihre letzte Stunde herannahe; dieselbe ließ ihr fast zu lange auf sich warten. Die Huldigungen, die ihr zutheil wurden, der Besuch Joseph's II. und Benjamin Franklin's sowie anderer Berühmtheiten zerstreuten und unterhielten sie noch, thaten ihrem Ehrgeiz und ihrer Eitelkeit wohl, aber das mehr und mehr in ihr aufkommende Gefühl des Unbefriedigtseins und des Lebensüberdrusses trübte und verbitterte ihr die Reinheit dieser Genüsse. Auch die Stärke des Geistes, die selbstbewußte Gesinnung, die stolze Verachtung gegen alles Religiöse und Kirchliche fing an zu schwinden; nicht ohne Bangigkeit sah die Marquise der einst so ersehnten Stunde des Todes entgegen. Dieselbe war ihr aber noch nicht so nahe, wie sie gemeint. Schon 1775, als Walpole nach seinem letzten Besuche Paris verlassen, hatte die du Deffand von ihrem Freunde für dieses Leben Abschied genommen, in schmerzlicher Wehmuth und tiefer Erregung. Aber noch fünf Jahre lebte sie in ihrer Diogenestonne, wie sie ihren großen Lehnstuhl nannte, den sie jetzt kaum noch verlassen konnte. Rastlos grübelnd, angesichts des nahenden Todes die höchsten und heiligsten Probleme der Menschheit durchdenkend, kam sie doch nicht zur Ruhe: ohne glauben zu können und ohne alles leugnen zu können, schwankte die einst so starke und auf ihre Philosophie so stolze Frau hin und her zwischen den äußersten Gegensätzen. Sie nahm endlich zur Kirche ihre Zuflucht: Abbé Lenfront, der Beichtvater Ludwig's XVI., sollte sie auf die letzte Stunde vorbereiten; doch war auch das rein äußerlich und nur eine formelle Vorbereitung auf die Sterbesakramente. Am 22. August 1780 schrieb die Marquise angesichts des nahen

Todes noch einmal an Walpole: „Zerstreut Euch, mei
Freund, soviel Ihr könnt; betrübt Euch nicht über meine
Zustand, wir waren doch füreinander verloren; wir sollte
uns nicht wiedersehen. Ihr werdet mich betrauern, we
man froh ist sich geliebt zu wissen.“ Vier Wochen dara
(23. September 1780) hauchte die vierundachtzigjährige Fra
ihren Geist aus. Ihr treuer Wiart harrte bis zum letzte
Augenblicke bei ihr aus, begrub sie in der Kirche Sain
Sulpice und stattete Walpole über die letzten Tage de
merkwürdigen Frau Bericht ab.

Das Leben der Marquise du Deffand öffnet uns eine
tiefen Einblick in die Geschichte, die Cultur und Literatu
des 18. Jahrhunderts; die verschiedenen Strömungen des s
wunderbar erregten geistigen und gesellschaftlichen Lebens de
Jahrzehnde der Aufklärung und der Vorbereitung auf die
Revolution berühren sich in der Herrin des Salons von
Sanct-Joseph und den geistvollen Kreisen, welche dieselbe
jahrelang um sich zu sammeln und an sich zu fesseln wußte.
Daher ist es lehrreich, noch einen Blick zu werfen auf die
Ideen, welche der gesammten Denkweise der du Deffand zu
Grunde lagen, gleichsam die Lebensphilosophie der geistvol-
len Freundin Voltaire's aus ihren hier und da zerstreuten
Aeußerungen zu construiren; auch findet erst dadurch das in
dem Leben sich abspiegelnde Charakterbild in allen einzelnen
Theilen seine richtige Beleuchtung und manches bisher Räth-
selhafte seine vollständige Erklärung.

„Wir sind so, wie die Natur uns gemacht hat“, sagt
die du Deffand einmal; „man kann vielleicht sein Betragen
regeln, doch nicht seine Gefühle und seinen Charakter än-
dern.“ Damit wird also jede Laune, jede Leidenschaft zur
Naturnothwendigkeit gestempelt, — ein Gedanke, aus dem
die ganze laxe Moral des 18. Jahrhunderts fließt und der
nahe angrenzt an die später verkündeten Lehren der Mate-

alisten. Dazu stimmt auch die sonstige Lebensauffassung
er blinden Hellseherin: „Ich verwünsche das Leben und
edauere, so lange gelebt zu haben, ja kann mich nicht darüber
östen überhaupt geboren zu sein. Ich bin nicht für diese
Welt gemacht; ob es noch eine andere gibt, weiß ich nicht;
ie dieselbe aber auch beschaffen sein mag, ich fürchte sie.“
iegt hierin nicht die ganze sittliche Zerrissenheit jener Zeit
er Auflösung ausgedrückt? Aber die du Deffand spricht sich
och stärker aus, namentlich in solchen Augenblicken, wo ihr
ine gewisse Klarheit über sich selbst zutheil wird: „Ich
rgere mich so unwissend, so schlecht erzogen und so talent-
os zu sein, oder nicht lieber ein Thier zu sein und Heu
u fressen. Dies letzte wäre vielleicht das Beste, denn ich
vürde mich weniger langweilen, besser schlafen und keine so
chlechte Verdauung haben.“ Fortwährend klagt die du
Deffand über das Unglück der Langenweile und meint ein-
mal, um das Leben überhaupt ertragen zu können, müsse
man die vierundzwanzig Stunden des Tages so eintheilen,
daß man zweiundzwanzig schlafe und zwei esse! Dem ent-
spricht es ganz, wenn Langeweile und Vergnügen von ihr
als die beiden Kategorien bezeichnet werden, wonach sie alle
Dinge beurtheile. Ja, man möchte geradezu sagen, die so-
genannte Philosophie der Marquise du Deffand ist die Philo-
ophie der Langenweile. Sie weist das Lob, ein kritischer
Geist zu sein, ab und führt als Beweis dagegen an, daß
ie sich langweile: in sich finde sie nichts, und das Nichts
n sich zu finden sei ebenso schlecht als es glücklich sein
müßte, im Nichts geblieben zu sein. Dazu paßt auch treff-
ich der Satz, in den die Marquise einmal sozusagen ihre
Glückseligkeitslehre zusammenfaßt: „Ich quäle mich nicht ab
mit Versuchen, dasjenige zu begreifen, was nicht zu begreifen
st. Die Ewigkeit, der Anfang, das Volle, das Leere —
was soll man wählen? Ich halte mich an Folgendes:

Gutes zu thun, soviel ich kann, und sowenig Böses wi
möglich, ich lasse jedem seine Art zu denken und störe ni
mandes Glück und Frieden; Langeweile und Indigestion
vermeide ich und trage sie, wenn es nicht anders sein kan
geduldig." Das Glück besteht für sie, nach einer ande
Aeußerung, im Freisein von zwei Uebeln, körperliche
Schmerzen und Langeweile; eine Menge von Dingen, d
sie eigentlich verachtet, werden ihr zu ihrem Bedauern not
wendig und unentbehrlich durch die Furcht vor Langewei
Sie weist die geistvolle Einwendung Walpole's, nur d
Glückliche könne Langeweile haben, zurück: ihrer Meinun
nach zerstört die Langeweile alles Glück, ist dieselbe e
Vorgeschmack des Nichts, nur daß dieses ihr noch weit vo
zuziehen ist. Die Furcht und die Flucht vor der Lange
weile, das ist das einzige wirklich treibende und bewegen
Element in der sogenannten Philosophie der du Deffan
Von da aus erklärt sich auch, was sie sonst an Lebenswei
heit zum besten gibt. Wer sich langweilt, ist sich selbst
am meisten zur Last und möchte sich selbst beiseiteschaffen.
So sagt denn auch die Marquise von sich: „Das, was ich
am meisten hasse, wovor ich möchte fliehen können, das bin
ich selbst." Natürlich, denn sie sieht klar genug, um zu
erkennen, daß der erste und letzte Grund der ewigen Unzu-
friedenheit, der immer wiederkehrenden Langenweile in ihr
selber liegt: „Ich sage mir sehr ernst, daß ich unrecht
habe; ich prüfe mich über die Urtheile, die ich fälle, und
sage mir dann: du selbst hast all die Fehler und Lächer-
lichkeiten, die dich verletzen; wie kannst du glauben allein
Geist und Geschmack zu haben? Du bist thöricht und in
falschen Vorstellungen befangen, du machst dich verhaßt durch
deinen Widerspruch und durch deinen Tadel." Zu einem
Versuche der Besserung und der Selbstbefreiung aber pflegen
es Charaktere dieser Art nur in seltenen Fällen zu bringen,

sicher aber nicht dann, wenn sie ihre Schwächen und Fehler eigentlich als bedeutend und interessant ansehen und in denselben eine unveräußerliche Mitgift der Natur zu haben meinen. „Ich habe ohne Zweifel“, sagt daher auch die du Deffand, „viele Fehler und glaube dieselben zu erkennen, und diese Erkenntniß macht mich sehr unglücklich. Man muß sich bessern, werdet ihr mir sagen, aber zugleich sagt ihr mir, daß man sich doch nicht bessert. Und darin habt ihr recht: bei der Geburt schon bringen wir unsere Laster und Tugenden, und damit unser Glück und Unglück, auf die Welt.“ Eine solche Lebensauffassung konnte nur zur bewußten Selbsttäuschung und zur innern Unwahrheit führen, nach einer Ueberschätzung seiner selbst auf der einen, einer ungerechten Beschuldigung der Mitmenschen auf der andern Seite. Die Ausflüsse derselben erkennen wir in den pessimistischen Anschauungen, welche die Marquise du Deffand häufig genug ausspricht: „Man ist von Waffen und Feinden umgeben, und die sogenannten Freunde sind doch nur die, von denen man nicht gerade zu fürchten braucht ermordet zu werden, die aber den Mörder ruhig gewähren lassen.“ Man sieht, wessen die Freunde der Marquise sich von derselben zu versehen hatten. Eine solche Denkweise konnte nichts Großes und Edles aufkommen lassen, sie band und beherrschte den Willen und machte ihm jede Bewegung in der Richtung zum Bessern unmöglich. In solchen Gedanken, die man noch dazu für philosophische ausgab, zu leben, hieß das Denken überhaupt verbannen. Und dahin kam die Marquise du Deffand auch wirklich. „Ich habe die Fähigkeit zu fühlen“, sagt sie von sich, „nicht die zu begreifen: das, was meine Phantasie anregt, kommt nicht oder doch nur schwer zu meinem Verstande.“ Ja, das Denken erscheint ihr nächst dem Geborensein als das größte Uebel und die Quelle alles menschlichen Unglücks: „Ich erinnere mich

in früher Jugend gedacht zu haben, daß nur die Thoren, die Betrunkenen und die Verliebten glücklich sind. Wer sich selbst überlassen ist und allein mit der Fähigkeit zu denken, der muß der unglücklichste Mensch sein." Von solchen Vordersätzen aus müßte man doch folgerechterweise dahin kommen, den Tod, ja die Selbstvernichtung als eine Befreiung, eine Erlösung zu preisen. Dazu aber fehlt es einem so flachen Denken und einer so hohlen Moral am Muth: „Man rühmt die Einfachheit und Natürlichkeit, und haßt die, welche einfach und natürlich sind, man weiß alles, und trotz alledem fürchtet man den Tod. Und warum fürchtet man ihn? Der Grund liegt nicht blos in der Ungewißheit der Zukunft, sondern in dem gewaltigen Abscheu, den man vor seiner Zerstörung empfindet und den die Vernunft nicht aufheben kann." Was blieb endlich einem solchen Geiste übrig? Wo suchte die Marquise, durch die Blindheit vollends auf ihr Inneres angewiesen, Beschäftigung, Trost, Erhebung? Die kleinlichen Erbärmlichkeiten des alltäglichen Lebens waren ihr Element, Klatsch und Intriguen wurden je länger, je mehr ihr Lebensbedürfniß. Allgemeine Ideen zu fassen, sich zu höhern Gesichtspunkten zu erheben ist sie unfähig, ja, sie rühmt sich dieser Unfähigkeit geradezu. Davon hängt auch ihr Geschmack in Sachen der Literatur und der Kunst ab: „Ich liebe die Schriftsteller, die nur die Leidenschaften, die Verbrechen, die Tugenden in ihrer Natur und Treue malen, vor allem liebe ich die Details der Intriguen und lese daher am liebsten Memoiren." Die großen Fragen, die Geschichte und Politik bewegen, sind ihr gleichgültig, wenn dieselben nicht sie selbst oder ihre Freunde irgendwie berühren. Die Geschichte, eine Nation erschienen ihr wie künstlich zurechtgemacht. Die Kehrseite dazu finden wir in der Selbstüberschätzung und der Anmaßung, aus der im Orakelton vorgebrachte Aeuße-

rungen entsprangen wie die: „Ich sehe die Ehrgeizigen an wie Thoren, und die Stellen, die sie haben, wie Rollen, die sie gut oder schlecht spielen. Ich sehe alles, was geschieht, mit demselben Auge, wie die Nachwelt es sehen wird." Eine derartige Lebensauffassung und solche Ansichten konnten, namentlich bei zunehmendem Alter und Schwäche, nur zu gänzlicher Apathie führen und absolute Theilnahmlosigkeit und träge Ruhe als den besten Zustand erscheinen lassen. Dahin hat es die Marquise du Deffand denn auch endlich gebracht, wenn sie sagt: „Ich gebe mir gar nicht die Mühe, aus irgendetwas Gewinn zu ziehen, sondern überlasse mich ganz der Trägheit, der Gleichgültigkeit", — die, setzen wir gleich hinzu, nur ein Deckmantel war für den rücksichtslosesten Egoismus.

Da die Salons lange Zeit maßgebend waren für die ästhetischen und literarischen Urtheile des Publikums überhaupt, so lohnt es der Mühe, auch in dieser Hinsicht die Aeußerungen der Marquise du Deffand zu einem allgemeinen Bilde zusammenzufassen. Wenn der Marquise einer ihrer Verehrer nachrühmt, man gewinne bei ihr Geschmack am Vollkommenen, werde aber auch streng gegen das Mittelmäßige, so erscheint dieses Urtheil als durchaus zu günstig und ganz entschieden geschmeichelt. Einige Beispiele zeigen das zur Genüge. Alles Ernste, was den Geist wirklich beschäftigt und Sammlung verlangt, ist ihr zuwider, langweilt sie: Gibbon und ähnliche bedeutende Werke der französischen sowie der englischen Literatur finden bei ihr keine Gnade, ja von der Geschichte sagt sie geradezu, dieselbe sei nothwendig, aber langweilig. Die Entdeckungen Newton's sind ihr gleichgültig, aber über ein neues Couplet kann sie in Entzücken gerathen. Noch wunderlicher aber sind die Urtheile der Marquise da, wo es darauf ankommt, wirklich feines ästhetisches Gefühl und angeborenen Takt zu

zeigen. Nach der Lektüre der Ilias schildert die Marquise den empfangenen Eindruck kurz folgendermaßen: „Dies Gewirr von Göttern, Menschen, Wagen und Pferden betäubt mich“; später gefällt ihr daran namentlich, daß die Götter alle Fehler und Gebrechen der Menschen haben. Aehnlich geht es ihr mit Shakspeare, dem sie keinen Geschmack abgewinnen kann: im „Julius Cäsar“ gibt es ihrer Meinung nach viel gute, doch noch mehr schlechte Stellen; „Coriolan“ findet sie schrecklich und ohne allen Menschenverstand; „König Lear“ ist ihr ein Haufe aller höllischen Schrecken; der „Sturm“ ist ihr, wie die ganze Gattung, ungenießbar. Dann aber zeigt die Marquise wieder richtigern Blick, wenn sie Homer und Shakspeare miteinander vergleicht und beiden eine gewisse Kühnheit und Kraft des Stils zuspricht, von der sie dann freilich wieder meint, daß dieselbe aller Mäßigung und aller Wohlanständigkeit zuwiderlaufe. Ueberhaupt ist in den Urtheilen der du Deffand eine entschiedene Abneigung gegen das wahrhaft Classische unverkennbar, auch in der Musik: Gluck's Compositionen, die ihrerzeit in Paris den größten Beifall fanden und nicht blos vom Hofe, sondern auch von der neuen Richtung, namentlich Voltaire selbst, gefeiert wurden, findet sie langweilig, über „Eurydice“ und „Iphigenie“ möchte sie blutige Thränen weinen. Daß sie Werke wie die Obscönitäten Crébillon's nicht mag, kann man dem gegenüber kaum als etwas Besonderes hervorheben. Aehnlich oberflächlich und von einem ganz individuellen, durchaus launenhaften Geschmack dictirt, sind die Urtheile der Marquise, wo es sich um die Tageserscheinungen der französischen Literatur ihrer Zeit handelt. Nur was Voltaire schreibt, wird von ihr fast ausnahmslos mit oft enthusiastischem Beifall aufgenommen, obgleich auch ihm gegenüber ihre Kritik nicht immer ganz schweigt. Ernstere Sachen jedoch wurden ja so wie so dem mehr und mehr

verflachenden Geiste der du Deffand unverständlich, freilich nur, weil sie dieselben nicht verstehen wollte und nach nichts als nach Zerstreuung jagte. In dieser Hinsicht verdient namentlich das Eine noch besonders hervorgehoben zu werden, daß die blinde Hellseherin, die Freundin Voltaire's und d'Alembert's, in deren Salon im Kloster zu Sanct-Joseph einst die neue Philosophie der Aufklärung eine Art von Hauptquartier aufgeschlagen hatte, später mit dieser Richtung ganz zerfallen ist und für das epochemachende Riesenwerk der „Encyklopädie" nicht nur kein Interesse und Verständniß, sondern gewöhnlich sogar nur spöttelnde und niedrig witzelnde Worte übrig hat. Wie würde das Urtheil der Marquise darüber wol gelautet haben, wenn d'Alembert nicht dem Sondersalon des Fräulein de l'Espinasse angehört und sich nicht von ihrer Gesellschaft getrennt hätte? Nach dem, was wir in dieser Hinsicht von der Marquise wissen, kann das wol keinem Zweifel unterworfen sein. Dieser Umstand ist auch maßgebend geworden für ihr Urtheil über die in jeder Hinsicht so merkwürdigen Anfänge Ludwig's XVI.: denn die Reformen, durch welche man damals den drohenden Zusammensturz aufzuhalten dachte, waren entsprungen aus dem philosophischen Geiste der Aufklärungszeit. Turgot, der Freund d'Alembert's, war ja selbst einer von den Mitarbeitern an der „Encyklopädie". Und eben hier zeigt sich uns zugleich auf das deutlichste die Hauptschwäche der du Deffand und des bis zuletzt von ihr beherrschten Kreises; ihr keckes Spiel mit dem Geiste, ihr Vergnügen am Zersetzen und Zerstören entspricht ganz den destructiven Tendenzen der Selbstauflösung, welche in gewissen Richtungen der Aufklärung herrschten: aber es fehlt der sittliche Ernst und der einsichtige Wille, welcher unerläßlich ist, wenn auf den Trümmern, die man aufhäufte, ein neuer, besserer Bau auf-

geführt werden sollte. So konnte es denn dahin kommen, daß die Marquise sich zuletzt gegen die Consequenzen der Richtung wandte, die großzuziehen sie früher besonders mitgeholfen hatte. Sie war eben immer die Marquise geblieben, für welche Aufklärung und Opposition eine angenehme Unterhaltung, ein geistreiches Spiel zur Ausfüllung eines leeren Lebens waren, die sich zugleich aber allezeit fühlte als aus einem altfranzösischen gräflichen Hause entsprossen, die trotz aller Aufklärung sich nicht freimachen konnte von den Vorurtheilen ihres Standes, und welche den neuen Geist der Zeit nur so weit praktisch wirken lassen wollte, als ihre eigene Stellung und Bequemlichkeit dadurch nicht berührt und gestört wurde. Während nach der Verbannung des Abbé Terray und der Berufung Turgot's an die Spitze des Finanzministeriums selbst Voltaire von einer friedlichen Revolution träumt, die sich im Staate vollziehen werde, bespöttelt und behohnlächelt die Marquise die Reformversuche des von den besten Absichten erfüllten und wahrhaft aufgeklärten Staatsmannes und witzelt über die Regierung der Philosophen, die Herrschaft der Tugend, der Selbstlosigkeit und der wahren Liebe zur öffentlichen Wohlfahrt, welche nun Frankreich zu beglücken scheine. Ja, als das pariser Parlament den Reformen Turgot's den heftigsten Widerstand zum Schutze der Vorrechte der privilegirten Klassen entgegensetzt, da jubelt die Marquise Beifall und findet dies Auftreten nach Vernunft und Recht gleich zu billigen. Ebenso ergreift sie bei dem Ausbruche des nordamerikanischen Aufstandes entschieden gegen die Nordamerikaner Partei und spricht ihre lebhafteste Sympathie für Lord North und dessen Politik aus; und später ist sie außer sich über den Bund Frankreichs mit den Aufständischen und die Hülfe, welche diesen geleistet werden soll. Von einem Verständnisse der

Zeit und der weltbewegenden Fragen, welche dieselbe erfüllten, ist also nichts bei der einst als Hellseherin gefeierten blinden Marquise zu finden.

Und damit ergibt sich denn auch ein wichtiger Anhalt für die Beurtheilung der Salons und ihrer Bedeutung für die Entwickelung des 18. Jahrhunderts überhaupt. Die neue geistige Richtung, welche unter dem Einflusse der englischen Aufklärungsliteratur, namentlich durch Voltaire, großgezogen war, hatte in der Gesellschaft des alten, höfisch galanten Frankreichs keine Stelle; sie fand eine Heimat in den Kreisen, welche sich vom Hofe lossagten und aus dem Treiben desselben zurückzogen; die Mittelpunkte dieser Kreise waren Frauen, die für kurze Zeit in dem Glanze des sittenlosen Hoflebens gestrahlt hatten, deren Gestirn dann aber ebenso schnell gesunken war, und welche die erst durch den Zauber ihrer Schönheit und die Freiheit ihres Benehmens geübte Herrschaft in die Regionen übertrugen, welche ohnehin von einer entschieden oppositionellen Luft erfüllt sein mußten. Diese Frauen standen nicht über ihrer Zeit, sondern waren durch und durch Kinder derselben und in jeder Fiber ihres Lebens mit derselben verwachsen. Sie rächten sich sozusagen an den Kreisen, an deren Genüssen sie kurze Zeit theilgenommen, in denen sie sich jedoch nicht gehalten hatten, sie beförderten so das Werk der Zerstörung, dem eine solche Zeit und eine solche Gesellschaft zum Opfer fallen mußte. Sie waren Werkzeuge gleichsam der historischen Entwickelung, im Dienste des unaufhaltsamen Fortschritts, aber auch eben nur Werkzeuge, nicht bewußt und einsichtig mitarbeitende und mitschaffende Organe. So traf sie denn auch das Schicksal, dem abgenutzte oder zu einer sich verfeinernden Arbeit unbrauchbar werdende Werkzeuge immer verfallen: sie wurden beiseitegeworfen und die Entwickelung,

die sie einst zu beschützen gemeint, die sie sich dienstbar gewähnt hatten, ging, eines solchen Schutzes nicht mehr bedürftig, über sie selbst hinweg, sie ebenso, wie die entartete Zeit, aus der sie zu solcher Bedeutung emporgewachsen, rücksichtslos zermalmend.

Leben und Wirken des Teufels.

Von

Eduard Kolloff.

Es ist keineswegs unsere Absicht, die mehr oder minder wichtige Rolle des bösen Wesens in den religiösen Glaubensvorstellungen des Heidenthums zu schildern; das hieße zum tausendsten mal die alten Göttergeschichten wiederholen und die Arbeit der Mythographen von neuem anfangen, ohne sie zu größerer Vollständigkeit oder Bestimmtheit zu bringen. Wir gedenken uns auf die christliche Zeit zu beschränken, wo dieses Kapitel der Religions- und Culturgeschichte besonders merkwürdig ist. Engel, Unmensch oder Unthier, schwebt hier der böse Geist an allen Horizonten der Vergangenheit. Im Himmel hadert er mit Gott, und auf Erden ist der Mensch für ihn ein Gaul, den er nach Belieben spornt und reitet. Von ihm kommen alle Störungen im Moral- und Nervensystem, im Haus- und Seelenfrieden, im Handel und Wandel. Er haust mit dem Lumpenpack in den düstern Sackgassen der alten Reichsstädte, setzt sich wie die Eulen auf das Kirchendach, schleicht nachts in die Zelle der Nonnen und stiehlt für die Zauberer Hostien aus den heiligen Brotschachteln und Knochen aus den Reliquienbehältern. In Hof- und Ritterburgen, in Studirzimmern und Werkstätten, in Spinnstuben und Schäferhütten, überall ist er gegenwärtig und mächtig. Die Heiligen fürchten seine Schliche; Gott traut ihm nicht, läßt ihn aber schalten und walten. Das Zauberbuch lehrt, wie man ihn herbeiruft, das Kirchenritual,

wie man ihn austreibt; meistens jedoch kommt er ungerufen und behauptet seinen Besitz trotz aller Beschwörungen. Dieser böse Geist, der viele Jahrhunderte lang nicht aufgehört die Verstandesschärfe der Gelehrten, die Einbildungskraft der Dichter und die Darstellungsgabe der Künstler zu beschäftigen, ist der Satan der Dogmatik, der Teufel des Volksglaubens.

Dem Mittelalter war zu bange vor dem Teufel, um vernünftig von ihm zu sprechen. Unsere Zeit ist freier, unbefangener in ihrem Urtheile, und wir finden vielleicht einiges Interesse, Satan auftreten zu lassen, nicht um, wie die Alchemisten und Zaubermagister eine Goldtinctur, ein Lebenselixir, dauerndes Glück, unendliche Lust, unbedingtes Wissen, qualllose Liebe, alles was der Mensch wünscht, aber nicht erreicht, von ihm zu verlangen, sondern um ihn einfach und gehorsamst zu bitten, uns sein Leben zu erzählen, — eine vielfältige und mühsame, bis auf den Anfang der Tage zurückgehende Geschichte, schauerliche Biographie eines Spuk- und Schreckgebildes, wozu man aus Visionen, gelehrten Speculationen, populären Dichtungen und kirchlichen Kunstwerken das Material zusammenlesen muß. Da es sich um eine Biographie handelt, so wollen wir zunächst d a s G e h e i m n i ß d e r U r s p r ü n g e beleuchten.

Die Heilige Schrift redet oft vom Teufel, sagt aber nicht, wann und warum der Urheber der Dinge ihn aus dem Nichts hervorgezogen. Gott, der ihn durch die Stimme seiner Propheten bei Namen nennt und verflucht, schweigt von seinem Alter; wenn aber Gott schweigt, will der Mensch noch errathen. Tatian läßt ihn aus einem Strahl der Materie und Boshaftigkeit, Priscillian aus dem Chaos und der Finsterniß entspringen. In Judäa, zur Zeit des Hieronymus, geben ihm einige den großen Seedrachen Leviathan zum Vater; andere machen aus ihm und seinem

Gelichter Abkömmlinge von den Kindern Gottes, die vor der Sündflut mit den Töchtern der Menschen Unzucht trieben. Die meisten Kirchenlehrer sind jedoch der Meinung, der Teufel mit seinen Gesellen sei ein von Gott abgefallener Engel mit andern ebenfalls abtrünnig gewordenen Engeln, und zwar aus dem Chor der Seraphim, „der feurigen Münder", die, nach der Angabe des Propheten Jesaias, in der Umgebung Gottes stehen und das „Dreimal Heilig" singen. Die Existenz des Bösen, der in Schlangengestalt unsere Stammutter Eva versuchte und zum Fehltritt verleitete, war den Theologen ein Beweis, daß der Fall der Engel der Erschaffung der Welt voranging. Augustin vermuthet, die Engel seien am ersten Schöpfungstage, als Gott sprach: „Es werde Licht", welches die Lichtgeister mit in sich begriffen, hervorgebracht und am zweiten Tage abgefallen, als Jehovah „die Gewässer unter der Feste von den Gewässern über der Feste schied", eine Handlung, die von den frühesten mystischen Auslegern als ein Vorbild der Scheidung der guten Engel von den bösen gedeutet wurde, und in dem Zusammenhange des Teufels mit dem zweiten Schöpfungstage fanden die spätern Scholastiker den Grund, warum an diesem zweiten Tage allein nicht gesagt wird: „Und Gott sah, daß es gut war." Origenes setzt die Sünde, welche den Abfall des Teufels oder des Hauptes der bösen Engel veranlaßte, in den Hochmuth, und diese schon sehr früh gangbare Vorstellung hat ihre Quelle in der poetischen Schilderung, welche Jesaias von dem Stolze des babylonischen Königs gibt. Jene Stelle wurde damals allgemein auf den Teufel bezogen, und daher stammt auch sein Name „Lucifer". „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Wie bist du zur Erde heruntergestürzt, der du die Heiden schwächtest? Gedachtest du doch in deinem Herzen: Ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die

Sterne Gottes erhöhen; ich will mich setzen auf den Berg des Stiftes, an der Seite gegen Mitternacht!" Dieses übermüthige Verlangen zu sitzen, wo sein Rang und seine Pflicht ihn blos zum Stehen berechtigten, und sich im Himmel eine nur der Heiligen Dreifaltigkeit gebührende Stellung anzumaßen, bezeichnen die mittelalterlichen Kirchenlehrer als die Hauptursache, wodurch die Abtrünnigkeit Lucifer's herbeigeführt wurde. Eine andere Version von dem Ursprunge des Hochmuths, welcher dem Abfall des Seraphs voranging, lautet dahin: Lucifer habe von allen Seraphim zuerst auf den dreimal heiligen Schöpfer ein Loblied angestimmt, in welches alle andern Engel sofort eingefallen seien, und die ihm dafür ertheilte Belobung erweckte in seinem hochfahrenden Geiste die vermessene Begierde, von Gott unabhängig oder ihm gleich zu sein. Was ihn aber auch zum Ungehorsam bewogen haben mag, es gelang ihm viele Mitengel hineinzuziehen, die sich dabei ebenso benahmen als gewöhnliche Menschen: einige ergriffen sofort seine Partei, andere dagegen blieben neutral und harrten des Ausganges, mit dem Vorbehalt, schließlich auf die Seite des Stärksten zu treten. Alle empfingen gleiche Bestrafung; sie wurden aus dem Himmel verstoßen und bei ihrem Sturze in die Tiefe des Abgrundes aus Lichtgeistern in Nachtgeister verwandelt. Die Phasen dieser Metamorphose sind ebenso merkwürdig als treuherzig in den Miniaturen mittelalterlicher Handschriften veranschaulicht: auf der Himmelsschwelle haben die widerspänstigen Engel noch himmlische Formen und Attribute, Glorie, Flügel und Stola; etwas weiter herunter ist die Engelnatur etwas abgestreift und nur die nackte Menschengestalt ohne Flügel und Gewand übrig; auf halbem Wege beginnt die Veränderung, die Gesichtszüge verzerren sich ins Fratzenhafte, die Leiber verdunkeln sich ins Schwarze, die Füße werden zu Klauen, die Nägel zu Krallen, am

Rückgrat sprießt ein Schwänzchen und die Engel sind vollständig Teufel, wenn sie an den Höllenschlund kommen, der buchstäblich als der weitaufgerissene, feuerspeiende und von zwei Reihen sägenartig ausgezackter Zähne starrende Rachen eines riesigen See- oder Landungethüms vorgestellt ist.

Der Teufel, wie der Mensch, ist also nur eine gefallene Creatur. Von seinem Falle an beginnt er auf Erden ein neues und trostloses Leben; denn die Hölle ist sein Wohnsitz, aber nicht, wie der Apostel Petrus meint, sein Kerker, und die ganze Schöpfung ein offenes Feld für seine Wirksamkeit, wobei er sich so versteckt und heimlich benimmt, daß, ungeachtet seiner häufigen Erscheinungen und vieler Aussagen von Augenzeugen, die genaue Beschreibung seiner Person fast unmöglich ist. Ist er eine von Organen bediente Intelligenz? Körper oder Geist? denn, nach der Schuldefinition, ist ein Geist, was das Auge nicht sehen, das Ohr nicht hören kann; man sieht und hört aber den Teufel, er spricht und macht Grimassen. Er ist kein Körper, denn er hat keine handgreifliche Gestalt und kommt so schnell wie der Gedanke in der ganzen Welt herum. Er ist ein unerklärbares und sozusagen unpersönliches Wesen, der antike Proteus in seinen seltsamsten Verwandlungen. In den vom Heidenthum nicht weit abgelegenen Tagen, an der undeutlichen Grenzscheide der Neuen und Alten Welt, kleidet er sich aus der Trödelbude des Olymps: er borgt von fabelhaften Thieren der Mythologie, von Drachen und Centauren ihre phantastischen Formen, von Faunen und Satyrn ihre Bocksfüße und geilen Gelüste. Wie der naschhafte Genius, der aus dem Grabe des Anchises kam und die Speisen kostete, hat er seine Lust am Geruch des Blutes der Schlachtthiere, am Belecken des Opferfleisches, und bleibt lange eine Art halbheidnisches Phantom. Sein Leib, aus feinen, von der Erde aufsteigenden Dünsten oder aus den gröbsten Bestandtheilen

der ätherischen Substanz gebildet, ist nur ein unfaßliches Scheinding, welches an die „zweite Hülle“ der antiken Philosophie erinnert, ein dünnes Luftphänomen wie die Wolken, das jedoch gewaltthätige Angriffe schmerzlich empfindet und beim Verbrennen Asche, wie Menschenasche, zurückläßt. Er ist ein Gespenst, noch kein Ungeheuer.

Die biblische Anschauung faßt ihn menschlicher und klarer als Vogelsteller, welcher den Menschen Schlingen legt oder sie in seinem Garn zu verstricken sucht, als Fischer, der nach ihnen angelt oder seine Netze auswirft, als Schütze, der feurige Pfeile vom Bogen schnellt. Im Verlauf des Mittelalters, wo alles barbarisch verwildert, erhält auch der Teufel ein wüstes Aussehen; er materialisirt sich und durchläuft in seinen Verwandlungen die ganze Stufenleiter der Schöpfung. Man verweigert ihm die Gestalt des nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen; er ist immer ein scheußlicher, misgestalteter Typus, das Sinnbild einer ausgearteten, aus dem Zustande der Intelligenz ins Ungeheuerliche und Bestialische herabgesunkenen Natur. Wenn auch größtentheils wie ein Mensch geformt, ist das Thierische an ihm durch merkliche Zuthaten hervorgehoben: er hat Hörner, Bocksohren, Schwanz oder Pferdefuß, bisweilen auch eine Maske vor dem Gesicht oder an einem andern Körpertheil, um die Falschheit und Lügenhaftigkeit seiner Natur anzuzeigen. Oft sieht man ihn in Gestalt einer Schlange mit Weiberkopf, weil ein schönes Mädchengesicht auf einem Schlangenleibe als der vollständigste Ausdruck lockender, verführerischer Macht erschien und zugleich in einem einzigen Bilde an den Versucher und sein erstes Opfer gemahnte. Während die Kirche den Bösen in so abschreckender Weise bildet, um die Gläubigen durch Furcht auf dem guten Wege festzuhalten, führt sie ihnen gleichzeitig die Häßlichkeit der Sünde zu Gemüth in den unvollendeten Fratzengebilden, die

an den romanischen Säulencapitälen mit jämmerlichen Geberden sich krümmen und winden, gleich den Menschen, die Hugo von Saint-Victor uns zeigt vom Laster verstümmelt, ohne Ohren, Lippen und Arme, auf einem verunstalteten Rumpfe sich wälzend und vergebens sich quälend ihre abgelösten Glieder wieder zu vereinigen. Hier schilderte die christliche Kunst den Sieg des Teufels über den Menschen; anderwärts veranschaulicht sie mit andern Symbolen die Siege des Engels und Menschen über den Teufel. Der vom Erzengel Michael oder vom heiligen Georg überwundene Drache ist nur ein Symbol für den unterworfenen Satan, auf dessen Niederlage sich auch liturgische Gebräuche beziehen. Die Drachen, Lindwürmer, alle die fürchterlichen Unthiere, die an manchen Orten bei feierlichen Processionen umgetragen und nachher, wie die aus der Kirche Verstoßenen, in die „Aasgrube" geworfen wurden, versinnbildeten ebenfalls den Teufel, der, gefesselt wie die Kriegsgefangenen bei römischen Triumphzügen, dem Reliquienschrein des Heiligen, der seine Macht gebrochen hatte, folgte.

Gewisse Thiere waren nicht blos satanische Sinnbilder, sondern galten auch für den leibhaftigen Teufel selbst oder für seine Gehülfen. Im 16. Jahrhundert wurde in Schottland ein Zauberhund verbrannt, und 1474 verurtheilten die Gerichte zu Basel einen wegen Hexerei verklagten Hahn zum Feuertode. Die Albernheit läßt sich nicht weiter treiben, doch war die Sache die logische Consequenz der herrschenden religiösen Meinung. Man glaubte, der Hund gehöre zu den Thieren, deren Gestalt der Teufel, wenn er sichtbar auftrete, und die Zauberer, wenn sie der Justiz entgehen wollten, gern annehmen, und aus diesem Gesichtspunkte hatte jenes wunderliche Auto da Fé seinen triftigen Grund, weil man kein Thier, sondern den Teufel oder einen seiner Gesellen dem Scheiterhaufen zu übergeben ge-

dachte. Ebenso verhält es sich mit dem baseler Hahn; er wurde beschuldigt ein Ei gelegt zu haben. Hahneneier, zumal die von Weibern im Lande der Ungläubigen bebrüteten, waren für magische Präparate ungemein gesucht, begreiflicherweise aber schwer aufzutreiben, und wenn man etwa ein solches Ei anzutreffen meinte, so ermangelte man nicht es für ein Product des Teufels auszugeben, und deshalb wurde der baseler Hahn mit dem von ihm gelegten Ei verbrannt.

Will der Teufel Priester und Mönche zur Sünde verleiten, so entlehnt er vom Weibe das verführerisch Liebliche, den leuchtenden Teint, die langen und dünnen Finger, die für die Ritter so viel Entzückendes hatten, die Schweifung der Hüften, welche die Bibel verflucht, weil sie dem Menschen so heillos verderblich ist. Auch wird er oft als mehrhäuptig geschildert, z. B. in einer sehr alten apokryphischen Schrift, das „Evangelium Nikodemi" betitelt, worin Christi Niederfahrt zur Hölle dramatisch behandelt ist: der Teufel, entsetzt über die Wunder bei der Kreuzigung, flüchtet sich zum Hades und bewegt ihn seine Thore zu verschließen und zu verriegeln; als nun aber der Heiland, den Teufel verfolgend, vor den Höllenthoren erscheint und die ihn begleitenden Engel die Oeffnung fordern, hält der Hades dem Satan seinen thörichten Kampf wider Christus vor, indem er ihn anredet: „Dreiköpfiger Beelzebub." In Dante's Hölle ist Lucifer ein dreigesichtiges Ungeheuer, das mit seinen drei Mäulern die drei größten Sünder der Welt, den Judas, Arius und Mahomet, zermalmt, und in den Gemälden des 14. Jahrhunderts findet man ihn ebenfalls durch eine Figur mit drei Gesichtern vorgestellt. Ebenso gestaltet erschien er einem Prämonstratenser und wollte ihm weismachen, er sei die Heilige Dreieinigkeit. Bisweilen trägt er Tonsur und Kleidung der Geistlichen und segnet

das vor ihm kniende Volk; es wird sogar versichert, er habe in der Klosterkirche zu Clairvaux Abendmette gesungen. Soll man sich darüber verwundern? Der Teufel durfte wol das Pallium umwerfen, als der Klerus (bei den bekannten parodistischen Festen) selbst Eseln und Narren die Stola und Casula umhing.

In den Schatten und Verstecken seiner finstern Natur entschlüpft Satan ebenso sehr der psychologischen Analyse als bei seinen äußerlichen Umwandlungen. Tage vergehen, Jahre häufen sich, alles ändert; sogar der Mensch kehrt sich zum Guten in seinen letzten Tagen, weil er vielleicht keine Kraft mehr zum Bösen hat, gleichviel; Satan allein beharrt in seiner unverwüstlichen Schlechtigkeit, in seiner rastlosen Geschäftigkeit sowol psychisches als moralisches Uebel zu stiften und zu verbreiten. Er möchte gern seine Gewissensbisse betäuben mit den Freuden, welche die Bösen im Schlechten suchen; aber diese ruchlosen Freuden hinterlassen bei ihm nur die Bitterkeit der Vergangenheit und das Entsetzen der Zukunft. Er ist neidisch, stolz, unsauber, und sein Haß gegen den Menschen so arg, daß man eines Tages die Aeußerung gehört, er möge lieber mit der Seele eines Verdammten in die Hölle zurückfahren als in seine erste Glückseligkeit im Himmel zurückkehren, was allerdings seine Verruchtheit im abscheulichsten Lichte zeigt.

Nach der jüdischen Sage erfand der Teufel die Waffen und Putzsachen, die Leib und Seele tödten. Die Severianer erzählten, er sei der Vater der Schlange, die Schlange habe in Verbindung mit dem Weibe die Rebe hervorgebracht, und die Rebe erinnere noch in ihrem krummen, verschlungenen Wuchse an die ringelige Natur ihres fürchterlichen Urahns und mit ihrem Traubenblut an die Gifttropfen, welche die Schlange darin zurückgelassen, um diejenigen, die sich im Saft ihrer Früchte berauschen, wahnsinnig und wüthend

zu machen. Sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, die Menschen von der Verehrung des wahren Gottes abzuhalten und so um ihr Seelenheil zu betrügen. Erleuchtet der Heilige Geist einen Propheten, so inspirirt Satan einen Ketzer. Er war es, der aus dem Munde des Arius sprach und dem Manes die Blässe der Heiligen ankränkelte, das Zeichen der Kasteiung, welches die Leute mit dem Schein der Tugendhaftigkeit täuschte. Die Abgötterei, das Hauptverbrechen des Menschengeschlechts, wie Lactanz behauptet, die Orakel und Augurien des Heidenthums bezeugen die bodenlose Tiefe seiner Arglist und Unfrömmigkeit. Man erkennt seine Stimme im Rauschen der Eichen von Dodona, im Sprechen der Sibyllen, im Brüllen des Stieres von Memphis, im Schnauben der Krokodile von Arsinoë.

Um auf solche Art in noch unvorhandenen Zeiten wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen, ist der Teufel keineswegs, gleich den Engeln, in die Geheimnisse des göttlichen Willens eingeweiht, und im Besitz des nur reinen Geistern zutheil gewordenen höhern Wissens geblieben. Augustin nimmt freilich an, er sei durch die ungemeine Bewegungsfähigkeit seines feinen, luftigen Körpers, die Schärfe seiner Sinne und die Fülle seiner Erfahrungen in den Stand gesetzt, vieles Gegenwärtige und Zukünftige zu verkündigen, was über die Schranken menschlicher Scharfsichtigkeit hinausgeht und darum den Leuten imponirt; die allgemeinere Ansicht aber ist, daß ihm die unveränderlichen und ewigen Dinge verborgen sind: er weiß zukünftige Begebenheiten nicht, sieht sie aber vorher, weil er eine unendlich lange Praxis hat und sein Geist in der feinen Beobachtung und schnellen Auffassung dem gewöhnlichen Menschenverstande entschieden überlegen ist. Eine Nonne z. B. begegnet einem Mönch; im Vorbeigehen mäßigt sie den Schritt und schielt mit scheuem, niedergeschlagenem Auge nach dem

schmachtenden Bruder. Satan, welcher die verstohlenen Gemüthsbewegungen bemerkt, verkündet den Sündenfall und irrt sich selten bei solchen Orakeln. Wenn sein Wissen nicht ausreicht, so sucht er durch Studiren die ihm mangelnden Kenntnisse zu ergänzen und trägt den Unwissenden die Bücherweisheit als seine eigene Weisheit vor.

Das bisher Gesagte begreift, was die sich oft vermischenden und verschmelzenden mittelalterlichen Wissenschaften der Theologie, der Philosophie und Theurgie zu verschiedenen Zeiten vom Ursprunge, Fall, Aussehen und Charakter des Teufels ausgeklügelt und zur Doctrin erhoben haben. Aus diesen obscuren Quellen schöpfen wir auch, was uns nöthig ist für die Erzählung seines Lebens von dem Tage an, wo das erste Weib seiner Arglist unterlag, bis zu dem Moment, wo er selbst von dem Gespötte Voltaire's überwältigt wurde. Wir folgen ihm schrittweise in allen Phasen seines öffentlichen und amtlichen Lebens, das in besondere und scharf abgegrenzte Perioden zerfällt. Vor der Ankunft des Heilands streitet er wie ein gewaltiger Nebenbuhler mit Gott um die Anbetung der Völker; beim Eintreten des Christenthums vertheidigt er die Altäre der heidnischen Welt; im Mittelalter plagt er Mönche und Nonnen, hilft zahllose Verbrechen begehen und befördert alle Ketzereien und Kirchenstreitigkeiten, in die er sich auch später hineinmischt, abwechselnd Papist, Albigenser, Waldenser, Hussit, Lutheraner, Calvinist, Possen- und Zotenreißer. Das soll der nächste Theil unserer Abhandlung über den Bösen sein.

Bald sind es sechstausend Jahre, daß der Teufel seinen ersten Besuch auf der Erde abstattete, und noch leiden wir jeden Tag an den trübseligen Folgen dieser schrecklichen Erscheinung. Eva erwachte kaum auf dem gepolsterten Rasen des irdischen Paradieses, als der Teufel ihr schon auflauerte, um sie zu verleiten. Er naht sich ihr, wie man sich einer

[illegible] naht, die man [illegible] will, mit süßen,
[illegible] Worten, mit Complimenten über ihre Reize
und [illegible], wie [illegible] Sünde zu einem
[illegible] Zunge, erspähte
der ewige Feind alle [illegible], die [illegible] Schwachgelegen-
heiten für das Böse [illegible] mit dem wahren Gott
die Völker [illegible] zu machen. Es gelang ihm fast über-
all; nur bei den [illegible] fand er keinen Eingang.
Im Buch Hiob erscheint unter den Söhnen Jehovah's ein
Engel mit dem Namen „Satan", der [illegible] Bil-
de [illegible] geschil-
dert wird; er macht die [illegible] Jehovah
[illegible] Genehmigung das här-
teste Schicksal [illegible] über den gottes-
fürchtigen Mann [illegible] Freiheiten
Zacharias tritt er als [illegible] des Hohenpriesters
Josua auf [illegible] Jehovah's zu.
Jedesmal aber hat Satan bloß die Nebenrolle eines Ver-
suchers, eines Anklägers, und steht noch in Verbindung mit
Jehovah, als zu dessen himmlischem Rath und Hofstaat ge-
hörig gedacht; er ist ein Zwischenwesen und macht gewisser-
maßen den Uebergang von dem Vernichtungsengel, der im
althebräischen Glauben die besonders strengen Strafgerichte
Gottes ausführt, zu dem Teufel, der im hellenisirenden
Juden- und Christenthum ein von Natur böser Geist ist
und die Menschen aus eigenem Behagen quält, nachdem er
selbst sie zum Schlechten angetrieben. Allmählich jedoch
wird er aus einem unterwürfigen Diener Jehovah's, was er
bisher gewesen, zu seinem Widersacher, zu einem Gegengott,
der nach seinem Willen und für seine Rechnung handelt,
wie der neutestamentliche Satan, der Urheber alles Bösen
und alles Unglücks. Versteht sich, daß der christliche Teufel
nur mit Gottes Erlaubniß Teufel ist; der Allmächtige dürfte

nur wollen und der Teufel wäre nicht mehr Teufel. Aber warum läßt Gott ihn bestehen und sein arges Spiel treiben? Warum gestattet er dem von ihm verdammten abtrünnigen Bösewicht die andere ebenfalls gefallene, vielleicht ebenso schlechte, aber mit dem Blute seines Sohnes erlöste Creatur zu versuchen und zu quälen? Bei unserer Geschichte geht der Weg durch vieles Geheime und Unbekannte; wir berichten ohne uns auf das Lösen von Räthseln einzulassen, und verbürgen nur die Genauigkeit der Angaben.

Die durch das Weib in peinliche Knechtschaft hineingerathene Welt sollte durch die Vermittelung des Weibes wieder erlöst werden. Christus verkündigt der Erde, seine Mutter habe der alten Schlange den Kopf zertreten. Wie ein König, den man vom Thron stoßen will, waffnet sich der Teufel nun mit seiner ganzen Frechheit und Verschmitztheit zum Kampfe um die Herrschaft. Er sucht den Heiland vor dem Beginn seiner Wirksamkeit zu verlocken, wie er später die Menschen verlockt: mit Reichthum und Macht; aber dieses ruchlose Wagstück fällt zu seiner Schande aus. Der im Fleische verborgene Gott strahlt von unsterblichem Glanz. Satan stürzt sich in den Abgrund und begreift, daß ihm, nachdem das Werk der Erlösung durchgeführt ist, nichts weiteres zu thun übrigbleibt, besinnt sich jedoch bald anders und kehrt wieder auf die Erde zurück, um mit letzter und furchtbarer Anstrengung alle umfallenden Altäre der heidnischen Welt zu beschirmen. Apollo und Baal waren aus ihren Tempeln in Delphi und Heliopolis gewichen; Anubis hatte zu bellen und Apis zu brüllen aufgehört. Mit allen diesen Bezwungenen der Vergangenheit verbündet sich Satan gegen den Sieger der Zukunft und beseelt von neuem mit künstlichem Leben ihre todten Götzenbilder, wie er später Gestorbene wieder lebendig macht. Ein hartnäckiger Streit, wobei er mehr als einmal triumphirt.

Noch im 5. Jahrhundert rief Salvian, betrübt über den langen Widerstand des Polytheismus, wehmüthig aus: „Der Teufel ist überall" (ubique demon), denn mit den frühesten Kirchenlehrern hatte er in den 32000 Gottheiten Griechenlands und Roms die Engel des Abgrundes wiederzuerkennen und in den Lästerlichkeiten des Götzendienstes alle Schändlichkeiten des unsaubern Geistes wiederzufinden gemeint.

In der orientalischen Kirche, bei dem Kampfe des neuen und alten Glaubens, war der fürchterlichste Christenfeind nicht der Kaiser, sondern der Teufel. Der Kaiser kümmert sich nicht um die Anachoreten in der Libyschen Wüste; aber der ewige Feind der unsichtbaren Welt verfolgt sie bis in die tiefste Einöde. Er martert ihre Seele mit Aengsten und Gewissensbissen, die an Gottes Güte verzweifeln lassen, und mit tödlicher Langeweile (Acedia), einer Art Klosterspleen, der durch angestrengtes Lesen oder Fasten bei den Mönchen entsteht und solche Unlust an sich und andern, solchen Ekel und Ueberdruß des Lebens zur Folge hat, daß sie sich bisweilen erdrosseln wollen. Die Nonnen, die täglich 700 Gebete hersagen, die Mönche, die ein ganzes Jahr lang nichts essen, haben sogar Mühe sich gegen seine Anfechtungen zu wehren. Wenn die himmlische Harmonie innerer Hymnen in der Seele heiliger Einsiedler wie von den Saiten einer mystischen Leier erklingt, erhebt sich wüstes Getöse und Getümmel um sie her; es ist als ob die Wände ihrer Klause sich öffnen und Scharen von bösen Geistern hereinlassen. Plötzlich ist die ganze Zelle voll von wilden Thieren: Löwen, Wölfe, Stiere, Bären, Panther, Nattern, Skorpione drängen sich durcheinander; alle erheben miteinander ihre Stimmen, und heulen, brüllen, zischen sie an, sodaß die armen Klausner hart ins Gedränge kommen. Abends, wenn sie sich auf ihre Schilfmatten niederlegen, lodert das Stroh in Flammen auf und brennt sie am gan-

zen Leibe wund, und wenn sie morgens beim Aufstehen sich mit einem frischen Trunk laben wollen, werden die Quellen trocken oder so trübe, daß sie sich lieber zur Tantaluspein hinandürsten, als solches Schlammwasser die verschmachtenden Lippen hinabschlürfen. Diese Gaukelspiele und Trübsale sind das Werk Satans. Er belauert alle Schwächen, um sie irrezuleiten, alle Stärken, um sie zu brechen. Je nach den Gelüsten eines Jeden verspricht er Gold, Weiber, Wissen oder Ruhm. Der heiligen Pelagia, einer ehemaligen Schauspielerin zu Antiochia, die seit ihrer Bekehrung als Einsiedlerin in einer Grotte auf dem Oelberge bei Jerusalem lebt, zeigt er Ringe, Armbänder, Brillanten, alle unwiderstehlichen Pretiosen, womit Küsse von blühenden Weiberlippen bezahlt werden. Ganz besonders ist der Vater der Einsiedler, der heilige Antonius, unstreitig wegen seiner ausnehmenden Frömmigkeit, Gegenstand der gehässigsten teuflischen Umtriebe. Antonius kreuzt die Arme, kniet nieder und bittet, nebst der Gnade, um reinigende Betrachtungen und stille Verzückungen: Satan macht ihn irre mit Psalmensingen. Anderemale rückt er mit galantern Waffen gegen ihn ins Feld und sucht, da Scheltworte und Drohungen nichts ausrichten, mit Zuvorkommenheiten und Artigkeiten zu bestechen: er zündet dem Heiligen seine Studirlampe an oder holt ihm sein Wasser aus dem benachbarten Brunnen! Unnütze Kniffe! Antonius erwidert die Höflichkeit mit Beten oder Kreuzschlagen, und der Teufel, wenn er sieht, daß er sich umsonst angegriffen, knirscht mit den Zähnen, stampft mit den Füßen wie ein zorniges Kind, fällt zuweilen sogar auf die Knie und bittet um Verzeihung. Dieser anhaltende und immer siegreich bestandene Kampf der Tugend mit dem Laster, des unterwürfigen Glaubens mit aufwiegelndem Hochmuth, der sanften Verträglichkeit mit aufbrausender Heftigkeit, verbirgt eine hohe Lehre von tapfe=

rer Ausdauer und geduldiger Ergebenheit, und der Bischof Athanasius beschrieb ihn mit der Begeisterung, wie der heilige Antonius selbst ihn seinen Schülern erzählte, die, jünger und nicht so charakterfest als er, noch viele Anfechtungen auszuhalten und Stärkungen für den Krieg gegen den ewigen Feind nöthig hatten. Allein im Verlaufe der Jahrhunderte sollte leider dieses mystische Epos, wie alle heiligen Dinge, seltsame Profanirungen erleben, und die Versuchungen des heiligen Antonius, die man nicht mehr in seiner authentischen Lebensbeschreibung des alexandrinischen Prälaten aufsuchte, verdankten ihre Berühmtheit den phantastischen und lasciven Darstellungen einer viel spätern Zeit, namentlich den grotesken Kupferstichen Callot's und den abenteuerlich-humoristischen Bildern von Teniers. In der unsaubern Stadt Alexandria, wo alle Dämonen der Erde sich zusammengefunden hatten, sah der heilige Makarius eines Abends kleine Teufel in Gestalt äthiopischer Knaben, die hier und da unter den Mönchen umherliefen. Die einen strichen sachte mit der Hand über die Augenwimpern der Klosterbrüder, um sie einzuschläfern; die andern steckten ihnen den Finger in den Mund, um sie ins Gähnen zu bringen, und alle Tage beim Gottesdienst begannen die kleinen Negerbuben von neuem ihre losen Streiche und erhaschten Seelen infolge strafbarer Zerstreutheiten. Der Schrecken, welchen der Teufel einflößt, war damals so groß, daß die Mönche in der Nacht aufstanden, um Posten auszustellen und sich durch Wachen und Beten gegen den nie schlafenden Feind zu schützen.

Das Abendland ist in der Stille seiner Klöster ebenso abergläubisch und ebenso geängstigt. Gründet ein schwärmerischer Glaubensheld auf den trüben Fluten der Welt eine von den heiligen Festen, wo fromme Pilger Labung, geplagte Leibeigene Zuflucht und zerrissene Seelen Heilung finden, so erwacht der Teufel und vergreift sich thätlich an

dem Stifter und an seinen Schülern. Er weiß, daß der Benedictinerorden die Hölle um viele Unterthanen bringen soll, und richtet gegen dieses berühmte Klosterinstitut die heftigsten Anfeindungen. Der Abt von Cluny schickt sich an zu frommen Ausgängen und heiligen Eroberungen: der lauernde Teufel, als Fuchs vermummt und im Hinterhalt versteckt, springt ihm auf den Nacken und packt ihn an der Gurgel. Der fromme Sulpicius begibt sich nachts in die Kirche mit einem Chorknaben, der eine brennende Kerze voraufträgt; der Teufel in Eulengestalt weht mit sausendem Flügelschlage das Licht aus und will dem Manne Gottes mit Schnabel und Krallen die Augen aushacken. Ganz kohlschwarz von Verbrechen wie der Galgenvogel, in dessen Gestalt er auf den Schultern der von ihm aufgewiegelten Ketzer sitzt, geht er nur aus einem Kloster heraus, um in ein anderes zu laufen. Noch bei Lebzeiten des heiligen Norbert macht er sich an dessen Schüler, an die Prämonstratenser, geht in ihre Küche ihr Mittagessen vergiften, und zeigt sich, wenn sie aus ihrem Becher trinken wollen, unten auf dem Grunde in Gestalt einer ungeheuern giftgeschwollenen Kröte. In Citeaux begießt er den Cisterciensermönchen ihre Fische mit Mistjauche anstatt Brühe, und setzt ihnen an Fasttagen Gänsebraten vor, dessen lieblicher Geruch ihre Eßlust reizen und sie zum Uebertreten des strengen Einhaltens der Ordensregel verleiten soll. Den Nonnen spielt der böse Feind ebenso arg, ja noch ärger mit. Da hilft kein Beten, kein noch so strenges Fasten, keine noch so harte Pönitenz, ja nicht einmal das heilige Sakrament des Altars. Seltsame Abtödtung des Fleisches! Nonnen, scharf in die Beichte genommen, bekennen, mit der Hostie im Munde, daß sie sogar augenblicklich den höllischen Geliebten bei sich verspüren, der schamlos an ihnen zerrt und sie nicht losläßt. Die Dominicaner riethen sich durch

fleißiges Beten die heilige Jungfrau gnädig zu stimmen, gestanden aber selbst, das Mittel sei nicht ganz probat, man könne zwischen zwei Gebeten geholt werden, und, diese eventuelle Gefahr abzuwenden, erfand Johann Sprenger, der berüchtigte Verfasser des „Hexenhammer", den berühmten Rosenkranz, eine Schnur von Ave Maria und Paternoster, die man end= und gedankenlos vor sich hinmurmeln kann.

In der mit Ungethümen und Phantomen übervölkerten langen Nacht des Mittelalters sind es nicht allein Mönche und Nonnen, die von den grimmigen Launen des Teufels zu leiden haben, sondern alle Menschen. Die Stürme und Ungewitter, welche die satanische Bosheit in den geheimsten Tiefen der Menschenbrust erregt, werden auch in den Elementen von ihr angestiftet. Der Wind braust so fürchterlich, daß die stärksten Bäume im Walde krachend zusammenbrechen und die Bleiplatten von den Kirchendächern wie dürres Laub in der Luft umherwirbeln: der Teufel hustet. Die Erde bebt und ihre verschlossenen Tiefen öffnen sich momentan dem furchtsamen Auge: der Teufel rührt sich in der Hölle. Die Feuersbrunst schlängelt sich die engen Gassen entlang: Satan rennt, wie Eris in Iliums letzter Nacht, unter den qualmenden Trümmern und facht die Flamme an. Die Christen der vielbelobten guten alten Zeit wußten sich das Schlimme im Leben und Verkehr nicht aus natürlichen Ursachen zu erklären; sie meinten, so etwas gehe nicht mit rechten Dingen zu, und leiteten die atmosphärischen wie nationalökonomischen Uebelstände aus Teufelskünsten her. Jedes Dorf hatte seine Wetterhexen, d. h. mit dem Teufel verbündete alte Weiber, die Ungewitter und Hagelschauer für das Verderben und Zerstören der Feldfrüchte zu bereiten verstanden, und in gesegneten Jahren bildeten sich in Handelsstädten Actiengesellschaften von Zauberern, welche das Getreide massenweise in Schiffen durch die Luft nach

dem fabelhaften Magonia ausführten, sodaß Theuerung und Hungersnoth entstanden. Die Lykanthropie, die Liebestränke und das Nestelknüpfen ziehen sich durch das Mittelalter und die neue Zeit; ebenso die Astrologie, die Stichomantie, d. h. das Rathholen aus zufällig in gewissen Büchern aufgeschlagenen Stellen, die Augurien aus dem Angange und andere Arten der Mantik, die Wachs- und Bleibilder, durch welche man Menschen umbringt, das Tödten durch Gebetformeln, die Bezauberung durch das böse Auge, die Stricke, Haare und Nägel von Gehängten, die Kräuterabsude und Zaubersalben, das magische Ungeziefer und viele andere dämonische Dinge, welche die Neuern entweder unverändert oder mit geringen Modificationen von den Alten herübernahmen und dem Teufel auf die Rechnung setzten.

Man denke nicht etwa, daß solche abergläubische Vorstellungen nur bei den in Unwissenheit verkommenen gemeinen Leuten im Schwange waren; sie herrschten auch in den höhern Ständen, und sogar im Klerus. Die zwei gelehrtesten Theologen des 13. Jahrhunderts, Thomas von Aquino, welchem Pius V. nach den vier ersten Kirchenvätern den höchsten Rang unter den Lehrern der katholischen Kirche anweist, und Albert der Große glaubten an Zauberkünste, und der letztere soll sogar selbst welche getrieben haben; sie huldigten übrigens in diesem Punkte der Ansicht und Autorität ihrer frühesten Vorgänger, die mit ihrer Dämonologie dem Zauberglauben und der Zauberpraxis nicht wenig Vorschub geleistet hatten. Die Kirchenväter, großentheils dem platonischen System zugethan, schöpften aus diesem und dem Pharisäismus ihre dämonologischen Vorstellungen, welchen zufolge der Polytheismus auf die alleinige Anbetung der gefallenen Engel, der höllischen Mächte hinauslief und in Wirklichkeit nur Teufelswesen, Zauberhokuspokus war. Da die Neuplatoniker an die Stelle

zu machen. Sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, die Menschen von der Verehrung des wahren Gottes abzuhalten und so um ihr Seelenheil zu betrügen. Erleuchtet der Heilige Geist einen Propheten, so inspirirt Satan einen Ketzer. Er war es, der aus dem Munde des Arius sprach und dem Manes die Blässe der Heiligen ankränkelte, das Zeichen der Kasteiung, welches die Leute mit dem Schein der Tugendhaftigkeit täuschte. Die Abgötterei, das Hauptverbrechen des Menschengeschlechts, wie Lactanz behauptet, die Orakel und Augurien des Heidenthums bezeugen die bodenlose Tiefe seiner Arglist und Unfrömmigkeit. Man erkennt seine Stimme im Rauschen der Eichen von Dodona, im Sprechen der Sibyllen, im Brüllen des Stieres von Memphis, im Schnauben der Krokodile von Arsinoë.

Um auf solche Art in noch unvorhandenen Zeiten wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen, ist der Teufel keineswegs, gleich den Engeln, in die Geheimnisse des göttlichen Willens eingeweiht, und im Besitz des nur reinen Geistern zutheil gewordenen höhern Wissens geblieben. Augustin nimmt freilich an, er sei durch die ungemeine Bewegungsfähigkeit seines feinen, luftigen Körpers, die Schärfe seiner Sinne und die Fülle seiner Erfahrungen in den Stand gesetzt, vieles Gegenwärtige und Zukünftige zu verkündigen, was über die Schranken menschlicher Scharfsichtigkeit hinausgeht und darum den Leuten imponirt; die allgemeinere Ansicht aber ist, daß ihm die unveränderlichen und ewigen Dinge verborgen sind: er weiß zukünftige Begebenheiten nicht, sieht sie aber vorher, weil er eine unendlich lange Praxis hat und sein Geist in der feinen Beobachtung und schnellen Auffassung dem gewöhnlichen Menschenverstande entschieden überlegen ist. Eine Nonne z. B. begegnet einem Mönch; im Vorbeigehen mäßigt sie den Schritt und schielt mit scheuem, niedergeschlagenem Auge nach dem

schmachtenden Bruder. Satan, welcher die verstohlenen Gemüthsbewegungen bemerkt, verkündet den Sündenfall und irrt sich selten bei solchen Orakeln. Wenn sein Wissen nicht ausreicht, so sucht er durch Studiren die ihm mangelnden Kenntnisse zu ergänzen und trägt den Unwissenden die Bücherweisheit als seine eigene Weisheit vor.

Das bisher Gesagte begreift, was die sich oft vermischenden und verschmelzenden mittelalterlichen Wissenschaften der Theologie, der Philosophie und Theurgie zu verschiedenen Zeiten vom Ursprunge, Fall, Aussehen und Charakter des Teufels ausgeklügelt und zur Doctrin erhoben haben. Aus diesen obscuren Quellen schöpfen wir auch, was uns nöthig ist für die Erzählung seines Lebens von dem Tage an, wo das erste Weib seiner Arglist unterlag, bis zu dem Moment, wo er selbst von dem Gespötte Voltaire's überwältigt wurde. Wir folgen ihm schrittweise in allen Phasen seines öffentlichen und amtlichen Lebens, das in besondere und scharf abgegrenzte Perioden zerfällt. Vor der Ankunft des Heilands streitet er wie ein gewaltiger Nebenbuhler mit Gott um die Anbetung der Völker; beim Eintreten des Christenthums vertheidigt er die Altäre der heidnischen Welt; im Mittelalter plagt er Mönche und Nonnen, hilft zahllose Verbrechen begehen und befördert alle Ketzereien und Kirchenstreitigkeiten, in die er sich auch später hineinmischt, abwechselnd Papist, Albigenser, Waldenser, Hussit, Lutheraner, Calvinist, Possen- und Zotenreißer. Das soll der nächste Theil unserer Abhandlung über den Bösen sein.

Bald sind es sechstausend Jahre, daß der Teufel seinen ersten Besuch auf der Erde abstattete, und noch leiden wir jeden Tag an den trübseligen Folgen dieser schrecklichen Erscheinung. Eva erwachte kaum auf dem gepolsterten Rasen des irdischen Paradieses, als der Teufel ihr schon auflauerte, um sie zu verleiten. Er naht sich ihr, wie man sich einer

schönen Frau naht, die man beschwindeln will, mit süßen, liebkosenden Worten, mit Complimenten über ihre Reize und ließ sie, wie Milton sagt, Tod und Sünde in einem Apfel essen. Angespornt von diesem ersten Siege, erspähte der ewige Feind alle Veranlassungen, bei den Weltangelegenheiten für das Böse einzuschreiten und dem wahren Gott die Völker abwendig zu machen. Es gelang ihm fast überall; nur bei den alten Hebräern fand er keinen Eingang. Im Buch Hiob erscheint zwar vor dem Thron Jehovah's ein Engel mit dem Namen „Satan", der als von bösem Willen geleitet und am Unglück der Guten sich freuend geschildert wird: er macht die Frömmigkeit Hiob's dem Jehovah verdächtig und läßt mit des letztern Genehmigung das härteste Schicksal in stufenweiser Steigerung über den gottesfürchtigen Mann im Lande Uz ergehen; bei dem Propheten Zacharia tritt er als falscher Ankläger des Hohenpriesters Josua auf und zieht sich dafür den Fluch Jehovah's zu. Jedesmal aber hat Satan blos die Nebenrolle eines Versuchers, eines Lästerers, und wird noch in Verbindung mit Jehovah, als zu dessen himmlischem Rath und Hofstaat gehörig gedacht; er ist ein Zwitterwesen und macht gewissermaßen den Uebergang von dem Vertilgungsengel, der im althebräischen Glauben die besonders strengen Strafgerichte Gottes ausführt, zu dem Teufel, der im hellenisirenden Juden- und Christenthum ein von Natur böser Geist ist und die Menschen aus eigenem Behagen quält, nachdem er selbst sie zum Schlechten angetrieben. Allmählich jedoch wird er aus einem unterwürfigen Diener Jehovah's, was er bisher gewesen, zu seinem Widersacher, zu einem Gegengott, der nach seinem Willen und für seine Rechnung handelt, wie der neutestamentliche Satan, der Urheber alles Bösen und alles Unglücks. Versteht sich, daß der christliche Teufel nur mit Gottes Erlaubniß Teufel ist; der Allmächtige dürfte

nur wollen und der Teufel wäre nicht mehr Teufel. Aber warum läßt Gott ihn bestehen und sein arges Spiel treiben? Warum gestattet er dem von ihm verdammten abtrünnigen Bösewicht die andere ebenfalls gefallene, vielleicht ebenso schlechte, aber mit dem Blute seines Sohnes erlöste Creatur zu versuchen und zu quälen? Bei unserer Geschichte geht der Weg durch vieles Geheime und Unbekannte; wir berichten ohne uns auf das Lösen von Räthseln einzulassen, und verbürgen nur die Genauigkeit der Angaben.

Die durch das Weib in peinliche Knechtschaft hineingerathene Welt sollte durch die Vermittelung des Weibes wieder erlöst werden. Christus verkündigt der Erde, seine Mutter habe der alten Schlange den Kopf zertreten. Wie ein König, den man vom Thron stoßen will, waffnet sich der Teufel nun mit seiner ganzen Frechheit und Verschmitztheit zum Kampfe um die Herrschaft. Er sucht den Heiland vor dem Beginn seiner Wirksamkeit zu verlocken, wie er später die Menschen verlockt: mit Reichthum und Macht; aber dieses ruchlose Wagstück fällt zu seiner Schande aus. Der im Fleische verborgene Gott strahlt von unsterblichem Glanz. Satan stürzt sich in den Abgrund und begreift, daß ihm, nachdem das Werk der Erlösung durchgeführt ist, nichts weiteres zu thun übrigbleibt, besinnt sich jedoch bald anders und kehrt wieder auf die Erde zurück, um mit letzter und furchtbarer Anstrengung alle umfallenden Altäre der heidnischen Welt zu beschirmen. Apollo und Baal waren aus ihren Tempeln in Delphi und Heliopolis gewichen; Anubis hatte zu bellen und Apis zu brüllen aufgehört. Mit allen diesen Bezwungenen der Vergangenheit verbündet sich Satan gegen den Sieger der Zukunft und beseelt von neuem mit künstlichem Leben ihre todten Götzenbilder, wie er später Gestorbene wieder lebendig macht. Ein hartnäckiger Streit, wobei er mehr als einmal triumphirt.

Noch im 5. Jahrhundert rief Salvian, betrübt über den langen Widerstand des Polytheismus, wehmüthig aus: „Der Teufel ist überall" (ubique demon), denn mit den frühesten Kirchenlehrern hatte er in den 32000 Gottheiten Griechenlands und Roms die Engel des Abgrundes wiederzuerkennen und in den Lästerlichkeiten des Götzendienstes alle Schändlichkeiten des unsaubern Geistes wiederzufinden gemeint.

In der orientalischen Kirche, bei dem Kampfe des neuen und alten Glaubens, war der fürchterlichste Christenfeind nicht der Kaiser, sondern der Teufel. Der Kaiser kümmert sich nicht um die Anachoreten in der Libyschen Wüste; aber der ewige Feind der unsichtbaren Welt verfolgt sie bis in die tiefste Einöde. Er martert ihre Seele mit Aengsten und Gewissensbissen, die an Gottes Güte verzweifeln lassen, und mit tödlicher Langeweile (Acedia), einer Art Klosterspleen, der durch angestrengtes Lesen oder Fasten bei den Mönchen entsteht und solche Unlust an sich und andern, solchen Ekel und Ueberdruß des Lebens zur Folge hat, daß sie sich bisweilen erdrosseln wollen. Die Nonnen, die täglich 700 Gebete hersagen, die Mönche, die ein ganzes Jahr lang nichts essen, haben sogar Mühe sich gegen seine Anfechtungen zu wehren. Wenn die himmlische Harmonie innerer Hymnen in der Seele heiliger Einsiedler wie von den Saiten einer mystischen Leier erklingt, erhebt sich wüstes Getöse und Getümmel um sie her; es ist als ob die Wände ihrer Klause sich öffnen und Scharen von bösen Geistern hereinlassen. Plötzlich ist die ganze Zelle voll von wilden Thieren: Löwen, Wölfe, Stiere, Bären, Panther, Nattern, Skorpione drängen sich durcheinander; alle erheben miteinander ihre Stimmen, und heulen, brüllen, zischen sie an, sodaß die armen Klausner hart ins Gedränge kommen. Abends, wenn sie sich auf ihre Schilfmatten niederlegen, lodert das Stroh in Flammen auf und brennt sie am gan-

zen Leibe wund, und wenn sie morgens beim Aufstehen sich mit einem frischen Trunk laben wollen, werden die Quellen trocken oder so trübe, daß sie sich lieber zur Tantaluspein hinandürsten, als solches Schlammwasser die verschmachtenden Lippen hinabschlürfen. Diese Gaukelspiele und Trübsale sind das Werk Satans. Er belauert alle Schwächen, um sie irrezuleiten, alle Stärken, um sie zu brechen. Je nach den Gelüsten eines Jeden verspricht er Gold, Weiber, Wissen oder Ruhm. Der heiligen Pelagia, einer ehemaligen Schauspielerin zu Antiochia, die seit ihrer Bekehrung als Einsiedlerin in einer Grotte auf dem Oelberge bei Jerusalem lebt, zeigt er Ringe, Armbänder, Brillanten, alle unwiderstehlichen Pretiosen, womit Küsse von blühenden Weiberlippen bezahlt werden. Ganz besonders ist der Vater der Einsiedler, der heilige Antonius, unstreitig wegen seiner ausnehmenden Frömmigkeit, Gegenstand der gehässigsten teuflischen Umtriebe. Antonius kreuzt die Arme, kniet nieder und bittet, nebst der Gnade, um reinigende Betrachtungen und stille Verzückungen: Satan macht ihn irre mit Psalmensingen. Anderemale rückt er mit galantern Waffen gegen ihn ins Feld und sucht, da Scheltworte und Drohungen nichts ausrichten, mit Zuvorkommenheiten und Artigkeiten zu bestechen: er zündet dem Heiligen seine Studirlampe an oder holt ihm sein Wasser aus dem benachbarten Brunnen! Unnütze Kniffe! Antonius erwidert die Höflichkeit mit Beten oder Kreuzschlagen, und der Teufel, wenn er sieht, daß er sich umsonst angegriffen, knirscht mit den Zähnen, stampft mit den Füßen wie ein zorniges Kind, fällt zuweilen sogar auf die Knie und bittet um Verzeihung. Dieser anhaltende und immer siegreich bestandene Kampf der Tugend mit dem Laster, des unterwürfigen Glaubens mit aufwiegelndem Hochmuth, der sanften Verträglichkeit mit aufbrausender Heftigkeit, verbirgt eine hohe Lehre von tapfe-

rer Ausdauer und geduldiger Ergebenheit, und der Bischof Athanasius beschrieb ihn mit der Begeisterung, wie der heilige Antonius selbst ihn seinen Schülern erzählte, die, jünger und nicht so charakterfest als er, noch viele Anfechtungen auszuhalten und Stärkungen für den Krieg gegen den ewigen Feind nöthig hatten. Allein im Verlaufe der Jahrhunderte sollte leider dieses mystische Epos, wie alle heiligen Dinge, seltsame Profanirungen erleben, und die Versuchungen des heiligen Antonius, die man nicht mehr in seiner authentischen Lebensbeschreibung des alexandrinischen Prälaten aufsuchte, verdankten ihre Berühmtheit den phantastischen und lasciven Darstellungen einer viel spätern Zeit, namentlich den grotesken Kupferstichen Callot's und den abenteuerlich-humoristischen Bildern von Teniers. In der unsaubern Stadt Alexandria, wo alle Dämonen der Erde sich zusammengefunden hatten, sah der heilige Makarius eines Abends kleine Teufel in Gestalt äthiopischer Knaben, die hier und da unter den Mönchen umherliefen. Die einen strichen sachte mit der Hand über die Augenwimpern der Klosterbrüder, um sie einzuschläfern; die andern steckten ihnen den Finger in den Mund, um sie ins Gähnen zu bringen, und alle Tage beim Gottesdienst begannen die kleinen Negerbuben von neuem ihre losen Streiche und erhaschten Seelen infolge strafbarer Zerstreutheiten. Der Schrecken, welchen der Teufel einflößt, war damals so groß, daß die Mönche in der Nacht aufstanden, um Posten auszustellen und sich durch Wachen und Beten gegen den nie schlafenden Feind zu schützen.

Das Abendland ist in der Stille seiner Klöster ebenso abergläubisch und ebenso geängstigt. Gründet ein schwärmerischer Glaubensheld auf den trüben Fluten der Welt eine von den heiligen Festen, wo fromme Pilger Labung, geplagte Leibeigene Zuflucht und zerrissene Seelen Heilung finden, so erwacht der Teufel und vergreift sich thätlich an

dem Stifter und an seinen Schülern. Er weiß, daß der Benedictinerorden die Hölle um viele Unterthanen bringen soll, und richtet gegen dieses berühmte Klosterinstitut die heftigsten Anfeindungen. Der Abt von Cluny schickt sich an zu frommen Ausgängen und heiligen Eroberungen: der lauernde Teufel, als Fuchs vermummt und im Hinterhalt versteckt, springt ihm auf den Nacken und packt ihn an der Gurgel. Der fromme Sulpicius begibt sich nachts in die Kirche mit einem Chorknaben, der eine brennende Kerze voraufträgt; der Teufel in Eulengestalt weht mit sausendem Flügelschlage das Licht aus und will dem Manne Gottes mit Schnabel und Krallen die Augen aushacken. Ganz kohlschwarz von Verbrechen wie der Galgenvogel, in dessen Gestalt er auf den Schultern der von ihm aufgewiegelten Ketzer sitzt, geht er nur aus einem Kloster heraus, um in ein anderes zu laufen. Noch bei Lebzeiten des heiligen Norbert macht er sich an dessen Schüler, an die Prämonstratenser, geht in ihre Küche ihr Mittagessen vergiften, und zeigt sich, wenn sie aus ihrem Becher trinken wollen, unten auf dem Grunde in Gestalt einer ungeheuern giftgeschwollenen Kröte. In Citeaux begießt er den Cisterciensermönchen ihre Fische mit Mistjauche anstatt Brühe, und setzt ihnen an Fasttagen Gänsebraten vor, dessen lieblicher Geruch ihre Eßlust reizen und sie zum Uebertreten des strengen Einhaltens der Ordensregel verleiten soll. Den Nonnen spielt der böse Feind ebenso arg, ja noch ärger mit. Da hilft kein Beten, kein noch so strenges Fasten, keine noch so harte Pönitenz, ja nicht einmal das heilige Sakrament des Altars. Seltsame Abtödtung des Fleisches! Nonnen, scharf in die Beichte genommen, bekennen, mit der Hostie im Munde, daß sie sogar augenblicklich den höllischen Geliebten bei sich verspüren, der schamlos an ihnen zerrt und sie nicht losläßt. Die Dominicaner riethen sich durch

fleißiges Beten die heilige Jungfrau gnädig zu stimmen, gestanden aber selbst, das Mittel sei nicht ganz probat, man könne zwischen zwei Gebeten geholt werden, und, diese eventuelle Gefahr abzuwenden, erfand Johann Sprenger, der berüchtigte Verfasser des „Hexenhammer“, den berühmten Rosenkranz, eine Schnur von Ave Maria und Paternoster, die man end- und gedankenlos vor sich hinmurmeln kann.

In der mit Ungethümen und Phantomen übervölkerten langen Nacht des Mittelalters sind es nicht allein Mönche und Nonnen, die von den grimmigen Launen des Teufels zu leiden haben, sondern alle Menschen. Die Stürme und Ungewitter, welche die satanische Bosheit in den geheimsten Tiefen der Menschenbrust erregt, werden auch in den Elementen von ihr angestiftet. Der Wind braust so fürchterlich, daß die stärksten Bäume im Walde krachend zusammenbrechen und die Bleiplatten von den Kirchendächern wie dürres Laub in der Luft umherwirbeln: der Teufel hustet. Die Erde bebt und ihre verschlossenen Tiefen öffnen sich momentan dem furchtsamen Auge: der Teufel rührt sich in der Hölle. Die Feuersbrunst schlängelt sich die engen Gassen entlang: Satan rennt, wie Eris in Iliums letzter Nacht, unter den qualmenden Trümmern und facht die Flamme an. Die Christen der vielbelobten guten alten Zeit wußten sich das Schlimme im Leben und Verkehr nicht aus natürlichen Ursachen zu erklären; sie meinten, so etwas gehe nicht mit rechten Dingen zu, und leiteten die atmosphärischen wie nationalökonomischen Uebelstände aus Teufelskünsten her. Jedes Dorf hatte seine Wetterhexen, d. h. mit dem Teufel verbündete alte Weiber, die Ungewitter und Hagelschauer für das Verderben und Zerstören der Feldfrüchte zu bereiten verstanden, und in gesegneten Jahren bildeten sich in Handelsstädten Actiengesellschaften von Zauberern, welche das Getreide massenweise in Schiffen durch die Luft nach

dem fabelhaften Magonia ausführten, sodaß Theuerung und Hungersnoth entstanden. Die Lykanthropie, die Liebestränke und das Nestelknüpfen ziehen sich durch das Mittelalter und die neue Zeit; ebenso die Astrologie, die Stichomantie, d. h. das Rathholen aus zufällig in gewissen Büchern aufgeschlagenen Stellen, die Augurien aus dem Angange und andere Arten der Mantik, die Wachs- und Bleibilder, durch welche man Menschen umbringt, das Tödten durch Gebetformeln, die Bezauberung durch das böse Auge, die Stricke, Haare und Nägel von Gehängten, die Kräuterabsude und Zaubersalben, das magische Ungeziefer und viele andere dämonische Dinge, welche die Neuern entweder unverändert oder mit geringen Modificationen von den Alten herübernahmen und dem Teufel auf die Rechnung setzten.

Man denke nicht etwa, daß solche abergläubische Vorstellungen nur bei den in Unwissenheit verkommenen gemeinen Leuten im Schwange waren; sie herrschten auch in den höhern Ständen, und sogar im Klerus. Die zwei gelehrtesten Theologen des 13. Jahrhunderts, Thomas von Aquino, welchem Pius V. nach den vier ersten Kirchenvätern den höchsten Rang unter den Lehrern der katholischen Kirche anweist, und Albert der Große glaubten an Zauberkünste, und der letztere soll sogar selbst welche getrieben haben; sie huldigten übrigens in diesem Punkte der Ansicht und Autorität ihrer frühesten Vorgänger, die mit ihrer Dämonologie dem Zauberglauben und der Zauberpraxis nicht wenig Vorschub geleistet hatten. Die Kirchenväter, großentheils dem platonischen System zugethan, schöpften aus diesem und dem Pharisäismus ihre dämonologischen Vorstellungen, welchen zufolge der Polytheismus auf die alleinige Anbetung der gefallenen Engel, der höllischen Mächte hinauslief und in Wirklichkeit nur Teufelswesen, Zauberhokuspokus war. Da die Neuplatoniker an die Stelle

der alten Homerischen Götter Dämonen gesetzt hatten, so fanden die neuen Glaubenslehrer in dieser Benennung eben den Beweis für den dämonischen Charakter der antiken Vielgötterei und die Wahrheit der Worte des Psalmisten, der sagt: Alle Götter der Völker sind Götzen, d. h. Dämonen. Auch die heidnischen Gottheiten der alten Celten und Deutschen wurden von den spätern christlichen Lehrboten nicht als existenzlose Phantome, sondern als wirkliche, aber böse Wesen, als abtrünnige, dem höchsten Gott feindliche Geister hingestellt. Nach der Entstehung des Christenthums wiederholte sich in der neuen Zeit, was sich in der ältern zugetragen hatte. Wie damals, als die Götterdynastie des Zeus dem Geschlecht der Uranionen in der Herrschaft folgte, Chronos mit den Titanen in den Tartarus eingeschlossen wurde, damit die besiegte alte Zeit in seinem Grauen ihren Todesschlaf abhalte, so wurden jetzt, als das Christenthum in die Welt gekommen war, nicht nur Zeus und seine Olympier, sondern auch Odin und seine Asen in den christlichen Tartarus, in die Hölle verbannt, und die unterweltlichen Gottheiten des Heidenthums ebendahin verwiesen. Die Hekate zog schon bei den Alten mit nächtlichem Spuk, in Begleitung ihrer Höllenhunde und von Schlangen umzischt, über Kreuzwege, Felder, Städte und Dörfer einher; hier ist sie noch Göttin, bei den Christen aber wurde sie Gespensterkönigin. Diana, die jungfräuliche Waldgöttin, welche der Weidmann zur einsamen Mittagsstunde bisweilen an heimlicher Stätte erblickte, wurde zur wilden Jägerin entstellt, und ihr reizendes Nymphengefolge verkehrte sich in einen Schwarm garstiger Zauberweiber, die, in bestimmten Nächten zum Dienste ihrer Herrin aufgerufen und auf Bestien reitend, weite Länderstrecken durchfliegen und jegliche Art des Bösen verüben. An ihre Stelle trat Herodias, die jüdische Königstochter, die durch ihr anmuthiges Tanzen die

nthauptung Johannes des Täufers herbeiführte und des=
egen verwünscht wurde, in Gesellschaft böser und teuflischer
Geister von Mitternacht bis zum ersten Hahnenschrei um=
erzuirren; sie gewinnt das Ansehen einer heidnischen Göt=
n, und Ratherius, Bischof von Verona (gestorben 974)
ersichert, daß ihr Cultus über ein Drittel des ganzen Erd=
eises verbreitet sei. Die altdeutschen Göttinnen Holda
nd Berta, die vormals im Reigen der Elbe erschienen und
ei ihren Umgängen den Menschen Segen und Gedeihen
rachten, verwandelten sich nun in unholde Nachtfrauen, die
Schrecken und Unheil verbreitend mit einer gespenstischen
Schar böser Geister und übel berüchtigter Weiber im Lande
mherstreiften. In gleicher Weise wurde Wodan, der Gott
es Krieges und des Sieges, zum Anführer des wüthenden
Heeres, d. h. von Gespenstern, die in ganzen Haufen mit
ntsetzlichem Tosen durch Wald und Lüfte fuhren.

Wenn die hohe Aristokratie der olympischen und asgar=
ischen Gottheiten sich ohne vielen Widerstand entthronen
ieß und die Natur teuflischer Wesen anzog, so bewies hin=
gegen das zahllose kleine Göttervolk die größte Hartnäckigkeit in
er Behauptung seines herkömmlichen Besitzes und Charakters.
Manche dieser kleinen heidnischen Götter, z. B. Lamien, Sire=
en, Centauren, Dusen, Kobolde, Schrate, die schon von
lters her als übelthätig und finster gedacht wurden, identi=
icirten sich leicht mit ihren nahen Anverwandten, den christ=
ichen Teufeln; allein viele veränderten sich schwieriger in
as Gegentheil von dem, was sie ursprünglich im Volks=
lauben waren, nämlich gute Holde, friedliche Leute, gesel=
ge Wesen. Die alten Mütter und Matronen, Faten oder
een erhielten in Italien die Tische gedeckt, damit sie sich
er Kinder annähmen, und diese Zuvorkommenheit erwies
an ihnen noch, als sie schon böse Hexen geworden und in
ie Gesellschaft des Teufels hineingerathen waren. Diesseit

der Alpen wurden sie bei den Hochzeiten der Burgfrauen oder bei der Taufe ihres Erstgeborenen zu Gast oder zu Pathen gebeten, und man sah sie, während der Mahlzeit an Ehrenplätzen sitzend, Lieder singen oder Verse hersagen, denn sie liebten und trieben Musik und Poesie und verriethen nichts Satanisches. Die Elbe, Wichte und Trolle, von gleicher Art und Abkunft mit den alten Kabiren, Patäken, Laren und Penaten, bei den Franzosen Gobelins, Lutins, Follets genannt, überall im Volke bekannt und im ganzen eines guten Leumunds sich erfreuend — gleichsam das neckische, närrische Hofgesinde der Duodezpotentaten des heidnischen Götterstaats — trifft man fortwährend nicht blos in Wäldern und Flüssen, in Felsschluchten oder Bergklüften, sondern auch in jedem Gehöft auf dem Lande. Obschon Geister, sind sie empfindlicher Natur und in der rauhen Jahreszeit übel daran. Sie lieben die Wärme, schleichen sich zu den Menschenwohnungen und huschen in den Stall, in die Scheune, am liebsten in die Küche. Die mitleidigen Hausleute gönnen ihnen ein gemächliches Plätzchen und haben sogar die Aufmerksamkeit, ihnen eine Schale Grütze, ein Töpfchen Sahne hinzustellen. Die Geister sind nicht undankbar. Morgens beim Aufstehen findet die Hausfrau die Stube sauber gekehrt, das Geschirr blank gescheuert. Das that der Hausgeist. Ebenso gefällig als der römische Geist, der bei dem jüngern Plinius den freigelassenen Markus jede Nacht rasirte und frisirte, besorgt der deutsche Häusling die niedrigsten Geschäfte: er mistet den Viehstall aus, hackt Holz, hilft bei der Feld- oder Gartenarbeit, und kauert sich zum Lohn für seine Dienste abends in den Kamin. Man hört seine kleine Stimme wie das Zirpen des Heimchens, sieht ihn aber nicht viel, wenn nicht etwa die aufflackernde Flamme eine gewisse Ritze bescheint, wo er sich gern hinhockt. In der Kirche wurde man freilich vor solchen Geschöpfen ein-

dringlich gewarnt, konnte sich aber nicht wohl vorstellen, daß so kleine zuthuliche Wesen Teuflisches im Schilde führten, und blieb mit ihnen in gutem Vernehmen. Es dauerte lange, bis die Schar der lustigen und freundlichen Haus- und Herdgeister zu einer Bande feindseliger Schreck- und Quälgeister herabsank und, christlichen Begriffen gemäß, in die Dienerschaft des Teufels überging. Das große Heer, an dessen Spitze der Teufel seinen unaufhörlichen Krieg mit den Menschen führte, bekam durch dieses Contingent der heidnischen Götter einen beträchtlichen Zuwachs, mußte übrigens schon vorher erstaunlich zahlreich sein; denn zu Christi Zeiten gab es bekanntlich einen Besessenen, der nicht weniger als eine Legion Teufel bei sich hatte. Später gab es deren in solcher Menge, daß man sie nicht mehr zählen konnte. Alles Dämonische, welches die ersten Kirchenväter und die nachherigen Missionäre im Heidenthum gefunden oder in dasselbe hineingelegt, begriff der Teufel in sich; er wurde der wunderliche Repräsentant aller Religionen, die vom Christenthum aus dem Tageslicht ins Dunkel gedrängt worden, aber noch immer vielen gefürchteten Anhang hatten. Man darf dreist behaupten: die mittelalterlichen Christen sind mehr als halbe Heiden. Das katholische Kirchenthum ist da als äußere Form; aber der alte Sauerteig gärt und wirkt in der Gedankenmasse fort, und der alte Aberglaube hat sich nur neu verkleidet, jedoch in keinem wesentlichen Zuge verändert.

Bisher sahen wir in Satan nur den vom himmlischen Zorn Getroffenen, der sich damit tröstet und ergötzt, daß er die ihm von Gott gelassene Macht gebraucht, nämlich die Macht zu schaden, Gottes Absichten zu durchkreuzen, seine Gebote zu übertreten, allenthalben, ausgenommen im Himmel, das Böse zu verbreiten, zu vervielfältigen und zu verewigen; aber unter den hohen Beamten der unsichtbaren

Welt haben die geschäftigsten Demiurgen nicht so viele Aemter zu versehen. Nach der Anordnung des Richters, der ihn verurtheilte, vollzieht der Teufel die Henkersarbeit der göttlichen Gerechtigkeit; er reizt zum Bösen und straft dafür in dieser Welt und in der andern, die Lebenden wie die Todten. Gleich den Stadt- und Gerichtsdienern im Mittelalter besorgt er das Fahnden und Pfänden am Bett des Sterbenden und packt bei ihrem Ausgange die nach der Hölle hinkommenden Seelen. Wenn die Glocke des Pfarrsprengels die nahe Sterbestunde angeläutet, so versammeln sich im Abgrunde beim Schall der höllischen Posaunen die Dämonen und eilen in Scharen zu dem Verscheidenden. Sie mahnen ihn an seine Fehltritte und machen ihm im voraus die Hölle heiß durch das Reden von ewigen Qualen, weil sie durch das Steigern der Seelenangst den verhängnißvollen Moment beschleunigen und der Reue zuvorzukommen hoffen; allein die Engel, welche den Sünder nie verlassen, eilen ihrerseits herbei, stellen sich den Dämonen gegenüber und trösten den Sterbenden mit der Erinnerung an seine guten Werke. Das Beschützen des Menschen am Ende seines Lebens galt allgemein für ein Hauptgeschäft der Engel, die ihre Mühe und Noth hatten die Seelen der Gerechten nach dem Himmel zu bringen und die Gewaltthätigkeiten der räuberischen Dämonen abzuwehren. Die schamlosen Teufel griffen mit ihren unsaubern Tatzen selbst nach den reinsten Seelen, die ihr tadelloser Wandel am meisten gegen solche Antastungen zu sichern schien. Nach ägyptischen Legenden mußten sogar Joseph und Maria den Beistand ihres göttlichen Sohnes anflehen, um nicht der Teufelsbande in die Klauen zu fallen.

Diese Vorstellung von dem Streite der Gottes- und Satansengel um den Seelenantheil, die wir schon in den ersten christlichen Jahrhunderten aufkommen und als mora-

lisches Schreckmittel verwenden sehen, findet sich wieder in spätern Legenden, wo die kirchlichen Tendenzen mehr als die erbaulichen hervortreten. Zunächst begegnet uns eine Tradition über den König Dagobert I. (gestorben 638), welche zuerst, mit Berufung auf eine alte Aufzeichnung, von dem ungenannten Geschichtschreiber von Saint-Denis, vielleicht zu Anfang des 9. Jahrhunderts erwähnt, sodann von Aimon, Mönch zu Fleury, gegen das Ende des 10. Jahrhunderts und so ferner wiederholt ist. Der fränkische Monarch hatte sich freigebig gegen den Klerus bewiesen, aber liederlich gelebt; als er starb, wurde ein frommer Klausner, Namens Johannes, der sich auf eine kleine Insel an der Küste Siciliens zurückgezogen, im Traum ermahnt für die Seele Dagobert's zu beten, und sah, als er dies gethan, plötzlich auf dem Meere in einem Kahn die Seele des Königs von scheußlichen Dämonen unter Stock- und Faustschlägen zu „vulkanischen Stätten", nämlich nach dem Aetna schleppen, wo man damals, wie in allen feuerspeienden Bergen, das höllische Feuer zu finden glaubte. Inmitten seiner Qualen hörte man den König einige Heilige, deren Kirchen er vorzüglich bereichert zu haben sich erinnerte, um Beistand anrufen, worauf augenblicklich unter Donner und Blitz Männer von wunderbarem Glanze erschienen, nämlich die Heiligen Dionysius, Mauritius und Martinus, welche den Dämonen die Seele Dagobert's abjagten. Von beiden Seiten wurde die Uebereinkunft getroffen, daß zu einem abermaligen Gericht geschritten, das Gute gegen das Schlimme gewogen und alsdann nach Recht und Gerechtigkeit verfahren werden solle. Man weiß nicht, wie die Sache abgelaufen wäre, wenn nicht eine dienstwillige Hand die Abtei von Saint-Denis in die Schale der guten Handlungen geworfen hätte. Das ungeheuere Gewicht dieser Stiftung Dagobert's hob alle Schwierigkeiten, und

die Heiligen nahmen die Seele des Königs mit sich gen Himmel.

Nachdem der Zuschnitt und Inhalt einmal aufgefunden waren, brauchte man nur nachzuahmen und auszumalen. Da jedoch die Einbildungskraft in jenen erbärmlich geistesarmen Zeiten keine Blüten trieb, so vervollkommnete sich das Genre nicht sonderlich und blieb durchweg dasselbe Thema, mit bloßem Wechsel der Personen. Die angeblich von Turpinus, Erzbischof von Rheims, aber erst im Anfange des 12. Jahrhunderts abgefaßte Lebensbeschreibung Karl's des Großen erzählt mit wenigen Varianten dieselbe Wundergeschichte von jenem Monarchen, und hundert Jahre nachher ist sie mit ebenso geringen Veränderungen in der Legendensammlung des frommen Bischofs Jakob von Varazze wiederholt und auf Kaiser Heinrich II. angewandt. Diese Legenden sind der wahre Commentar zu einer eigenen Art kirchlicher Kunstwerke des Mittelalters; ich meine die Seelenwägung oder, mit den classischen Alterthumsforschern zu reden, die Psychostasie. Sie findet sich meistens vereinzelt an Säulencapitälen oder auf Basreliefs, häufig aber auch in Verbindung mit der an Portalen vorkommenden Darstellung des Jüngsten Gerichts. Satan erscheint hier als Ankläger; er bringt seine Seelen dahin, ist bei der Wägung zugegen, als ob er in seiner Beziehung eine Ungerechtigkeit befürchtet, und erwartet mit einer gewissen Ungeduld das Urtheil, das sie ihm schließlich überantwortet. Wenn endlich der unwiderrufliche Richterspruch gefällt ist und die Sträflinge ihm ausgeliefert werden, so bemächtigt er sich ihrer mit Frohlocken, streckt den Unglücklichen, die er gefesselt fortschleppt, die Zunge aus oder lacht ihnen höhnisch ins Gesicht, und geduldet sich mit seiner Henkerarbeit nicht einmal so lange, bis er in sein unterirdisches Reich gelangt ist: auf der kurzen Strecke, welche die Verdammten zurückzu-

legen haben, bevor sie in den Kerker hineinkommen, der sich hinter ihnen schließen und nie wieder öffnen soll, werden sie schnöde gemishandelt und erhalten schon einen Begriff und Vorschmack von den Qualen, welche der grausame Despot, fortan ihr ewiger Herr und Gebieter, ihnen aufspart.

Uebrigens wartet der Teufel mit der Bestrafung nicht immer so lange, bis ein hitziges Fieber oder ein hohes Alter den Menschen weggerafft und vor den höchsten Richter gebracht: die Begierde des frühen Besitzes treibt ihn oft die Seele des Schlechten, die er als sein rechtmäßiges Eigenthum betrachtet, eigenhändig aus den Banden ihres fleischlichen Gefängnisses zu erlösen. Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche ereignete sich, daß er den Philosophen Buddas, der nach orientalischem Brauch auf dem flachen Dache seines Hauses betete, beim Kragen packte und auf die Straße hinabstieß, indem er ihm vorhielt, die manichäische Ketzerei verbreitet zu haben, was von seiner Seite schwarzer Undank war, denn Manes hatte seiner gestürzten Macht das Scepter der Schöpfung wieder zuwenden wollen. Viel später sah man ihn ebenfalls die Gebote und Verbote der Casuisten und Kanzelredner mit Mord bekräftigen: am 27. Mai 1562, um 7 Uhr abends, erdrosselte er in der Stadt Antwerpen eine Jungfer aus guter Familie, weil sie, um auf eine Hochzeit zu gehen, eine Halskrause von feiner Leinwand zu 9 Thalern die Elle gekauft hatte. Noch vielmal hatte sich die katholische Kirche bei ihm für wichtigere und positivere Dienste zu bedanken: er wetzte häufig seine Krallen gegen die Pfarrkinder, die keine Zehnten entrichteten, gegen die großen Herren, die in ihrem Testament die Klöster unbedacht ließen, gegen die Könige, die ihre Krone vor der Tonsur nicht erniedrigen wollten. Aber indem er auf solche Weise für die Vermehrung des Ansehens und Einflusses der Geistlichkeit arbeitete, ging er

schlau und diplomatisch zu Werke und durfte im voraus überzeugt sein, daß der habsüchtig gewordene Klerus an Sittlichkeit und Ehrsamkeit in demselben Maße verarmen würde, in welchem er sich mit Almosen, Erbschaften, Machtbefugnissen bereicherte, und daß die Beförderung seiner weltlichen Interessen lauter Gewinn für die Hölle sein müßte.

In der That, je mehr das Mittelalter und mit ihm die Herrschaft der Kirche vorrückt, desto weiter greift die Macht des Bösen um sich, und wird, nach dem eigenthümlichen Geständniß der Theologen, die von Jesus Christus erlöste Menschheit die Eroberung des Teufels. Von Legende zu Legende steigt dieser immer höher, und seit den Zeiten des Evangeliums, wo er überglücklich war in die Säue zu fahren, hat er eine schöne Strecke Wegs zurückgelegt. Freilich ist er viel und lange in der Welt umhergezogen, ohne sich merklich auszubilden und zu verfeinern, und seine Flegeljahre sind fürwahr langgestreckt. Noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts erscheint der Teufel als ein roher und plumper Gesell, hochfahrend und trotzig, prahlend und gewaltthätig, tölpelhaft und fehlgreifend in der Wahl seiner Mittel: er betet, wenn er jemand treuherzig machen will, das Vaterunser und das Credo, verräth sich aber durch die Auslassungen und grammatikalischen Schnitzer, die er sich dabei zu Schulden kommen läßt. Diese barbarische Unwissenheit scheint ihn zu beschämen; denn jetzt verlegt er sich mit Eifer auf das Studium der Metaphysik und Theologie und bringt es darin allmählich sehr weit. Zu Dante's Zeit disputirt er mit den Heiligen, processirt und ruft, wenn er am Schlusse eines siegreichen Syllogismus die streitige Seele wegschleppt, mit triumphirendem Hohngelächter: „Ah! du dachtest, ich sei kein Dialektiker!" Damals hatte der Teufel einen Lehrstuhl auf der hohen Schule von Salamanca, und das zur Doctrin erhobene Zauberwesen besaß in Toledo

eine Universität, wo die Weisen des Jahrhunderts die wissenschaftliche Magie, die sogenannte „weiße Kunst“ studirten. Baierische und schwäbische Studenten lernten daselbst auch schwarze Magie und ein Meister von Toledo stiftet in Deutschland die nigromantischen Umtriebe, wogegen der berüchtigte Ketzerrichter Konrad von Marburg mit seinen Helfershelfern wüthete. Nun beginnt eine Epoche zunehmenden dämonischen Schreckens, wo der Mensch sich immer weniger auf den göttlichen Beistand verläßt. Der Teufel ist kein heimlicher Geist, kein in nächtlichem Dunkel schleichender Dieb mehr, sondern Gottes frecher Widersacher, der am hellen Tage seine Schöpfung nachäfft. Diese Ansicht begegnet uns sowol auf den untersten Stufen als auf den höchsten Punkten des christlichen Bewußtseins. Der Teufel verwandelt alle Wesen, sagt Albert der Große. Der heilige Thomas von Aquino geht noch viel weiter: „Alle Veränderungen, die sich von Natur und aus Keimen entwickeln können, vermag der Teufel nachzuahmen; aber Menschen in Thiere verwandeln, Todte wieder lebendig machen, das vermag er nicht.“ Gott behält also nur das Wunder zu eigen und an der Natur nicht mehr Antheil als der Teufel. Für den Menschen, dessen blöde Augen Gottes Schöpfung von derjenigen des Teufels nicht unterscheiden können, ist die Natur zweideutig. Eine schreckliche Ungewißheit schwebt über jedem Dinge. Die Unschuld der Natur ist hin. Die klare Quelle, die weiße Blume, der kleine Vogel, sind sie wirklich von Gott oder teuflische Blendwerke, Kunststücke der Schlangenlist und des Betruges? Alles wird bedenklich, verdächtig. Der helle Tag ist gleichsam satanisch umnachtet und alles Leben wie verteufelt.

Das Reformationszeitalter ist für den theologisch gelehrten Teufel eine Glanzperiode. Er mischt sich in alle kirchlichen Streitigkeiten, disputirt mit den Stärksten über den

rechten Glauben und verfaßt in Genf Glossen für Calvin, in Deutschland Bibelcommentare für Luther. Die Sympathien des Widerspruchs und Aufruhrs scheinen den Reformator und Dämon zusammenzubringen. Ob Luther schreibt oder nachsinnt, wacht oder schläft, der Teufel ist bei ihm, ermuntert, lobt oder tadelt ihn mit Argumenten aus Thomas von Aquino, Duns Scotus oder Paulus. Bei diesen theologischen Verhandlungen bleibt der Vortheil oft dem Teufel; es geschah sogar eines Tages, daß Luther, als er auf die Spitzfindigkeiten seines Gegners erwidern sollte, ihm in Ermangelung von Gründen und Schrifttexten sein Tintenfaß an den Kopf warf, und in seinem Zimmer auf der Wartburg zeigte man noch unlängst an der Wand den an jenen Streit erinnernden Tintenfleck. Nach seinen Begriffen ist der Teufel absoluter Herr und Meister, ein furchtbarer Meister, der in seinem Sack mehr Gift hat als alle Apotheker der Welt. Er ist der Fürst der Erde und überall, in der Luft, die wir einathmen, in dem Brote, das wir essen. Kurz Luther denkt den Teufel im wesentlichen so, wie ihn die Kirchenväter und mittelalterlichen Scholastiker aufgefaßt und überliefert hatten; nur ist von seinem Standpunkte aus der katholische Kirchenapparat nicht mehr die wirksamste Waffe gegen die Anfechtungen des bösen Feindes, sondern vielmehr gerade eine Schlinge, in welche er die Gläubigen verstrickt, um sie vom reinen Christenthum abzubringen. Wenn Luther die alte Kirche, wie sie ihm gegenüberstand, für ein Werk des Teufels erklärt und ihr Oberhaupt für den Antichrist, Rom aber für das Thier mit den sieben Häuptern, so behauptet der spanische Jesuit Del Rio: der Lutheranismus, der Calvinismus und der Anabaptismus seien die drei unreinen Geister aus dem Rachen der Schlange, dem Rachen des apokalyptischen Thieres und dem Rachen der falschen Propheten; dagegen nennt Fischart

die Jesuiten „die letzten Frösche, welche das Thier der Offenbarung auf den Stuhl ausspeit, und die ihm wieder auf den Stuhl helfen sollen, die Eichelsäue und Sauasse, die, wie ein deutscher Fürst sagte, der Teufel lange auf dem Stich behalten". Satan war also der neuen Lehre ebenso unentbehrlich als der alten, ja seine Macht hatte um ein Bedeutendes an Glanz und Ansehen zugenommen; denn er hatte auch die Territorialhoheit im Süden von Europa gewonnen und, nach dem Anschein und menschlichen Grauen zu urtheilen, die ganze Welt an sich gerissen.

Von Gott selbst darauf angewiesen, die Menschen ohne Unterlaß zu plagen, zu martern, zu kränken, zu bethören und zu betrügen, erfüllte Satan, wie wir gesehen, getreulich und eifrig seine Mission. Bevor wir die Geschichte seines öffentlichen Lebens und seiner amtlichen Rolle im Weltregiment weiter verfolgen, wollen wir ihn, sozusagen, in seinem Privatleben betrachten, seine Sitten, seinen vertrauten Umgang mit den Menschen, seine Verbindungen, seine Freundschaften und Liebschaften ins Auge fassen, die uns in allmählichen Uebergängen zu seinen nächtlichen Cultusstätten und in sein unterirdisches Reich hinführen werden.

Im Leben des Teufels wie im Leben des Menschen ist die Liebe eine wichtige Episode. Der Drache, der im Alterthum die Mutter des Augustus besuchte, das übernatürliche und geheimnißvolle Wesen, welches mit Philipp von Macedonien das Bett der Olympias theilte, verwandelt sich im Mittelalter in Incubus und Succubus, d. h. in Mann und Weib. Der Teufel ist Geliebter, Gatte und Vater, und seine Galanterien sind durch viele mündliche Aussagen und theologische Schriften bestätigt. Die Ansicht der christlichen Kirchenlehrer über die Möglichkeit und Wirklichkeit des Verkehrs mit dem Teufel bildete sich auf der Grundlage heidnischer und jüdischer Vorstellungen. Das griechische Alter=

thum wußte von vielfachen Liebschaften der Götter mit den Menschen, und die hellenischen Heroengeschlechter führten ihre Abkunft auf Unsterbliche zurück, ebenso wie die heidnisch-deutsche Stammeitelkeit das Geschlecht der Häuptlinge an einzelne Götter anknüpfte; allein solche Verbindungen waren für die Menschen ungefährlich und wurden erst ungeheuerlich, als die mythologischen Wesen sich nach christlichen Begriffen in Teufel verwandelten. Einen orthodoxern Anhaltspunkt gaben den Christen die Juden. Das abergläubische Buch Henoch, das von Tertullian der Heiligen Schrift beigezählt wird, kennt den Umgang der Geister mit Menschen. Die Stelle der Genesis, wo es heißt: Die Söhne Gottes sahen die Töchter der Menschen, fanden sie schön und wählten sich die, welche ihnen am besten gefielen, zu Weibern — diese Stelle bewog schon Justin den Märtyrer zu der Annahme, aus solcher Vermischung seien die Dämonen hervorgegangen. Nach Lactanz sind sie gefallene gute Engel, welche den Töchtern der Menschen zum Schutze gegen den Teufel beigegeben waren, von diesem aber sich verführen ließen mit ihren Schützlingen Unzucht zu treiben und zur Strafe dafür von Gott aus dem Himmel verstoßen wurden. Chrysostomus, Cassian und andere Kirchenlehrer äußerten zwar vernünftigere Ansichten; aber dafür erhielt der Aberglaube der Folgezeit eine desto glänzendere Stütze und Autorität an Augustin, welcher die Möglichkeit einer fleischlichen Vermischung der Dämonen mit den Menschen ohne Anstand einräumt und ausdrücklich auf die Faune, Silvane und gallischen Duse, die solchen Unfug treiben, verweist. Auch unter den bei Jesaias in der Wüste wohnenden Schiirim, die tanzend einander sich zuschreien, wurden bereits von den alten Bibelauslegern Dämonen, und zwar bocksgestaltige, zottige, den Satyrn der Griechen ähnliche Waldgeister verstanden, sodaß die Bibel und Mythologie sich einander zu

bestätigen schienen und man später keine Mühe hatte, in dem Incubus den lüsternen bocksfüßigen Faun wiederzuerkennen. Ob aus der fleischlichen Vermischung der Dämonen mit den Menschen auch eine Kinderzeugung erfolgen könne, darüber waren die Meinungen unter den Gottesgelehrten anfangs unentschieden; die Volkssage jedoch bejahte die Frage. Attila und seine Hunnen sollten vertriebene Zauberweiber und unreine Geister der Wüste zu Ahnen haben. Von dem ersten fränkischen Königsgeschlecht überliefert der Geschichtschreiber Fredegar folgende Fabel: Als Clodio, Faramund's Sohn, mit seiner Gemahlin am Gestade des Meeres saß, sich von der Sonnenschwüle zu kühlen, stieg aus den Wogen ein Meernix und überwältigte die badende Königin; diese gebar darauf einen Sohn, der seines seltsamen Ansehens wegen Merovig genannt wurde und auf seine Nachkommen, außer dem Namen, auch noch das Kennzeichen vererbte, daß sie nämlich alle längs des Rückgrats mit Borsten bewachsen waren. Die karolingische Dynastie stammte angeblich ebenfalls von einem geisterhaften Wesen, von der gansfüßigen Königin Bertha, und unter den spätern Regentenfamilien gab es mehr als eine, deren Stammbaum seine Wurzeln in der Hölle hatte.

Wenn der Teufel auf galante Abenteuer ausgeht, so gebraucht er meistens die Vorsicht, als schmucker Cavalier, nach heutiger Art zu reden, als Gentleman zu erscheinen, ganz neumodisch gekleidet, mit Bändern beflittert, Degen an der Seite, Federn auf der Mütze; so angethan tritt er vor ein einsames, einfältiges, trauerndes oder von Noth bedrängtes Weib oder Mädchen, tröstet, droht oder schreckt, schenkt Diamanten, die am nächsten Morgen in Kieselsteine oder Glas verwandelt sind, verheißt frohe Tage und große Reichthümer, die selten eintreffen, bethört die Arme, erhält von ihr die letzte Gunst bewilligt, wobei sich seine kalte Natur

zu erkennen gibt, und läßt bei seinem Verschwinden die unzweideutigsten Zeichen seines diabolischen Wesens hinter sich. Nun gehen der Verblendeten die Augen auf, aber sie kann nicht zurück, setzt das Verhältniß fort und ist ein für allemal des Teufels. Glücklicher Satan! Um sich bei Frauenzimmern beliebt zu machen, braucht er nicht immer liebenswürdig zu sein, ja sogar nicht einmal seine bestialischen Formen und brutalen Manieren abzulegen, oft tritt er als geiler Bock einer Frau oder Jungfer mit seinen Bewerbungen entgegen und gelangt durch Frechheiten und Gewaltthätigkeiten zum Ziele. Man liebt ihn nichtsdestoweniger und seine Geliebten sind ihm treu. Was er für ein Geheimniß hatte, weiß ich nicht; aber geht es nicht häufig ebenso bei menschlichen Liebesverhältnissen, wo die Frauengunst keineswegs solchen, die sie hauptsächlich verdienen, beschert wird?

Mit dem Anfange des 13. Jahrhunderts vermehrten sich die Nachrichten von dämonischen Buhlschaften auf unglaubliche Weise. Der klerikale Geistesdespotismus hatte damals sein Werk so weit gebracht, daß in allen Gebieten des menschlichen Wissens der düsterste Aberglaube herrschte. Ueber den eingebildeten Incarnationen einer kindischen Symbolik und Angst hatte sich die Außenwelt den Blicken entzogen und die Naturgeschichte sich zu einer Sammlung von Fabeln gestaltet. Ebenso machte der allgemeine Stumpfsinn den Menschen unfähig zur Erkenntniß thatsächlicher Vorgänge. Die Kirchengeschichte wurde in dem Mirakelwesen des heiligen Franciscus und in der Legenda aurea des Jakob von Varazze zum Märchen, und die Profangeschichte erlitt dieselbe Entstellung durch geographische Fabeln und abenteuerliche Sagen. Während Konrad von Marburg vermittels Feuerprobe und Tortur die abgöttische Verehrung des Satans in Krötengestalt zur gerichtlich constatirten Thatsache erhob, erzählte Cäsarius, Abt des Cister-

cienserklosters Heisterbach, in seinen „Zwölf Büchern wunderbarer und denkwürdiger Geschichten“ (1222) die tollsten, schauderhaftesten Begebenheiten, die er, nach seiner Versicherung, selbst erlebt hatte. Alles in seinem Werke ist voll vom Teufel und von seinen Buhlschaften mit Männern als Weib und mit Weibern als Mann. Am einflußreichsten war, daß Thomas von Aquino, der Stolz und das Orakel der Dominicaner, welche als Inquisitoren jene Lehre zuerst praktisch machten, die Existenz der Buhlgeister im Alten Testament begründet zu finden glaubte. Behemoth und Leviathan bei Jesaias deutet er auf den Satan, der hier, der Ueberlegenheit seiner Bosheit wegen, unter dem Bilde der gewaltigsten Thiere des Landes und des Wassers, des Elefanten und Walfisches, beschrieben werde. Die einzelnen Theile in der Beschreibung der Thiere werden dabei vom Ausleger den einzelnen Verhältnissen des Satans angepaßt, somit auch diejenige Stelle, wo der Text von den geschlechtlichen Beziehungen des Behemoth spricht. Zu einer Zeit, wo Albert der Große mit unerhörter Eindringlichkeit alle Fragen des Actes der Empfängniß der Maria besprochen und die Unbeflecktheit dieses Actes bewiesen hatte, dürfen wir uns nicht verwundern, daß Thomas von Aquino das Seitenstück zu jener jungfräulichen Physiologie lieferte und das Physiologische des Teufels gründlich erörterte. Alle Teufelsgeschichtschreiber behandeln seitdem übereinstimmend die Lehre von den Incuben und Succuben nach seiner Theorie. Es steht ihnen fest, daß der Teufel, obgleich er ein Geist sei, der gar keine leiblichen Eigenschaften an sich habe, doch als unreiner Hurengeist, wie er vom Propheten Hosea genannt werde, einen Körper annehmen und denselben zur Beschlafung und Schwängerung eines Weibes brauchen könne; letztere wird jedoch nicht durch den aus dem angenommenen Körper abgesonderten Samen, noch durch den

eigenen Organismus des Dämons bewirkt, sondern auf die Weise, daß der Dämon sich zuvor einem Manne als Succubus hingibt und dann den in diesem Beischlafe in sich aufgenommenen Samen in ein Weib überträgt, mit welchem er sich als Incubus vermischt. Ein Succubus hingegen kann weder empfangen noch gebären, sondern den aufgenommenen Samen einzig zu dem obenbezeichneten Zwecke verwenden. Das auf diesem Wege der doppelten Vermischung erzeugte Kind betrachtet Thomas von Aquino zwar ganz folgerichtig nicht als Kind des Dämons, sondern als das Kind desjenigen Mannes, von welchem der entwendete Same herstammt, räumt jedoch ein, daß solche Kinder an Größe und Stärke die gewöhnlichen übertreffen, weil der dämonische Erzeuger vermöge seiner höhern Kenntnisse den günstigen Augenblick besser abpasse. Von einem solchen Incubuskinde, das 1249 in Herfordshire geboren worden, berichtet Matthäus Paris, daß es vor Ablauf eines halben Jahres vollkommen ausgezahnt und die Größe eines siebzehnjährigen Jünglings gehabt habe; die Mutter sei aber sogleich nach der Geburt schwindsüchtig geworden und auf eine jammervolle Weise gestorben. Bei dem großen Auto da Fé, welches 1275 zu Toulouse gehalten wurde, war unter den lebendig verbrannten Weibern auch die sechsundfünfzigjährige Dame Angèle von Labarthe; sie hatte auf der Folter eingestanden, allnächtlich fleischlichen Umgang mit dem Satan gepflogen zu haben; die Frucht desselben sei ein Ungeheuer mit Wolfskopf und Schlangenschwanz gewesen, zu dessen Ernährung sie in jeder Nacht kleine Kinder habe stehlen müssen. Das Merkwürdigste aber, was durch solche Teufelsbuhlschaften jemals zum Wehe der Menschheit gewirkt wurde, hat die theologische Polemik des 16. Jahrhunderts in den raschen Fortschritten der Reformation zu entdecken gewußt. Martin Luther, behauptete man, habe

nur darum so leicht ganze Völker um ihr Seelenheil zu betrügen vermocht, weil er der Sohn des Teufels gewesen, der sich einst unter der Maske eines reisenden Juweliers in das Haus eines wittenberger Bürgers Eingang verschaffte und dessen Tochter verführte.

Was erstrebt denn der Verruchte, wenn er Eva's Töchter, die möglicherweise ebenso leicht zu überlisten sind als ihre Mutter, auf solche Art besudelt? Hat er, der nur Haß kennt, Liebe nöthig? Muß er zu seiner Schadenfreude noch sinnlichen Genuß haben? Nein. Es ist ihm nicht um Befriedigung der eigentlichen Wollust zu thun, sondern nur um das Vergnügen, das ihm aus der Verleitung zum Laster und seiner dadurch vergrößerten Herrschaft erwächst. Also immer das Böse, immer das Gehässige, selbst in der Liebe. Nicht zufrieden die armen Adamskinder mit seinen abscheulichen Zärtlichkeiten zu quälen, dringt er in ihren Körper ein, verschmelzt sich mit ihrem Wesen und setzt gewissermaßen sein Handeln und Wollen an die Stelle des Handelns und Wollens der Menschenseele. Die Realität der Teufelsbesessenheiten wird bekanntlich in der Heiligen Schrift von Christus selbst bekräftigt und hat auch insofern ihre Richtigkeit, als man sonst alles Ueble und Schlimme, alle Krankheiten und Schmerzen bösen Geistern zuschrieb. Wenn uns aber die spätern Hexenrichter glauben machen wollen, daß Satan auf Befehl eines Zigeuners, eines Schäfers oder eines alten Weibes aus der Tiefe des Abgrundes heraufkommt und sich in dem Körper eines unschuldigen Mädchens einquartiert, so halten wir die Thatsache für unbegründet und denken an das, was 1598 der Doctor Marescot, ein verständiger Arzt, äußerte in Bezug auf Martha Brossier, die Besessene von Romarantin, worüber Voltaire sich lustig gemacht: „A natura multa, plura ficta.“ („Vieles ist Natur, das Meiste Einbildung.“) In der That ist nichts leichter als

jene Gegenwart des Teufels aus natürlichen Ursachen zu erklären!

Bisher sahen wir bei dem satanischen Verkehr den Teufel dem Menschen nachlaufen und ihn wider seinen Willen überwältigen, jetzt wechseln die Rollen. Der Mensch seinerseits geht von selbst dem Teufel entgegen; er ruft ihn und gibt sich ihm unter förmlich verabredeten und schriftlich aufgesetzten Bedingungen freiwillig zu eigen. Das ist jenes Pactum, welches Satan dem Erlöser angetragen, als er mit den Worten: „Das Alles soll dein sein, so du vor mir niederfällst und mich anbetest" — ihn zur Anerkennung seiner Hoheit aufgefordert. Die Versuchungsgeschichte Jesu wurde vielfältig in der Heiligenlegende nachgebildet, deren Helden triumphirten wie der Heiland. Nun mußte aber auch ein Unterliegen gedacht werden können; ja in dem Schwachen, dessen höchstes Ziel das Glück dieser Erde war, konnte der Wunsch nach einer solchen Versuchung und die Geneigtheit ihr zu unterliegen voraus vorhanden sein. Das älteste Vorkommniß der Art ist jenes des Theophilus, Schaffners der Kirche zu Ada in Cilicien, der zur Zeit Kaiser Justinians um das Jahr 537 lebte, und dessen Geschichte von Eutychianus, einem Klerikus an seiner Kirche, so wie er sie aus seinem Munde vernommen, niedergeschrieben, von Paulus Diaconus in die lateinische Sprache übersetzt und später in den verschiedenen Volksdialekten bearbeitet, während des ganzen Verlaufs der mittlern Zeiten verbreitet war wie kaum eine andere. Auch von Gerbert, dem nachherigen Papst Sylvester II. (gestorben 1003) ging bekanntlich die Sage, er habe sich dem Teufel verschrieben, und auf andere Männer, deren Kenntnisse über das herkömmliche Schulwissen des Mittelalters hinausgingen, warf sich ebenfalls ein Schein des Dämonischen. Wer mit dem Teufel anbindet und ihm seine Seele verpfändet, bedingt sich die Erfüllung seiner Wünsche. Die größten Thoren verlangen

von ihm Weisheit und Wissenschaft: Albert der Große Aufschluß über die Naturgeheimnisse; der Abt Tritheim Erklärung des räthselhaften Menschenlebens; Faust universelles Wissen. Cornelius Agrippa, der skeptische Zauberer, dessen Leben sich wie die Arbeitslampe der Unkenbrenner in düstern Kellerstuben und in einsamen Nachtwachen aufzehrte, bittet ihn um die Probleme einer geheimen Philosophie und um die Ruhe, die für ihn erst unter dem Fußboden der Franciscanerkirche in Toulouse angehen sollte. Louis Gaufridy, Beneficiatpriester an der Kirche Les Accoules zu Marseille, ergibt sich dem Teufel für das Versprechen, daß er durch die Kraft seines Odems alle Mädchen und Frauen, die er zu besitzen wünsche, in Liebe entflammen solle, wenn der Hauch bis zu ihrer Nase dringe. Falstaff verkauft seine Seele am Charfreitag für eine Flasche alten Sect und eine Kapaunenkeule. Im Jahre 1778 verkauft sich sogar ein pariser Lakai, der eben beim Spiel sein Geld verloren, für 10 Thaler, um einen neuen Einsatz zu haben, und um dieselbe Zeit verschleudert sich der Engländer Richard Dugdale, welcher der beste Tänzer in Lancashire werden wollte, für eine Tanzstunde. Eine unsterbliche Christenseele, durch Christi Blut erlöst und vom Menschen und Teufel auf 10 Thaler geschätzt, ist, dünkt mich, eine gar bittere Ironie!

Seien wir indessen gerecht, selbst gegen den Teufel; wenn er mit dem Menschen einen Vertrag schließt, so erfüllt er seine Verbindlichkeiten mit eigenthümlicher Gewissenhaftigkeit. Der Hochmüthige legt seinen uralten Stolz ab und läßt sich in Koffer, Schachteln, ja sogar in Flaschen einsperren. Der Papst Sylvester II. und Faust hatten sich ausbedungen, daß er für ihre Bedienung in den Körper eines schwarzen Pudels hineinkrieche, und in gleicher Gestalt und unter dem Namen Monsieur sah man ihn mehrere Jahre lang an Agrippa's Person attachirt. Richelieu, be=

jedoch im Abendlande erst im Anfang des 14. Jahrhunderts zu vollendeter Ausbildung. Die mittelalterliche Welt erscheint nun in zwei verschiedene Kirchen getheilt, von welchen die eine den Brunnen alles Heils, die andere die Quelle alles Unheils in sich schließt: die christlich-katholische Kirche und die Teufelssynagoge. Die eine begeht ihre gottesdienstlichen Ceremonien und Festlichkeiten öffentlich in allgemein zugänglichen Gebäuden, bei Sonnenschein und Kerzenlicht; die andere darf sich vor der wohlbegründeten Macht ihrer Gegnerin im Staate nicht an das Licht des Tages hinauswagen, sondern muß heimlich, an abgelegenen Orten, in der Stille und im Dunkel der Nacht, den magischen Geheimdienst abhalten, welchen sie dem katholischen Cultus, ihn in allen seinen Sakramenten und Sakramentalien nachäffend, gegenüberstellt. Der gefürchtete Monarch und Lehnsherr hält nicht blos, wie die mittelalterlichen Fürsten und Barone, große Hoflager und Gerichtssitzungen, die ganze Nächte hindurch dauern, sondern erläßt auch an alle seine „Leute" Einladungen zu gewissen Cultusfestlichkeiten und ruchlosen Concilien, und von allen Ecken und Enden strömt zahlloses, der Hölle verfallenes Lumpengesindel nach jenen nächtlichen Versammlungen, die so lange unter dem Namen „Teufelssabbate" berüchtigt gewesen.

Schon in den römischen Concilienacten des 4. und in den fränkischen Capitularien des 9. Jahrhunderts ist die Rede von gewissen gottlosen Weibern, die bei nächtlicher Weile auf Thieren durch die Luft nach dem Dianentempel (Dianium) reiten. Diese frühesten Meldungen vom Hexensabbat sind aber sehr unbestimmt und beziehen sich vermuthlich nur auf Ueberreste heidnischer Religionsgebräuche. Nicht viel mehr wissen wir vom Sabbat seit jener Zeit bis zum 14. Jahrhundert, wo er die „schwarze Messe" hieß. Nach vereinzelten Angaben zu urtheilen, er-

scheint der damalige Sabbat in seiner Idee und Gestalt, in seinem Princip und Ceremoniell, als ein diabolisches Widerspiel der christlich-katholischen Religion und Sitte, als die vollendete Teufelei auf Erden. Der Christ sagt dem Teufel ab, der Satansdiener verschwört Gott und die Heiligen. Im Christenthum walten Liebe, Wohlthätigkeit, Reinigkeit und Demuth; im Teufelscult Haß, Kränkung, Unzucht und Hochmuth; der Christ ist strafbar vor Gott, wenn er aus Schwachheit das Böse thut, der Teufelssektirer wird von Satan gestraft, wenn ein Rest von Menschlichkeit ihn zum Guten verführt hat. Christi Joch ist sanft und seine Bürde leicht, aber des Teufels Joch ist schwer und es geschieht ihm nimmer genug. Was der Kirche heilig ist, Kreuz, Weihwasser, Messe, Abendmahl, Taufe und Anrufung der Heiligen, — das entweiht der Teufel durch Verzerrung und Beziehung auf sich. Wie die hohen Kirchen- und Heiligenfeste, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Johannis, Jakobi, dem feierlichsten Gottesdienste geweiht sind, so gefällt es dem Teufel gleichzeitig von seinen Anbetern eine besondere Verehrung entgegenzunehmen. Er läßt sich Herr und Gott nennen, parodirt in schwarzem Priesterornat, mit Inful und Chorhemd, die Messe, ertheilt nachher Audienz im Thronsaale, wo seine Reichsstände ihre Huldigung darbringen, indem sie ihm angeblich den obscönsten Körpertheil küssen, sodann die Novizen aufgenommen, d. h. in des Teufels Namen umgetauft werden und auf irgendeinen Theil des Körpers ein Malzeichen (stigma diabolicum) eingeritzt bekommen. Nach abgethaner Kirchen- und Staatsaction folgt die Mahlzeit, und den Beschluß des Festes macht der Tanz, die berüchtigte Sabbatrunde, wobei die Tanzpaare, um den Meister herum aufgestellt, ihm das Gesicht abkehrend und mit den auf den Rücken gelegten Händen sich fassend, in wirbelndem Reigen sich umschwingen. Was

suchten die Menschen des Mittelalters bei solchen wüsten Orgien? Dieses klägliche und anhaltende Sehnen und Verlangen nach den Mysterien einer phantastischen Welt ist allein ein hinreichender Beleg für das bodenlose Elend jener barbarischen Zeiten. Diejenigen, welche glauben und hoffen, jedoch in ihrem Glauben das Glück nicht finden, flüchten sich vermittels der Ekstase und Vision in die Seligkeiten und reinen Wonniglichkeiten des Himmels. Die, welche zweifeln, lästern und leiden, welchen das tägliche Brot mangelt, das Gott denen, so ihn darum bitten, nicht immer gibt, die mit verbrecherischen Gedanken umgehenden Bösen, die von absonderlichen Gelüsten afficirten Seelen versteigen sich ebenfalls in unbekannte Regionen, aber nach dem andern Pol sich hinwendend, und die Geächteten des Mittelalters begehren von den Geächteten des Abgrundes die verdammten Glücksgüter, welche die Welt ihnen verweigert, die sträflichen Genüsse, die sie nicht wagen würden von Gott zu erbitten. Daher eine doppelte Ekstase, eine doppelte Vision, die sich, die eine im Himmel, die andere auf dem Sabbat, verwirklicht. Und ist es zu verwundern, daß in einer Zeit, wo die Geistlichkeit alles in den kirchlichen Wunderkräften aufgehen läßt, die wundersüchtigen Menschen zu andern Geheimkräften ihre Zuflucht nehmen, wenn jene ohne die erwartete Wirkung bleiben!

Ausführliche Nachrichten über den Teufelssabbat besitzen wir erst aus ziemlich später Zeit, als diese Nachtfeier, unter dem Vorwande von Teufelei und Hexerei, nur noch eine große, zügellose Posse war. Die Beschreibungen des spanischen Jesuiten Del Rio (1599) und des französischen Dominicaners Michaelis (1613) sind lächerliche Stücke von abergläubischen und einfältigen Pedanten. Die am wenigsten schlechte ist von Pierre de Lancre, Rath des Parlaments in Bordeaux und Mitglied der Commission, welche Hein-

ch IV. im Jahre 1609 ernannte, um die vielfach erhobene
lage wegen Hexenwesens in dem französischen Antheil des
Baskenlandes, im Ländchen Labourd, zu untersuchen und
en Schuldigen den Proceß zu machen. Aus seinen amt-
chen Erfahrungen stellte er sein „Tableau de l'inconstance
es mauvais anges et démons" (Paris 1613) zusammen,
welchem er weitläufig von den wunderlichen Geheimnissen
r Zauberei handelt. Obschon religiös äußerst befangen,
t er ein politisch aufgeklärter Kopf und dabei ein auf-
eweckter, lebensfroher Mann. In den Zwischenacten des
Processes spielt er Laute und läßt sogar die Inculpatinnen
anzen, ehe er sie an den Holzstoß abliefert. Er ist mit
ewissen jungen Hexen offenbar sehr vertraut, und mußte
lles wissen. Er schreibt gut, ist viel deutlicher als alle
ndern und scheut nichts; aber die grotesken Ausschmückun-
en, womit seine Schilderung des Sabbats vermengt und
iberladen ist, bringen wieder eine gewisse Dunkelheit und
Unzuverlässigkeit hinein. Da der Sabbat in seiner Vor-
tellung eine Heiden- und Hurenwirthschaft ist, so begreift
nan, daß seine Verhöre sich viel mit dem grob fleischlichen
Act beschäftigen. Er führt die hierüber gemachten Aus-
agen in extenso an und berichtet dabei: die Mädchen und
Frauen, statt über das Verdammliche zu erröthen und ihr
Vergehen zu beweinen, hätten alle Umstände und das schmu-
igste Detail mit solcher Unverschämtheit erzählt, daß man
esehen, wie sie eine Ehre darein gesetzt und ein besonderes
Vergnügen daran gefunden. Gewiß aber sind die meisten
Hexen schlau genug zu merken, daß beim Untersuchungs-
ichter diejenigen am glimpflichsten wegkommen, welche am
esten in seine Denkungsart und in seine Liebhabereien ein-
ehen. Je roher und ausgelassener die Bekenntnisse hin-
ichtlich des viehisch unzüchtigen Sabbattreibens, desto schmack-
after sind sie für seine Lust an schauerlich Wunderbarem

und saftig Lascivem. Dazu rechne man noch den Kitzel der Eitelkeit: je entsetzlicher und wüthender die klugen Weiber den Teufel hinstellen, desto mehr ist der Richter geschmeichelt einen solchen Gegner zu bändigen. Er hat eine gravitätische Haltung bei seinem Siege, thront in seiner Dummheit und triumphirt über das tolle Geschwätz. De Lancre verfaßte sein Werk hauptsächlich mit der Absicht darzuthun, wie sehr die weltliche und parlamentarische Justiz den Vorzug verdient vor der Priesterjustiz. Es ist leicht und mit geläufiger Feder geschrieben, sehr heiter. Man spürt darin die Freude eines Mannes, der sich zu seiner Ehre aus einer großen Gefahr herausgezogen. Denselben Reiz hatten die Hexenprocesse für König Jakob VI. von Schottland, der sich einbildete, um seines Religionseifers willen vom Teufel verfolgt zu werden. Er wohnte den Verhören der Hexen persönlich bei, ließ sich mitunter von den Verhörten die bei den Teufelsprocessionen üblichen Melodien vorspielen und freute sich königlich, wenn er vernahm, daß der Teufel französisch von ihm gesagt habe: „Jacques est un homme de Dieu", oder: „Jacques est le plus grand ennemi que Satan ait au monde."

Man sieht durch die modernen Beschreibungen des Sabbats das Alte theilweise noch verdeckt oder verzerrt hindurchschimmern; allein wie stark auch der Anstrich von satanischem Fanatismus ist, welchen die Zauberer und Hexen darin behalten, so geht doch daraus hervor, daß der Sabbat damals vorzüglich eine Geldsache ist. Die Festordner erheben Steuern, lassen einen Zutrittspreis zahlen und legen den Abwesenden eine Geldstrafe auf. In Brüssel und in der Picardie bezahlen sie nach einer festen Taxe denjenigen, welcher der Gesellschaft ein neues Mitglied zuführt. Ein Gerichtsschreiber protokollirt den Eid, welcher dem Satan beim Sabbat geschworen wird, und ein Rentmeister kassirt die für ihn eingehenden Opferheller ein. Versäumnisse

dämonischer Pflichten müssen mit Bußen in natura vergütet werden. Die Reichen kaufen ihre Vergehen mit einem Rinde oder Hammel ab; die Aermern geben junge Hühner, etliche auch kleine Vögel, und, wenn sie gar nichts haben, einen Grashalm oder sonst etwas Beliebiges.

Im Baskenlande macht man kein Geheimniß. Es gibt Versammlungen von 12000 Seelen. Hier erscheinen jetzt nicht blos Laien jedes Alters, Standes und Geschlechts, sondern auch, was schlimmer ist, sogar Geistliche: Pfarrer, die ihre Kirchnerin mitbringen, und Mönche, die mit den sinnlich wahrnehmbaren Dämonen reden, sich von denselben mit eigenen Namen benennen lassen, und sie, unter Verleugnung Gottes, des katholischen Glaubens und seiner Mysterien, mit Opfern, Kniebeugungen und Küssen als Herrn und Meister anbeten. Von solchen Sabbatspfaffen wird nun die Messe gelesen und das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht; die Hostie ist schwarz und schmeckt wie „faules Holz“ oder sonst fade, und der Wein ist ein abscheulicher Trank, welcher die Communicirenden äußerlich in Schweiß bringt, während bittere Kälte das Mark in den Gebeinen erstarren macht. Satan selbst ist nicht mehr wie sonst ein garstiger gehörnter Mann, roth und flammend wie ein aus dem Ofen schlagendes Feuer, mit der gravitätischen Haltung einer übel gelaunten und trübsinnigen Person, die sich immer langweilt. Er trägt jetzt über seinen Hörnern einen Hut wie ein Edelmann, ist ein leutseliger Herr, liebt Spaß, läßt die Hexen kopfüber springen oder der Länge nach hinfallen, indem er ihnen die Besenstiele unter den Beinen wegzieht, lacht, daß ihm der Bauch schüttert, und spielt anmuthige Melodien auf der Harfe. Auch will er, daß alles stattlich hergehe, und steckt sich in Kosten für die Scenerie. Außer den gewöhnlichen gelben, rothen und blauen Flammen, welche das Auge belustigen, ergötzt er das Ohr mit einer

Musik von Instrumenten, in welche Glocken hineinklingen, und die gar angenehm die Nerven kitzelt. Um das Maß der Pracht und Herrlichkeit voll zu machen, läßt er beim Essen silbernes Tafelgeschirr auftragen und den Wein aus goldenen Pokalen credenzen. Grüne Pechlichter erleuchten die Schmausenden; aber es ist verdächtig, daß bei diesen Gelagen kein Salz, durchgängig auch kein Brot und statt seiner nur etwa Kuchen aus Hirse zu finden ist. Im allgemeinen hat jetzt der Sabbat das Aussehen und den Charakter eines großen Maskenballs mit sehr transparenten Verkleidungen. Auf den vlämischen Sabbaten des 16. Jahrhunderts veranstaltete der Teufel große Redouten, wo völlige Nacktheit vorgeschriebene und unumgängliche Toilette war. Uebrigens ging es bei diesen Teufelsassembléen wie bei unsern Soiréen: die Schönsten und Jüngsten galten am meisten und waren die Königinnen des Sabbats, mit welchen Satan den Ball eröffnete. Als Mann von Lebensart führte der Teufel seine Tänzerinnen an ihren Platz zurück. Viele Aussagen gehen aber auch dahin, daß er diejenigen, welche ihm am besten behagten, beiseitenahm, sie auf ein seidenes Bett brachte und an ihnen nach seinem Wohlgefallen that. Alle Hexen, welchen diese Ehre zutheil geworden, bekannten, daß nichts Kälteres und Unlieblicheres als dergleichen Werk gedacht werden könne, und klagten, wie sie ganz wider ihren Willen mit dem Teufel müßten zu schaffen haben. Die tolle Sabbatsrunde ist nicht mehr der alleinige Tanz. Jetzt verbinden sich damit andere lebhafte oder schmachtende, verliebte, obscöne Tänze, wo darauf eingelernte Mädchen die provocirendsten Dinge simuliren und paradiren. Solche Tänze waren angeblich der unwiderstehliche Reiz, der bei den Basken die ganze weibliche Welt, Frauen, Mädchen, Witwen (diese in großer Anzahl) nach dem Sabbat hinzog. Im 18. Jahrhundert verschwindet der Hexensabbat. Er

verbreitet sich gewissermaßen überall in die Sitten. Sein Thun und Treiben wird zum gewöhnlichen Leben.

Wenn Satan auf der Erde nur eine usurpirte, ephemere Winkelkirche und Herrschaft hat, die mit Gottes Erlaubniß bei nächtlicher Weile bestehen, jedoch über den Hahnenschrei nicht hinausdauern dürfen und bei zufälliger oder absichtlicher Aussprechung des Namens Jesus Christus plötzlich verschwinden, so ist er hingegen unter der Erde legitimer und absoluter König eines zahlreichen Volks, das ihm von Gott zu ewiger Bestrafung und Beherrschung überwiesen worden. Ein unterirdisches Reich (Scheol), wo die abgeschiedenen Seelen oder Schatten der Menschen hinkommen, findet sich auch in den alten Religionsschriften der Hebräer oft erwähnt; was aber davon gesagt wird, eignet sich nicht sehr zur Abbildung und Beschreibung. Das Feuer, welches selbst die Tiefen der Berge ausbrennen soll, der große Abgrund, die Gehenna, das Land der Finsterniß, wo ein ewiger Feind haust, die Stätte, wo Verwesung das Bett und Würmer die Decke sind, die Gewässer, unter welchen die Riesen stöhnen, der tiefe See, in den man untergetaucht wird — alles das, alle diese unbestimmten und geheimnißvollen Andeutungen geben dem Leser keine klare Vorstellung und dem Dichter kein glänzendes Thema. Mit dem Evangelium betritt man eine neue Bahn. Der Reiche z. B., als er in der Hölle ist, will seinen noch lebenden Brüdern einen Boten schicken und sie benachrichtigen lassen von der Qual und Strafe, die ihnen bevorstehe, wenn sie auf dem unrechten Wege beharren; aber es wird ihm gesagt: „Wollen sie Moses und die Propheten nicht hören, so werden sie ebenso wenig jemand, der von den Todten zu ihnen ginge, glauben." Hier haben wir die Vision in skizzenhafter Form. Das Hauptmaterial für den weitern Ausbau der christlichen Hölle lieferte das classische Alterthum. Im

Phädon, wo Plato von den zu seiner Zeit gangbaren Sagen über den Aufenthalt der Verstorbenen spricht, findet sich die zweifache Abtheilung, wie sie die Christen mit der Hölle vorgenommen haben, deutlich angegeben: der Acherusische See, wo diejenigen, welche einen mittelmäßigen Wandel geführt, eine Zeit lang sich reinigen und ihre Vergehungen abbüßen (die Reinigungsstätte), und der Tartaros, in welchen ihr gebührendes Geschick die großen Verbrecher hineinwirft und aus dem sie nie wieder heraussteigen (die Hölle). Ueber den Zustand der abgeschiedenen Seelen beobachtet Plato an dieser Stelle ein vorsichtiges Stillschweigen, benimmt sich aber nicht so zurückhaltend im zehnten Buch seines „Staat", wo er seltsamerweise den pamphylischen Krieger Er, obgleich er nur scheintodt zehn Tage auf dem Schlachtfelde lag, im Jenseit alles, was sonst nur den vom Leibe erlösten Seelen zu schauen vergönnt ist, sehen und erzählen läßt. Zu dem Wunderlichen und Grausenhaften, was wir hier zu hören bekommen, gehört Folgendes: Der Tartaros, in welchem die tyrannischen Gewaltherrscher und argen Frevler, gleich den titanischen Himmelsstürmern und andern Götterverächtern, eingeschlossen sind, brüllt fürchterlich, sobald einer den Rand desselben zu erklimmen wagt, und hat also auch einen Rachen wie die christliche Hölle. Dabei stehen wilde, von Feuer durchglühte Männer, die, wenn sie das Gebrüll vernehmen, den Heftigsten Hände und Füße knebeln, sie zu Boden werfen, durchbläuen und vom Wege ab, neben demselben über zerfleischende Dornensträucher schleppen. Diese feurigen Männer sind die Ahnen der Dante'schen Teufel.

Fünfhundert Jahre später erhielt die Vision des Pamphyliers Er ein Seitenstück an der Geschichte des Ciliciers Thespesios bei Plutarch, in der Abhandlung über den „Verzug der göttlichen Strafen". Man sieht hier die erste Ver-

schmelzung der alten heidnischen Sagen mit den neuen christlichen Legenden hindurchschimmern. Obschon der Verfasser ein Apollopriester ist, klingt doch schon etwas Mittelalterliches an. Plutarch sagt: „Dieses Märchen", verbessert sich aber sogleich und fügt hinzu: „wenn es ein Märchen ist". Während einer dreitägigen Ohnmacht wurde Thespesios in die andere Welt versetzt und traf hier unter den in der Luft schwebenden Seelen die eines Verwandten, der ihn mit Nennung seines Namens begrüßte und an dem Blinzeln seiner Augen, an dem Schatten seines Körpers für einen Lebenden erkannte, ebenso wie es später dem Dante begegnete. Manche von den Marterscenen, die er auf seiner Weiterreise im Reiche der Verdammten sah, haben ebenfalls auffallende Aehnlichkeit mit gewissen Vorgängen in den Grauenbildern der mittelalterlichen Höllenmaler. Unter den großen Wandgemälden, mit welchen die apollinischen Priester gleich nach den Perserkriegen die neben dem delphischen Gotteshause gelegene und zur Vereinigung der Fremden eingerichtete Pilgerhalle von Polygnotos ausschmücken ließen, war ein Hauptgegenstand der Hades, und zwar lag dieser Darstellung wesentlich der Zweck zum Grunde, die Unterwelt als einen Schauplatz der Vergeltung vor Augen zu führen und das unselige Los derer zu veranschaulichen, welche ohne eine bestimmte Hoffnung in die Ewigkeit hinübergehen, ganz in derselben Weise, wie im Mittelalter die Darstellungen des Jüngsten Gerichts an den Kirchenportalen von den katholischen Geistlichen unter den Schreckmitteln gebraucht wurden, mit denen man die schwachen Seelen von den Freuden dieser Welt abwenden wollte.

Wenn die christlichen Kirchenlehrer auf antike Hadesbilder keine Rücksicht nahmen, so stützten sie sich dagegen schon sehr früh auf die Erzählungen der Alten, um das wirkliche Vorhandensein der Hölle zu begründen. Clemens

von Alexandria citirt die obenerwähnten Mythen, in welche Plato seine Ansichten über das Leben der Seele nach dem Tode einkleidet; Eusebius thut es auch und erkennt in der von dem Philosophen mitgetheilten Beschreibung der Unterwelt die Schilderung des Aufenthalts der höllischen Verdammniß. „Durch die Schriften der Weisen und die Orakelsprüche der Dichtung sind jedoch die Menschen in Kenntniß gesetzt, daß es einen zu ewiger Qual bereiteten Feuerstrom und Flammenpfuhl gibt", schreibt Minutius Felix und fügt hinzu: „Diese Dinge wissen wir von den Dämonen und Propheten." An welcher Stelle im Raum die Hölle sich befindet, ist unbekannt; aber heilige und hochbegnadigte Personen haben sie gesehen. Sie kamen nicht dahin, die Leier in der Hand wie Orpheus oder das Schwert in der Faust wie Odysseus, sondern einen himmlischen Führer an ihrer Seite, der sie durch alle Gebiete der Unsichtbarkeit hindurchgeleitete, und legten den Befund in Visionen nieder, welche der Welt zum Frommen über jene nachtbedeckten Reiche Auskunft gaben.

In den wenigen sehr kurzen und einfachen Traumgesichten, die aus den ersten christlichen Jahrhunderten auf uns gekommen sind, ist die Auffassung vorherrschend mild. Obwol in der Dogmatik immer stark und scharf betont, hat die Hölle in den Schilderungen der Visionäre bis zum 7. Jahrhundert keinen so ansehnlichen Platz und schreckhaften Charakter; aber auf die treuherzigen Erdichtungen frommer Heiligen folgen die berechneten Traumgesichte staatskluger Mönche. Die Kirche steht an der Schwelle des Zeitalters, wo sie nicht mehr allein die religiösen, sondern auch die politischen Weltangelegenheiten lenken soll, und hat als Staatsmacht mehr zu bestrafen als zu belohnen. Die Visionen wurden nun eine Waffe in den Händen des Klerus und mehrten sich besonders im 9. Jahr-

hundert. Das Merkwürdigste an den damaligen Visionen, in welchen überall die politische und moralische Schrecktendenz entschieden hervortritt, ist, daß sie Zeitgenossen zu Helden haben. Offenbar war der Glaube an die Wahrheit und Wirklichkeit jener Phantasiegemälde allgemein verbreitet; sonst hätte man nicht ermangelt die höllischen Wundergeschichten längstgestorbenen heiligen Personen und ihrer gewichtigen Autorität unterzuschieben. Die Vorsicht war leicht zu nehmen, aber niemand fühlte das Bedürfniß sie zu gebrauchen und die Wunderbegebenheiten in die bequeme Ferne der Geschichte zu verlegen. Die Köpfe wurden begreiflicherweise noch ganz anders erschüttert, wenn man ihnen nicht blos in Büchern, sondern in ihrer Zeit, dicht bei ihnen, in ihrer Heimat, ja sogar auf der Straße ihrer Stadt die authentischen Visionäre bezeichnete, von welchen man ohne Zweifel sagte wie die Frauen in Ravenna beim Vorübergehen Dante's: „Der da kommt aus der Hölle!“ Unmittelbar nach Karl dem Großen erreicht die Leichtgläubigkeit ihren Gipfel, und im 10. Jahrhundert verschwindet sogar die Fruchtbarkeit der Legendendichter. Der Todesengel scheint einen Augenblick seine Fittiche über das europäische Völkerleben auszubreiten. Ganze Generationen, die höllischen Gaukelspiele für Ernst nehmend, glauben an das bevorstehende Weltende und erwarten mit Zittern und Zagen den letzten Moment. Der Glaube der Chiliasten ist die gewöhnliche Zeitrechnung geworden: Termino mundi appropinquante, so sind Urkunden, Briefe, Acten datirt. Als alle mit einem Fuße im Grabe standen, scheint sich keiner mehr aus dem Schose des gegenwärtigen Lebens an die gefährliche Pilgerreise des zukünftigen Lebens wagen zu wollen. Die Höllenlegendenschreiber ruhen eine Weile, und bei ihrem Wiederauftauchen im 11. Jahrhundert haben die Visionen gerade den Charakter, den wir früher

an ihnen vermißten. Als die Welt nach dem schrecklichen Jahr 1000 fortdauerte, wurde der Volksglaube etwas widerspänstiger, und weil die Propheten sich momentan in der Zeit verrechnet hatten, so meinten die tollsten Köpfe für immer dem Jüngsten Gerichtstage entronnen zu sein. Die Mönche und Kleriker setzten nun, was sie nicht mehr in ihrem eigenen Namen vorzubringen wagten, auf die Rechnung verehrter Todten, und ergriffen analoge Sagen aus alter Zeit als einen für ihre Zwecke brauchbaren Stoff. Namentlich wurde der irländische Apostel des 5. Jahrhunderts, der heilige Patrick, herangezogen und wirksam verwerthet. Die nach jenem Heiligen benannte Höhle, auf der Insel eines Sees in der Grafschaft Donegal, halten noch die heutigen Irländer für den Eingang ins Fegfeuer, sowie das Volk von Neapel glaubt, jener finstere, lange Gang, der zur Sibyllinischen Grotte führt, sei der Ausgang der Hölle, durch den Christus nach seiner Höllenfahrt wieder auf die Erde zurückkehrte. Die Legende erzählt: Als der heilige Patrick die Herzenshärtigkeit der Irländer, die zu dem, was er ihnen von Hölle und Fegfeuer gepredigt, den Augenschein verlangten, nicht überwinden konnte, begab er sich ins Gebet; da erschien ihm Christus und führte ihn auf eine Insel in der Mitte des Rothen Sees (Lough Derg), unweit Lifford, Hauptstadt der Grafschaft Donegal in der Provinz Ulster, wo er ihm eine Höhle, den Ausgang des Erdschlundes, zeigte, mit dem Beifügen: wer wohl vorbereitet durch die Sakramente diese Höhle betrete und einen Tag und eine Nacht darin verweile, der bestehe in ihr seine Reinigung und seine Sünden seien ihm vergeben, während der Unbußfertige in ihr verderbe. Der heilige Patrick ließ den Eingang der Höhle mit einer eisernen Thür sperren, zu welcher der Prior des danebengebauten Augustinerklosters den Schlüssel in Verwahrung hatte. Noch bei Lebzeiten

des Heiligen machten gar viele die unterirdische Reise. Einige kehrten nicht wieder; die aber zurückkamen, blieben fortan im Glauben treu, wurden traurig und lachten nimmermehr, weil das, was sie geschaut hatten, ihnen alle Weltlust verbitterte. Die Insel, welche den Tummelplatz für diesen wunderlichen Aberglauben hergab, schied sich in zwei Hälften, deren eine gar anmuthig und fruchtbar war, die andere hingegen ganz wild und öde lag. Die erste gehörte den Mönchen; die letztere war von bösen Dämonen bewohnt, welche daselbst den Umzug nach ihrer Art mit höllischem Mordlärm vollführten. Um ihre Sünden abzubüßen, setzten sich etliche Personen schon in diesem Leben der Wuth jener bösen Wesen aus. Es waren hier neun inwendig miteinander zusammenhängende Grotten, wo man die Nacht schlief und auf tausenderlei Art gequält wurde. Um da hinabzusteigen, bedurfte es der Erlaubniß vom Bischof des Sprengels. Dieser mußte dem Bußfertigen das Wagstück ernstlich abrathen und ihm vorstellen, wie viele Leute hineingegangen, aber nie wieder herausgekommen seien. Beharrte der Büßende bei seinem Entschlusse, so gab ihm der Bischof ein Schreiben an den Klosterprior, der ihn nochmals von seinem Vorhaben abzubringen suchte. Wenn der Pilger dessenungeachtet darauf bestand, so wurde er ceremoniellerweise in die Kirche geführt, um daselbst 14 Tage mit Fasten und Beten zuzubringen. Nach abgehaltener Messe empfing er das Abendmahl und alsdann das Geleit zur Höhle, wo man ihn an einem Seil hinabließ, mit einem Brot und einem Napf Wasser, zur Stärkung bei dem Kampfe, den er mit den Teufeln ausfechten sollte. Am andern Morgen reichte der Meßner dem Patienten ein Seil herab. Kam er wieder herauf, so führte man ihn mit Vortragen der Kreuzfahne und mit Absingen von Psalmen nach der Kirche zurück; er badete sich im See und hatte auf solche Art seine

Reinigung bestanden. Fand man ihn nicht an der Stelle, wo er hinabgelassen worden, so verschloß der Meßner die Thür und ging, an der Rückkehr des Pönitenten verzweifelnd, wieder nach Hause. Offenbar erinnert diese Patrickshöhle in Irland sehr stark an die antike Trophonioshöhle zu Lebadaia in Böotien, so wie sie Pausanias in seiner „Beschreibung Griechenlands" schildert: nicht allein die Förmlichkeiten, welche den Fegfeuerbesuchenden wie den Orakelbefragenden beim Hinabsteigen vorgeschrieben waren, auch die Wirkungen, welche die eine wie die andere Höhle auf die Wiederherauskommenden hervorbrachte, haben viel Aehnlichkeit. Das ganze Mittelalter ist voll von der unermeßlichen Berühmtheit der Patrickshöhle, wo man schon auf Erden durch ein von Sünden reinigendes Feuer hindurchgehen konnte. Die Prediger beriefen sich von der Kanzel auf die öffentliche Notorietät dieses großen Factums gegen diejenigen, welche einen solchen Reinigungsort überhaupt bezweifelten. Unter den im londoner Tower aufbewahrten Patentverzeichnissen vom Jahre 1358 befinden sich zwei Bescheinigungen, welche König Eduard III. von England einem ungarischen Magnaten und einem lombardischen Edelmann darüber ausstellte, daß sie ihr Fegfeuer in Irland redlich bestanden haben. Und noch später, 1397, erhielt der Vicomte Raymond von Perilhos, Kammerherr des Königs von Frankreich, mit seinem Gefolge von 20 Mann und 30 Pferden, von König Richard II. sicheres Geleit auf seiner Reise nach der Patrickshöhle bewilligt. Bei der Thronbesteigung der Königin Elisabeth erregten aber die zuströmenden Pilgermassen den Argwohn der englischen Regierung: die Höhle wurde mit Schutt zugeworfen und das Wallfahrten dahin verpönt. Seitdem man von dieser Strenge abgegangen ist, hat der Andrang der Pilger wieder so zugenommen, daß man gegenwärtig oft 1000 — 1500 bei-

ammen zählt, und nach dem Berichte von Augenzeugen oll es noch ebenso zugehen als früher.

Das „Fegfeuer des heiligen Patrick“ wurde der Rahmen ür eine Reihe Visionen, von welchen die ältesten aus dem 7. Jahrhundert den heiligen Fursy und den Northumerländer Drihthelm zu Verfassern haben und in ihrer Maschinerie noch unschuldig und unsicher sind, die spätern hingegen, die „Offenbarung Tundal's“ (1149) und die „Hölenfahrt des Ritters Owen“ (1153), eine phantastische und nit antiken Reminiscenzen komisch vermengte Scenerie haben. Tundal, ein irischer Edelmann, tapfer, aber grausam und gottlos, wurde an einem Mittwoch bei einem seiner Freunde, nit dem er zu Tische saß, von unsichtbarer Hand getroffen und stürzte wie todt nieder; weil man aber noch einige Wärme um das Herz her wahrgenommen, blieb er bis zum Samstag unbegraben, wo er mit einem entsetzlichen Schrei wieder zu sich kam und, was sich mit ihm zugetragen, den Seinigen berichtete. Er hatte die Hölle durchwandern und hre Schrecknisse und Qualen ausstehen müssen. Im Geleit seines Schutzengels kam er zu einem tiefen, dunkeln Thale, wo in einem großen eisernen Kessel über glühenden Kohlen die Seelen der Vater-, Bruder- und Menschenmörder geschmolzen und sodann wie flüssiges Wachs durch Zeug durchgepreßt wurden, um nachher dieselbe Operation wieder auszuhalten. Sodann mußte er einen sehr hohen, steilen Berg besteigen und längs an einer tiefen, breiten Schlucht hingehen, an deren linker Seite ein stinkendes, schwefelhaltiges und über alle maßen heißes Feuer braunte, während die echte Seite, mit Schnee und Schloßen bedeckt, von Eisstürmen durchheult, in grimmiger Kälte starrte; hier wurden die Seelen der Betrüger und Verräther unaufhörlich von einer Seite zur andern gewürfelt und abwechselnd unaussprechlich gemartert. Von hier gelangten die Reisenden zu

einer fürchterlichen Bestie, größer als ein Berg und mit einem Rachen, der 9000 bewaffnete Männer auf einmal hätte verschlingen können, und in welchen zahlreiche Teufel mit Haken und Gabeln die Seelen hineinstießen. Diese Bestie, sagte Tundal's Begleiter, heiße Acheron und fresse die Geizigen und Habgierigen; Tundal selbst wurde eine Zeit lang der Bosheit dieses Teufelsschwarms preisgegeben, bis ihm sein Engel erlöste und zu einem erschrecklichen Pfuhl geleitete, der von Teufeln wimmelte und über welchen eine hohe, schmale, mit spitzigen Stacheln und scharfen Messerschneiden beschlagene Brücke hinüberführte. Ueber diese Brücke mußten Diebe das, was sie im Leben gestohlen hatten, hinüberbringen, und wurden, wenn sie hinunterfielen, den leidigen Teufeln unten im Wasser zum Raube. Tundal hatte, scheint es, seinen Verwandten ein Kalb gestohlen und sollte nun zur Strafe dafür ein Kalb über die Brücke hinüberleiten. Das Kalb aber sträubte sich und wollte durchaus nicht vorwärts. Jedermann kann sich leicht vorstellen, welche unmenschliche Herzenspein Tundal auf dieser Brücke ausgestanden, wo seine Füße überdem, von den spitzigen Stacheln zerstochen und den scharfen Messerschneiden zerschlitzt, allenthalben blutige Spuren zurückließen. Als er endlich mit seinem widerspänstigen Thiere bis zur Mitte der Brücke gelangt war, da begegnet ihm Einer, der von der entgegengesetzten Seite herkam; er hatte auf seiner Schulter ein schweres Bündel ebenfalls gestohlener Sachen, die er zur Buße über die Brücke tragen muß. Keiner kann dem andern ausweichen. So stehen sie beide in großer Noth, die Stachelspitzen immer tiefer in ihre Füße hineintretend, und wissen nicht, was anzufangen. Noch erzittern dem Genesenen alle Glieder und seine Sinne wollen ihm geschwinden, wenn er dieses qualvollen Zustandes gedenkt und an das zunehmende Brüllen der schauderhaften Ungeheuer in der Tiefe sich erinnert.

Endlich, da sie lange in diesem Elend also gestanden, erbarmt sich ihrer Gott und hilft einem am andern vorüber, daß sie nicht wußten, wie ihnen geschehen war. So legt Tundal die übrige Strecke Wegs denn glücklich zurück und gelangt ans andere Ufer. Von da geht es weiter zu einem gefrorenen See; hier saß ein drachenartiges Ungethüm mit langem Halse und eisernem Schnabel und verschlang Seelen, die nach der Verdauung auf natürlichem Wege abgingen und in ihrer ersten Gestalt wieder zum Vorschein kamen; während dieses Ueberganges erzeugten sich in ihnen Schlangen, Kröten, Würmer und zahllos viel anderes Ungeziefer, welches die Hinabgewürgten zerbiß, zerfraß und zerfetzte. Das waren die Seelen von Mönchen, Domherren, Nonnen und andern geistlichen Personen, die sich der Liederlichkeit ergeben und unzüchtig gelebt hatten. Hierauf führte der Weg die Wanderer zum „Schmiedethal" (in vallem fabrorum), wo schreckliches Jammern und Wehklagen aus Feueressen herausschallte. „Dieser Foltermeister", sagte der Engel, „heißt Vulcan, der durch seine Kniffe viele ins Verderben lockt und nachher martert." Die hierher kommende Seele wurde von den Schmiedegesellen mit Zangen ergriffen und so lange ins Feuer geworfen, bis sie beinahe geschmolzen war, alsdann herausgeholt, auf den Amboß gebracht und gehämmert. Wie unsere Schmiede aus vielen kleinen Stücken Eisen einen großen Klumpen machen, so hämmerten die höllischen Schmiede viele Seelen in eine Masse zusammen, die zu andern Schmiedeessen hingeschickt und daselbst verarbeitet wurde. Hier hatte das Fegfeuer ein Ende. Die Hölle fand Tundal noch ebenso, als sie von seinen Vorgängern beschrieben worden, besah sich dieselbe aber genauer. Die bösen Geister waren schwarz wie Kohlen, ihre Augen wie brennende Lampen, ihre Zähne weißer als Schnee; sie hatten Skorpionenschwänze, scharfe eiserne Klauen und Geier-

flügel. Der Höllenfürst war ein riesiges Ungeheuer, etwa hundert Ellen hoch und 10 Ellen breit, mit mehr als 1000 Armen; seine Krallen von Eisen waren länger und dicker als Ritterlanzen, und sein Schnabel und Schweif ebenso entsetzlich. Man sah ihn festgebunden auf einem Roß und eine unzählige Menge von Teufeln beschäftigt das darunterbefindliche Feuer anzufachen. In seiner Herzensangst nahm er ganze Hände voll Seelen und zerquetschte sie mit seinen Fingern, wie man Trauben zerquetscht, wenn man den Saft herausdrücken will. Und so blieb er unaufhörlich gemartert und marternd. Der Engel sagte: „Das ist Lucifer, der seines Hochmuths wegen aus dem Himmel verstoßen worden. Er heißt der Fürst der Schatten, nicht deshalb, weil er hier mächtig, sondern weil seine Strafe die höchste von allen ist, in Vergleich womit die andern soviel als nichts sind.“ Nach seiner Wanderung durch die Orte der Qualen und Strafen gelangt Tundal zu den Auen der Seligen, vernimmt aber mit dem größten Bedauern, daß er nicht dableiben könne, sondern in seinen Leib zurückkehren müsse, damit er das Gesehene andern zur Warnung kundmache. Während der Rede mit dem Engel vermerkt er, daß die Seele ihren Körper wie ein Kleid wieder anzieht; er öffnet die Augen und befindet sich wieder auf Erden.

Eine noch größere Berühmtheit und Popularität als die Tundalsage erreichte die Legende von „Owen's Höllenfahrt“, die unter dem Titel „Das Abenteuer des Ritters“ als eine Hauptautorität in den auf Hölle und Fegfeuer bezüglichen Fragen von den mittelalterlichen Predigern angezogen wurde. Ritter Owen, der Held dieser Legende, hatte unter König Stephan gedient. Nach vielen Jahren in seine Heimat, Irland, zurückgekehrt und von Reue ergriffen über sein sündliches, mit Rauben und Morden hingebrachtes Leben,

will er Buße leisten und das Fegfeuer des heiligen Patrick besuchen. Nach der üblichen Weise dazu vorbereitet, wird er in die Höhle gebracht und auf seinem Wege alsbald von einem Schwarm misgestalteter Teufel angefallen, die ihn bald auf einen brennenden Holzstoß, bald auf ein Rad mit feurigen Zinken zu werfen versuchen; allein immer ließ der zu rechter Zeit von Owen ausgesprochene Name Jesus Christus diese Scheinstrafen schwinden. Mit einigen Teufeln allein geblieben, fühlte sich der Ritter eilig fortschleppen nach finstern, entlegenen, endlosen Einöden, wo heftiger Wind blies und grimmige Kälte herrschte. Endlich erschien eine unabsehbare Ebene, wo sich unerhörtes Jammergeschrei erhob; eine Menge Menschen, auf dem Bauche liegend und mit glühenden Pfählen durchspießt, bissen wüthend in die Erde. An einer andern Stelle lagen sie auf dem Rücken; Drachen, auf ihrer Brust sitzend, zerrissen sie mit glühenden Zähnen, und Feuerschlangen, sie bis zum Ersticken umschnürend, zerstachen mit ihren Zungen jedem von ihnen das Herz. Scheußliche Dämonen und gigantische Geier umflogen diese Menge von Elenden und zerhackten diejenigen, welche noch nicht genug litten. Weiterhin sah man andere Qualen und Martern: hier Gerippe im ewigen Eise schlotternd und klappernd; dort Patienten mit so vielen Nägeln an den Boden genagelt, daß man keine Stelle gefunden, wo man den Finger auf ihr Fleisch hätte legen können, sodann folgten die Verdammten, die an den Gliedern, womit sie am meisten gesündigt, über Schwefelflammen aufgehängt waren; ferner diejenigen, welche die Teufel an kolossalen Bratspießen brieten und mit geschmolzenen Metallen begossen; dicht dabei welche, die, auf ein großes Feuerrad geflochten, so schnell herumgedreht wurden, daß es wie ein rother Feuerball aussah. Auf einem andern Felde sah man viele Gruben, angefüllt mit allerlei Arten siedenden Metalls,

in welches Männer und Weiber, einige bis an die Knie, andere bis an die Schamtheile, noch andere bis ans Kinn versenkt waren. Owen wurde von den Teufeln in eine solche Grube hineingestoßen und fürchterlich gebrüht, rief aber seinen Erlöser an und kam wieder heraus. Alsdann gelangte er an einen Platz, wo Seelen, bleich und entsetzt, als ob sie den Tod oder noch Aergeres erwarteten, sich an den Gipfel eines Felsen anklammerten, bis ein Sturmwind, die Unseligen ergreifend, sie in einen unten vorbeifließenden eiskalten und stinkenden Strom hinabschleuderte, in dem auch der wandernde Ritter beinahe verdorben wäre, hätte ihn nicht das Anrufen des Erlösers gerettet. Acht Plagen hatte er in solcher Weise mit durchgemacht; aber noch warteten seiner die zwei schlimmsten. Die Teufel führten ihn, wie sie sagten, zum „Satansrachen", nämlich zu einem Feuerschlunde, der, in Flammen ausbrechend, die Elenden, die er in sich befaßte, mit hinausschleuderte, dann, wieder zurückschlürfend, sie verschlang, um sie aufs neue auszuwürgen. Auch Owen geräth in diesen Wirbel, und leidet so unaussprechliche Angst und so unerhörten Jammer, daß er den Namen des Erlösers darüber vergißt, bis dessen Gnade ihn endlich wieder zu einiger Besinnung bringt und er das ihm abhanden gekommene Wort wieder anzuwenden im Stande ist, wo dann des Feuers Macht ihn sogleich in die Höhe und aus dem Schlunde hinauswirft. Wie er nun eine kleine Weile unversonnen steht und nicht weiß, wohin sich wenden, steigen aus dem Schlunde böse Geister einer bisher noch ungesehenen Art, die zu ihm sagen: „Ritter, was stehst du hier an dieser Stelle? Unsere Gesellen haben dir gesagt, das sei der Hölle Grund; aber sie haben dich angelogen; hier ist nicht die Hölle, wir wollen dich dahin führen." Sie schleppen ihn nun zu einem ausnehmend breiten, mit Schwefelflammen überronnenen Wasser, voll Dämonen,

und sagen ihm: „Unter diesem Wasser ist die Hölle, das sollst du gewißlich wissen, über die Brücke aber mußt du hinüber.“ Jene Brücke war so hoch gespannt, dabei so schmal, daß es Schwindel erregte auch nur herabzusehen, und dazu so schlüpfrig, daß, wenn sie auch die gehörige Breite gehabt hätte, doch niemand Fuß auf ihr zu halten im Stande gewesen wäre. Obendrein sagen die Dämonen zum Zagenden: „Wenn du auf der Brücke bist, werden unsere Gesellen dich empfangen und in die Hölle bringen.“ Owen flehete inniglich zu Gott, und als er hinüberzugehen versuchte, schien ihm die Brücke breit und bequem; aber in der Mitte der Brücke angelangt, wäre der Ritter beinahe hinuntergefallen vor Schreck über das große und entsetzliche Geschrei, welches die Teufel erhoben. Dies war nun seine letzte Plage, die er gleichfalls überstand, worauf die Dämonen von ihm weichen und jenseits ihn ungehindert seine Wege ziehen lassen. Nach einem Gange durchs Paradies, der ihm alle Qualen, die er ausgehalten, tausendfältig versüßt, kommt er wieder auf die Oberwelt, nimmt hier das Kreuz, besucht alle heiligen Orte im Gelobten Lande, und verdient sich mit seiner Frömmigkeit das ewige Leben.

Die katholische Kirche unterscheidet bekanntlich zwei Feuer: ein höllisches und ein reinigendes, im Mittelzustande zwischen Hölle und Himmel; allein die mittelalterlichen Legendenschreiber machten keinen solchen Unterschied: Vorhölle und Hölle sind bei ihnen finstere Stätten des Grauens, in gleichem Maße mit Gestank verpestet, von Feuerwirbeln durchwüthet, mit dem Geheul der Leidenden und dem Hohn der Peiniger angefüllt. In diesen spätern Visionen hat die Einbildungskraft ganz nach Willkür geschaltet und, der gegebenen nächtlichen Bilder sich bemeisternd, sie in den wildesten Formen ausgestaltet und mit den grellsten Feuer-

lichtern beleuchtet, gleichsam mit Höllenlohe angeglüht. Solc
Folterkammergemälde konnten nur aus einer an barbarisch
Richtplatz- und Galgenscenen gewöhnten Phantasie hervo
gehen; sie waren darauf berechnet, in den rohkräftigen G
müthern eine wirksame Erschütterung hervorzurufen, u
wurden darum im Mittelalter ziemlich viel und von mehre
lei Art zur Welt gebracht.

Gegen die zunehmende Skepsis in Glaubenssachen, z
mal in Betreff der letzten Dinge, glaubte die Kirche ni
allein die Kräfte ihrer Prediger und Schriftsteller, sonde
auch die Kunstfertigkeit ihrer Bildhauer, Maler und Scha
spieler aufbieten zu müssen. Die Bildwerke, welche da
Weltgericht zur Anschauung bringen, sind häufig an de
Münsterportalen; sie stammen meistens aus dem 13. Jahr
hundert und enthalten theilweise ebenso verwunderliche al
mannichfaltige Details; namentlich werden die Strafe
und Qualen der Verdammten von manchen Meistern mi
der ausschweifendsten Phantasie behandelt und gewissermaße
in allen Formen und Motiven erschöpft. Eine besonder
energische Predigt von den letzten Dingen sind die Sculptu-
ren in dem Bogenfelde über der mittlern Thür des Haupt-
portals von Notre-Dame in Paris: zur Linken des Welt-
richters, ein langer Zug von Verdammten, wie Galeeren-
sklaven, die ein Stockmeister führt, mit einer Kette um-
schlungen; Satan hält sie an der Leine und schneidet ihnen
die scheußlichste Grimasse, die man sich denken kann; sie sind
auf dem Wege nach der Hölle, wo schon andere Verdammte
ihre Strafen leiden. Der Bildhauer hat sich in der Dar-
stellung dieses Straforts überboten; man sieht hier Teufel,
die sich die Backen aufschwellen, indem sie das Feuer unter
den Kesseln anblasen; andere, die ihre Opfer aufspießen,
zertrampeln, zerquetschen, zerraufen, peitschen oder prügeln.
Einige der Verdammten werden von Pferden zerrissen. Der

Reiter mit dem großen Schwerte, wovon in der Offenbarung geredet ist und dem gegeben ward alle Greuel des Krieges loszulassen, figurirt in diesem Pandämonium und beherrscht die Scene; er schleppt einen Elenden, der mit dem Kopfe am Boden schleift, und dessen aufgeschlitzter Bauch die Gedärme heraushängen läßt. Die Darstellung ist im höchsten Grade unästhetisch, aber ergreifend. Man vergleiche einmal damit dieselbe Scene des Jüngsten Gerichts, welches 500 Jahre später im Giebelfelde der pariser Magdalenenkirche abgebildet worden: wie kalt und lahm ist das moderne Werk gegen die rohe Arbeit des Mittelalters!

Die Bühne der Misterienspiele, die von der Kirche aufgebracht und angeordnet wurden, hatte in verkleinertem Maßstabe die Gestalt des Weltgebäudes, wie man es sich damals dachte: im Mittelpunkte der ganzen Schöpfung die Erde mit ihrem Wechsel von Tag und Nacht, von Freude und Trauer, ein Jammerthal und Schauplatz der Prüfung; über der Erde der Himmel, ein sie deckendes Gewölbe mit dienstbaren Lichtern, aber nicht blos eine Decke der Erde, sondern auch ein Himmelreich, ein himmlischer Freudensaal und Gottes Wohnung mit den paradiesischen Scharen der Engel, Heiligen und Seligen, Schauplatz der Belohnung, wo ewig Messe gesungen wird; unter der Erde die finstere Hölle, Schauplatz der Strafe und Marterkammer, in der ewiges Oweh tönt. Dieser kosmogonischen Vorstellung des mittelalterlichen Christenthums entsprach die Form der Bühne, worauf die Misterienstücke gespielt wurden. Sie bestand aus drei terrassenförmig übereinanderliegenden Gerüsten. Auf dem obersten Gerüst in einem gewölbten Saale saß die heilige Dreieinigkeit, umgeben von den himmlischen Heerscharen, wenn nicht etwa Gott der Sohn auf dem mittlern Gerüst, welches die Welt darstellte und wo die Fülle der irdischen Personen agirte, zu thun hatte. Das unterste

Gerüst, die Hölle, zeigte vorn in der Mitte einen kolossalen Drachenkopf, dessen gähnender und von schrecklichen Hauern starrender Rachen roth angestrichen war, um das vergeltende Feuer darzustellen. Aus diesem Rachen, über welchem zwei große, mit Laternen erleuchtete Augen flammten und die Zuschauer grimmig anglotzten, sah man die Teufel herauskommen; da hinein stießen die Teufel mit ihren Ofengabeln die Verdammten; da hindurch endlich rief der wieder auferstandene Erlöser die alttestamentlichen Gerechten, die sich in der Vorhölle befanden, und zog sie aus derselben heraus. Die zwei Ecken des untersten Gerüstes hatten die Form von Felsgrotten, deren Spalten das Innere der Hölle durchscheinen ließen. An dem einen Ende, zwischen den Flügeln eines gewaltigen, stets Kopf, Augen und Schweif bewegenden und oft flammenspeienden Drachens, saß Satan, gekleidet in karmoisinrothem, langhaarigem Damastsammt, umgürtet mit einer sich mehrmals um seinen Leib windenden Schlange, und an verschiedenen Theilen seines Körpers noch mit andern kleinern Schlangen und Drachen ausstaffirt; er hatte an den Achseln große Flügel, die er oft in die Höhe richtete, auf dem Kopfe einen vergoldeten und mit Ottern und Eidechsen geschmückten Helm, und in der Hand ein Scepter, aus welchem an mehrern Stellen Feuer hervorzischte. Am andern Ende erhob sich auf einem Felsen ein brennender Thurm, aus welchem Lucifer mit seinem Oberleibe hervorragte; er trug einen braunen Bärenpelz und einen bunten Helm mit zwei Schnauzen; aus seinem Munde schlugen unaufhörlich Feuerflammen heraus, und in seinen Händen hielt er Nattern, die sich bewegten und Feuer spien. Im Innern des Felsens befanden sich kleine Zellen, in welchen Seelen auf verschiedene Art gepeinigt wurden; vor dem Felsen, in einer Schlucht, lag der Anstifter alles Verderbens, die alte große Schlange, züngelnd, zischelnd

und aus Mund, Nüstern und Ohren Feuer sprühend; und durch die zerklüfteten Felsenpartien sah man inwendig eine gewisse Anzahl Folterknechte hin- und hergehen und die daselbst vorhandenen Marterinstrumente in Bewegung setzen, wie ihnen befohlen ward.

Dieser Bühnenapparat und die darauf vorgestellten mistischen Dramen, in welchen Satan die Hauptrolle spielte und sein greulicher Haß den Knoten der Handlung bildete, erregten sicherlich zu ihrer Zeit in den zuschauenden Volksmassen denselben Schauer der Gläubigkeit, der sie bei dem Anhören einer Predigt über die Höllenstrafen oder bei dem Ansehen einer Abbildung des Jüngsten Gerichts anwandelte. Je mehr man sich aber des Widerspruchs zwischen der träumerischen Gemüthswelt und dem wirklichen Leben bewußt wurde, desto unfehlbarer mußte die bange, düstere Stimmung, welche die Schreckensmoral des mittelalterlichen Christenthums dem eingeschüchterten Sünder aufdrang, in das Gegentheil, in Spott- und Scherzlaune überspringen. Wie vom Erhabenen zum Lächerlichen, so ist auch vom Schauerlichen zum Possenhaften nur ein Schritt, und dieser Schritt geschieht noch im 13. Jahrhundert, wo die Mönche, die bisher das ausschließliche Privilegium der Legendendichtung in Händen gehabt hatten, an den fahrenden Sängern und Spielleuten gefährliche Concurrenten bekommen. Aus aufrichtig frommen Phantasiegemälden und politischen Tendenzstücken werden die Reisen nach der Hölle einfache literarische Themen. Die nordfranzösischen Trouvères, von Natur zur Schalkhaftigkeit und Trivialität geneigt, hatten eben in „Reineke Vos“ („Roman du Renard“) die Satire der Lebenszustände ihrer Zeit geschrieben. Zur Fortsetzung eines solchen Anfangs brauchten sie nur der Visionen sich zu bemächtigen, denn nichts ist leichter als diese Welt zu verspotten, indem man von der andern spricht, und da überdies

hohe Einbildungskraft keine eigenthümliche Gabe jener Dichter war, so mußten sie von vorherein nach einem so bequemen und allbeliebten Rahmen greifen. Es läßt sich leicht errathen, welche Umgestaltungen die Vision bei diesem Uebergange aus der vornehmen Kirchensprache in die Sprache des gemeinen Lebens erleidet: das Ernste, Drohende und Schreckende wird von dem Familiären, Ironischen und Spaßigen verdrängt. Man kann sich hierüber nicht irren, es ist der neue Zeitgeist, der künftige Unglaube, der, ohne daß man es ahnt, in diesem närrischen Gewande und mit diesem lustigen Schellengeklingel aufzutreten beginnt. Das Hohngelächter, das durch die Zeiten von Lucian bis Voltaire hindurchschallt, verlautet sehr hörbar bei den französischen Fabliauxdichtern. Daher der seltsame und neue Charakter der gereimten Visionen des 13. Jahrhunderts. Die Hölle wird travestirt: die in den mystischen und politischen Visionen angedrohten Strafen, die Feuerströme, die Eismoräste, den Schwefelregen, ersetzt der Bänkelsänger als echter Lump mit grotesken, aus seinen unorthodoxen Lebensgewohnheiten hergenommenen Qualen. In dem „Traum von der Unterwelt" („Songe d'Enfer") des Trouvère Raoul von Houdan ist der klägliche Aufenthalt der Verdammten nur noch eine ungeheuere Kneipe. Kaum wird der ankommende Reisende von den Gästen bemerkt, als man sich um ihn herum beeilt; Kleriker, Mönche, Bischöfe drücken ihm die Hand. Beelzebub läßt ein Gedeck hinlegen und sagt ihm: „Sei willkommen, Raoul!" Sollte man nicht meinen, man wäre bei den Küchenmägden der Proserpina, die uns Aristophanes in seinen „Fröschen" vorführt? Nur riecht es hier nicht so arg nach gebratenem und geröstetem Menschenfleisch. Die Menge der Pfannen, Kasserolen und Töpfe ist in beiden Höllenküchen ziemlich dieselbe; denn die Magd, durch welche Proserpina den vermeintlichen Herakles zum Essen

einladen läßt, sagt ihm: die Fürstin, als sie seine Ankunft gehört, habe gleich drei Töpfe voll Bohnenbrei gekocht, einen ganzen Stier auf Kohlen gebraten, auch junge Hühner geschmort, und zum Nachtisch Kuchen, Torten, Zuckerwerk gebacken und den allersüßesten Wein gemischt. Herakles wird von allen angepriesenen Leckerschüsseln nicht gereizt, sondern dankt bestens; als ihm aber die Magd schließlich meldet, es seien drinnen auch eine junge Flötenspielerin und mehrere Tänzerinnen, bestimmt ihn dieses letztere Gericht, die Einladung anzunehmen. Raoul von Houdan macht nicht soviel Umstände: er setzt sich gleich bei den ersten einladenden Worten Beelzebub's zum Schmause an den Tisch und wird gewahr, daß das Tischtuch aus Wuchererhäuten gegerbt ist; die Serviette, die man ihm reicht, ist ein Leder von einer alten Buhlerin; die Schüsseln folgen rasch aufeinander, nämlich geräucherte Advocatenzungen, am Spieß gebratene Wüstlinge, mit Knoblauch eingeriebene Diebe, in Teig gebackene Nonnen; die andern Gerichte ahnt man, und ich will sie nicht ausführlich hernennen. Das Ganze hat einen Geruch und Geschmack von Menschenbraterei, wobei gewißlich jedem nur ein bischen anthropophagischem Leser das Wasser im Munde zusammenlaufen würde.

Das machten die weltlichen Fabliauxdichter aus den Ideen über das künftige Leben, für welche der zelotische Klerus des Mittelalters in seiner Prosa alle Schreckmittel aufgeboten hatte; es war nicht möglich, den phantastisch behandelten Gegenstand tiefer ins Gemeine und Possenhafte herabzuziehen. Sie scheinen mit ihren Erzählungen ein muthwilliges Spiel zu treiben; dies liegt jedoch nicht immer in ihrer Absicht, sondern bisweilen nur in ihrer burlesken Darstellungsart. In ihren Köpfen mischten sich irdische Gefühle mit himmlischen Stimmungen, Liebe und Rittersinn mit Andacht und Frömmigkeit auf die seltsamste Weise, und

Alles dies ist sicherlich grotesk komisch und sogar, wenn man ein Quentchen moderner Ungläubigkeit hineinmischen will, sehr irreligiös. Aber ich bin überzeugt, dieses Quentchen Ungläubigkeit fehlt den Fabliaux, wenigstens den meisten; sie sind Spaßmacher, aber keine ungläubigen Spötter. Die rohen und unwissenden Köpfe jener Zeit konnten kein Wunderbares hochpoetischer Art auffassen. Sie machten sich von Gott und den Heiligen eine ihrer Roheit angemessene Vorstellung; und nur in dieser Hinsicht befolgten sie, ohne es zu wissen, die Gesetze und Bedingungen des Wunderbaren, verliehen sie den Heiligen überlegene Virtuosität in allen Dingen, selbst in solchen, die unserm Begriffe von der Heiligkeit schnurstracks entgegengesetzt sind. Ihre Heiligen balgten sich, waren aber immer die Stärksten beim Raufen; sie tranken, tranken aber nur guten Wein, den sie durch ein Wunder dazu machten, und berauschten sich niemals; sie würfelten und spielten Landsknecht, gewannen aber stets, und so im Uebrigen. Das Mittelalter machte es mit seinen Heiligen, wie das griechische Alterthum es mit seinen Heroen machte, denen es nicht die Eigenschaften, die für uns das Attribut des Heroismus sind, sondern die Eigenschaften, welche die damaligen Menschen am höchsten schätzen und die zu Ruhm und Macht verhalfen, beilegte. Die Arbeiten des Herakles sind Arbeiten eines großen Jägers, eines gewaltigen Ringers und Klopffechters. Ein Heros im griechischen Alterthum war jemand, der bravour- und meisterhaft that, was die damaligen Menschen nur mittelmäßig und stümperhaft zu Stande brachten. Heroennatur war nichts als potenzirte Natur. Ebenso verhielt es sich mit der Heiligkeit im Mittelalter, und deshalb mußte der Apostel Petrus, als er mit dem Jongleur würfelte, gewinnen und der Teufel um seine Seelen kommen. Satan und Consorten wurden natürlich noch rücksichtsloser behandelt als Gott

ınd seine Heiligen. Die fahrenden Sänger trieben sich viel
ıuf Märkten und in Schenken unter dem Volke herum,
ınd ihr Publikum bestand aus einem zufällig zusammen-
jelaufenen Menschenhaufen, der, wenn der vorgetragene
Schwank ihm nicht behagte, auseinanderging, und um so
chneller, als er nicht bis zu dem Moment warten wollte,
vo der Sängerknecht mit dem Teller die Runde machte und
ür die Bemühung seines Herrn von den Umstehenden ein
leines Freudengeld erbat. Wollten die Jongleurs sich nicht
ıussetzen, allein, ohne Auditorium zu bleiben und am Hun-
jertuche zu nagen, so mußten sie ihr Publikum um jeden
Preis belustigen, und behandelten daher alles scherzhaft.
Da sie die niedrigste Volksklasse zu ergötzen hatten, so läßt
ich davon schon ein ziemlich richtiger Maßstab hernehmen,
ınd wer die Menschen kennt, weiß, wie ihre Späße
ınd Einfälle beschaffen sein mußten, um diesen Zweck zu
rreichen. Gewiß bezweifelten sie ebenso wenig als ihre
Zuhörer das wirkliche Vorhandensein der Hölle, beschrieben
aber dieselbe auf groteske Art, und die Zuhörer lachten über
den Teufel, mit dem Vorbehalt, sich nachher vor ihm zu
ürchten; ich wage sogar zu behaupten, daß die Zuhörer
ıicht darüber gelacht haben würden, wenn sie nicht daran
jeglaubt hätten; je mehr die Angst vor dem Teufel abge-
ıommen hat, desto weniger macht man sich darüber lustig.
Das Fabliau von der „Höllenfahrt des Spielmanns“ hat
janz den gutmüthig-spaßhaften Charakter, womit Gläubig-
eit füglich bestehen kann.

Auf solche Art hatten die Jongleurs und Schwank-
rzähler den Gegenstand der anderweltlichen Visionen ver-
lacht, als Dante ihn wieder mit seinem Ernst ergreifend
ınd durch die Vereinigung der Vorstellungen des Volks-
jlaubens mit den Anschauungen des gelehrten Wissens der
Zeit den gegebenen Grund erweiternd, sein unsterbliches

Meisterwerk, „Divina commedia“, darauf erbaute. Neuere Literarhistoriker pflegen die Vision des Bruders Alberich von Monte-Cassino als die wesentlichste Grundlage der Dante'schen Dichtung anzunehmen. Unstreitig hat Dante manche Züge aus dieser Vision in sein Epos aufgenommen; allein ebenso gewiß ist, daß er die oben mitgetheilen irischen Legenden, die Visionen von Tundal und Owen, kannte. Reminiscenzen daraus finden sich an vielen Stellen seines Gedichtes, und die Zusammenstellungen sind zu leicht, als daß es nöthig ist sie anzugeben. Mit der Zeit, mit jedem Jahrhundert, erweitert und bereichert sich der Legendencyklus, wozu die „Divina commedia“ gehört. Man sieht ihn auf solche Weise wachsen bis zu Dante, der alle jene Bäche und Zuflüsse in sich aufnimmt wie ein großer Strom, ohne daß sein Wasser anzuschwellen und zu steigen scheint.

Mit dem 14. Jahrhundert ist das Zeitalter der frommen Visionen eigentlich abgelaufen; allein die daraus entsprungenen und darauf gegründeten populären Vorstellungen bewegten die Gemüther noch lange in Furcht und Bangigkeit. Die Erfindung der Buchdruckerkunst beförderte anfangs wesentlich ihren Fortbestand durch Vervielfältigung von Ausgaben der ältern Legenden, und im 16. Jahrhundert erschienen mancherlei neue Werke, die bestimmt waren den Glauben an die Schrecknisse der zukünftigen Welt lebendig zu erhalten und den frivolen Höllenschilderungen gottloser Satiriker entgegenzuwirken. Dazu gehören die mystischen Visionen der heiligen Therese. Diese Heilige sah in der Hölle eine lange, krumme und enge Gasse, wie es deren so viele in unsern alten Städten gab; sie ging hinein, mit Schauder auf einen kothigen, stinkenden Boden tretend, der von ungeheuerlichem kriechendem Gewürm wimmelte, wurde aber in ihrem Weitergehen gehemmt durch eine Mauer, welche die Gasse versperrte und in der eine

Nische angebracht war, wo Therese sich verbarg, ohne recht zu wissen, wie das geschah. Dieser Platz, sagte sie, sei ihr zugedacht, wenn sie bei ihren Lebzeiten die von Gott über ihre Zelle in Avila ausgeschütteten Gnaden misbrauche. Obschon sie sich mit großer Leichtigkeit in die steinerne Nische hineingestellt hatte, konnte sie sich darin weder setzen noch legen, noch aufrecht halten, und ebenso wenig herauskommen; die schrecklichen Wände, als wären sie lebendig gewesen, traten an sie heran und zwängten sie dermaßen ein, daß ihr däuchte, sie werde erdrückt, erdrosselt und dabei geschunden und in Stücke gehackt. Sie fühlte sich verbrennen und empfand alle Arten von Qual und Angst auf einmal. Nirgends Aussicht auf Hülfe; rings um sie herum dicke Finsterniß, durch die sie jedoch, nicht ohne Verwunderung, die abscheuliche Gasse gewahr wurde und ihre ganze schweinische Umgebung, — ein Anblick, für sie ebenso unausstehlich als der gräßliche Druck ihrer Gefängnißwände. Ohne Zweifel war dies nur die Gasse einer kleinen Höllenstadt. Andere Reisende hatten mehr Glück. Sie sahen in der Hölle große Städte, ganz in Flammen, Babylon und Ninive, sogar Rom, ihre brennenden Tempel und Paläste, und alle ihre Einwohner in Ketten, jammernde Krämer und Wechsler an ihren Ladentischen, seufzende Priester und Ritter, in Prachthallen auf ihren Sitzen angeschmiedet und zur Pein des Durstes verurtheilt, den sie aus flammenden Pokalen löschen wollten; Hofschranzen und Schmarotzer, in Pfützen versenkt und auf welche aus Fürstenhänden geschmolzenes Gold wie siedende Lava herabströmte. Andern zeigten sich in der Hölle unabsehbare Ebenen, von hungerleidenden Bauern und Taglöhnern bestellt, die, weil alle ihre Mühe und Arbeit ungesegnet blieb, sich einander auffraßen und nachher ebenso hungerig als zuvor, sich truppweise ins Weite zerstreuten und vergebens fruchtbarere

Landstriche aufsuchten, während die von ihnen verlassenen Felder sofort durch andere elende Sünderschwärme in Besitz genommen wurden. Kurz, man sah in der Hölle von neuem, was die alten Heiden darin gesehen, einen grausigen Widerschein von der Erde, einen übermäßig vergrößerten Schatten ihres in alle Ewigkeit ausgedehnten natürlichen Jammers, ja sogar die Kerker und Galgen unserer Criminaljustiz und die eigenhändig von uns geschmiedeten Folterwerkzeuge. Da unten hausen in der That Teufel, die sich verkörpern, um die Menschen leiblich zu quälen. Diese haben Fledermausflügel, Hörner, Schuppenpanzer, bekrallte Tatzen, spitzige Zähne, sie sind mit Schwertern, Ofengabeln, Brecheisen, glühenden Zangen, Sägen, Bratspießen, Blasbälgen, Keulen bewaffnet und verrichten in Ewigkeit mit Menschenfleisch die Arbeit der Garköche und Schweinemetzger; jene, wie Löwen oder Riesenschlangen gestaltet, schleppen ihre Beute nach einsamen Höhlen; einige verwandeln sich in Raben, um gewissen Sündern die Augen auszuhacken, und andere in Drachen, welche die Verdammten auf ihren Rücken nehmen, mit ihnen im Finstern herumfliegen und sie zuletzt in den Schwefelpfuhl hinunterfallen lassen. Hier sind Heuschreckenschwärme, gigantische Skorpione, deren Anblick schaudern macht, deren Geruch Uebelkeit erregt und deren geringste Berührung Krämpfe verursacht; weiterhin vielköpfige Ungeheuer, die von allen Seiten ihre gefräßigen Rachen aufreißen, ihre Schlangenmähnen schütteln, zwischen ihren blutigen Kinnbacken die armen Sünder zermalmen und sie zerstückelt, aber, weil sie unsterblich sind, lebendig wieder ausspeien. Diese leibhaftigen und eingefleischten Teufel handeln nicht ins Gelag hinein; jeder hat sein Amt und seine Arbeit; das Schlimme, welches sie in der Hölle ausüben, steht in Verhältniß mit dem Schlimmemn, das sie auf der Erde angestiftet. Die Verdammten

verden in allen ihren Sinnen und Organen bestraft, weil
ie sich damit gegen Gott versündigt haben, — bestraft auf
ine Art als Leckermäuler von den Gefräßigkeitsteufeln, und
uf andere Art als Faulenzer von den Trägheitsteufeln,
ind auf andere Art als Wüstlinge von den Unzuchtsteufeln,
ind auf ebenso viel verschiedene Arten, als es verschiedene
Arten zu sündigen gibt. Sie frieren, obschon sie brennen,
ind ihnen ist heiß, obschon sie vor Kälte zittern; sie sehnen
sich nach Ruhe und lechzen nach Bewegung, und sind im-
mer hungerig, immer durstig, und tausendmal müder und
matter, als Sklaven am Ende des Tages, kränker als
Sterbende, geräderter, zerschlagener und mit Beulen bedeck-
er als Märtyrer, und das hat kein Ende. Kein Teufel
äßt sich nun und nimmer seine abscheuliche Arbeit verdrie-
ßen; in dieser Beziehung sind sie alle gut eingeschult und
getreu im Ausrichten der an sie ergangenen Strafbefehle.
Was würde sonst aus der Hölle? Wenn die Quälgeister
uneinig oder müde würden, so könnten die Patienten sich
ausruhen und erholen. Aber keine Rast für die einen;
keine Zwietracht unter den andern; so boshaft und unzäh-
lig viele sie auch sind, haben die sämmtlichen Teufel der
Hölle nur Eine Seele und einerlei knechtische und unter-
würfige Gesinnung. Die erbärmlichen Geister, woraus die
Legionen Vampyre, Vielfraße, Kröten, Skorpione, Eidechsen,
Hydern, Salamander und anderer Thiere von der Fauna
der höllischen Reviere bestehen, sind übrigens ziemlich un-
bekannt, sie bilden die Unmasse des namenlosen Teufel-
pöbels; aber man kennt und nennt mehrere von den Prin-
zen und Kronvasallen, welche jene Legionen befehligen, unter
andern Belphegor den Wollustteufel, Abaddon den Mord-
teufel, Beelzebub den Teufel der unsaubern Gelüste, Mam-
mon den Geizteufel und Moloch und Belial, Adramelech,
Asteroth und viele andere, und ihr allgemeines Oberhaupt,

den Seraph, der im Himmel Lucifer hieß und in der Hölle Satan heißt.

Ein so vielfältig phantastisches Aussehen hat die Teufelswirthschaft, die vor der Helligkeit unsers Zeitalters zerstoben ist, wie die Zauberpaläste der Fee Morgana bei den Strahlen des anbrechenden Tages verschwanden. Von Gottes Zorn aus dem Himmel verstoßen, vom Unglauben der Menschen aus der Welt vertrieben, hat sich Satan wieder in seine Finsterniß versenkt, und doch können wir noch sagen wie zur Zeit Salvian's: ubique demon, denn sein Andenken ist überall. In den Legenden liest man, daß er vor seinem Verschwinden von der Erdoberfläche Spuren seines Dagewesenseins unter den Menschen zurücklassen wollte und wie Cecrops, um sich einen ewigen Namen zu machen, unvergängliche Monumente errichtete: er baute in England die Abtei von Crowland und lieferte in Deutschland den Riß des Kölner Doms. Kinder eines Jahrhunderts, wo Hölle und Himmel, Gott und Teufel bestritten werden, kümmern wir uns wenig um den unsichtbaren Feind, der vielleicht eines Tages unser Herr und Meister ist, und wenn sein gefürchteter Name unaufhörlich wieder auf unsere Lippen kommt, so geschieht es, weil der abgesetzte Teufel sich in die gewöhnliche Umgangssprache geflüchtet, wie die entthronten Heidengötter sich in die Poesie retteten. Das Wort „Gott" entschlüpft aus unserm Munde nur in feierlichen Stunden, bei großen Gefahren, bei großen Schmerzen, im letzten Augenblick und häufig wie eine Lästerung. Dagegen gebrauchen wir das Wort „Teufel" bei jedem Anlaß, und abwechselnd Ausruf, Gleichniß, Adverbium oder Substantiv, erinnert es uns an die ganze Vergangenheit des Teufels durch gewöhnliche und allenthalben gangbare Redensarten. In alten Folianten steht sein Name auf jedem Blatte. Die Kirchenväter und Scholastiker, alle Engel der Schule widmen ihm wenigstens

ein Kapitel, und seine Psychologie ist gewissermaßen der Anhang zu jeder Darlegung der Güte und Gerechtigkeit Gottes. Proklus und die Alexandriner handeln von seiner Substanz; Michael Psellus von seinem geheimnißvollen Wirken; der heilige Thomas von seinem ganzen Schicksal; Torquemada und Michaelis von seiner Boshaftigkeit und Arglist; Pierre de Lancre von seiner Wankelmüthigkeit. Im 17. Jahrhundert vermacht der Engländer John Dee an die oxforder Bibliothek die Geschichte seiner Unterredungen mit den höllischen Geistern; König Jakob VI. von Schottland vergißt über der Beschäftigung mit den Staaten Satans sein eigenes Reich; Del Rio und die Inquisitoren, die zur Bekräftigung ihrer Syllogismen die Hexen in Masse verbrennen lassen, erklären die Teufelsleugner für Gottesleugner, und diese vom Teufel besessenen Juristen und Theologen, Oberstaatsanwälte Beelzebub's, wie sie Voltaire nennt, schreiben das Gewohnheitsrecht der Hölle. Sogar die Philosophie, wenn sie in die höchsten Regionen hinaufsteigt, bekümmert sich noch um den Teufel, und Leibniz schenkt ihm eine Seite in der Theodicee; auch Schelling und Hegel machen sich mit ihm, nach ihrer Art zu reden, mit dem dunkeln Grunde der Existenz Gottes, ganze Bogen lang zu schaffen.

Wenn man die alte und düstere Teufelslegende durch das Mittelalter hindurch verfolgt, so beklemmt sich das Herz, betrübt sich der Geist, und man fragt sich, ob die menschliche Vernunft nicht ein leeres, vom Stolz erdachtes Wort ist. Jene Träumereien und Visionen, wo Mystisches und Sarkastisches, Schauerliches und Possenhaftes sich vermengen, werden meistens aus der Barbarei und Unwissenheit der Zeiten hergeleitet; allein sind in der Geschichtsperiode, die sich so gern als diejenige der feinern Bildung und Geistesmündigkeit preisen läßt, nur etwa die Köpfe der

Mönche und alten Weiber damit angefüllt? Das Mittelalter glaubte an das thätige und beständige Eingreifen des Teufels in die Weltangelegenheiten und berief sich für diesen Glauben auf die allgemeine Tradition, auf das quod semper, quod ubique der Schule, was sich von der Lüge ebenso gut als von der Wahrheit sagen läßt. Etwas wirklich Bemerkenswerthes und Klägliches ist: unerhört abergläubische Vorstellungen häufen sich um das christliche Lehrgebäude wie die schlechten Häuser an den gothischen Münstern, und wenn der kritische Geist erwacht, vergreift er sich am Hauptdogma, am Fundament des Glaubens und respectirt die abergläubigen Ansätze und Nebensachen. Die Heterodoxie bestreitet abwechselnd die Gottheit Christi, die Sakramente, sogar die Moral des Evangeliums, verschont aber den Teufel, steigert seine Größe und erweitert sogar die Grenzen seines Reiches. Seine Existenz ruht fest im Glauben; zu früh stellen sich im 16. Jahrhundert Johann Weier, im 17. Balthasar Bekker und Friedrich von Spee ihm entgegen; sein Thron beginnt zu wanken, aber er behält seine Macht und seine Höflinge. Da kommt Voltaire, der Mann des rechten Augenblicks, dabei ebenso schlau als Satan, und bekriegt ihn mit sarkastischem Scherz und beißendem Spott wirksamer, als die vorhergehenden Schriftsteller es mit philosophischen und biblischen Gründen gethan hatten. Seitdem besang Béranger den Tod des Teufels. Kann man aber mit voller Gewißheit sagen, daß der Teufel gestorben ist?

Zur Geschichte der französischen Colonien in Deutschland.

Von

W. Stricker.

Die französischen Colonien in Deutschland sind wesentlich eines dreifachen Ursprungs; sie wurden gegründet: von Wallonen, welche der Verfolgung der Spanier aus den Niederlanden im 16. Jahrhundert entflohen; von Hugenotten, die nach Aufhebung des Edicts von Nantes im Jahre 1685 Frankreich verließen, und von Waldensern, welche um die Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts die piemontesischen Thäler mit den Ländern ihres Glaubens vertauschten.

Es kann hier unsere Absicht nicht sein, auf engbegrenztem Raume die Geschichte jener dreifachen, auch für die deutsche Cultur folgenreichen Emigration zu schreiben; die Einzelheiten der Gründung von Colonien, unter denen viele nur einen kurzen Bestand hatten, zu erzählen; die Männer namhaft zu machen, welche als Feldherren oder Staatsmänner, als Industrielle oder Gelehrte für ihr neues Vaterland wichtig wurden. Unsere Aufgabe zielt im wesentlichen nur dahin, an einzelnen Beispielen nachzuweisen, wie allmählich die religiösen Interessen, welche die alten und neuen reformirten Bürger in deutschen Städten vereinigt hatten, zurücktraten und die nationalen Gegensätze zur Geltung und endlich zur Ausgleichung kamen.

Bei dieser Betrachtung werden die hugenottischen Elemente im Vordergrunde stehen. Es waren dies nicht

zerstreute Einwanderer, wie die während eines langen Zeitraumes anlangenden Wallonen; es war nicht das arme Bergvolk abgelegener Thäler, wie die Waldenser; nein, mit den Hugenotten ergoß sich ein Strom von gegen 300000 meist wohlhabender, gebildeter, gewerbfleißiger Franzosen in verhältnißmäßig kurzer Zeit nach der neugewählten Heimat, meist nach Deutschland.

Wie eine wahre Infusion frischen Blutes drangen die neuen Volkselemente in den durch ewige Kriege erschöpften Körper unserer zertretenen Nation. Aus dem seiner Organisation nach unzweifelhaft ersten Heere Europas nahmen allein 600 Offiziere ihren Abschied, darunter solche höchsten Ranges; in Angoumois blieben von 60 Papiermühlen 16 in Thätigkeit, in der Touraine von 400 Gerbereien 54, von 8000 Seidenwebstühlen 1200, von 3000 Bandwebstühlen 60; der Verbrauch von Rohseide sank auf ein Drittel herab. In Lyon verminderte sich die Bevölkerung um 20000 Seelen; von 18000 Webstühlen wurden gegen Ende des Jahrhunderts noch 4000 betrieben. Der Seehandel von Caen ging durch die Austreibung der Protestanten fast ganz verloren. Aehnlich ging es mit der Weberei in Rheims, Rethel, Mézières, Sezanne, Sedan.*)

Gleich bei der Aufnahme in Deutschland zeigten sich große Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Reichsgliedern. Hatte auch der Westfälische Friede im Reiche die Toleranz der drei christlichen Confessionen festgesetzt, so hielten doch alle streng auf ihre Vorrechte, und eifersüchtig standen die Reformirten den Lutheranern gegenüber. Die welsch redenden Ankömmlinge aber standen den Helvetisch-Reformirten confessionell nahe oder gleich, und so fanden sie besonders

*) Diese und viele andere Notizen bei Weiß, I, 110 fg.

freundliche Aufnahme — gleichwie in der Schweiz, England und den Niederlanden — in Brandenburg, der Pfalz, Hessen-Kassel und Hessen-Homburg. Am schlimmsten erging es ihnen dagegen in den Reichsstädten Hamburg und Frankfurt, wo die starren Lutheraner der Gleichberechtigung der Reformirten, aus mitunter sehr weltlichen Gründen, alle möglichen Hindernisse in den Weg legten. In Hamburg dauerte es bis 1761, in Frankfurt bis 1788, ehe die reformirte Gemeinde zur Selbständigkeit gelangte. Reformirte Niederländer waren schon 1555 in Frankfurt eingetroffen, aber auch schon 1561 wurde ihnen der öffentliche reformirte Gottesdienst untersagt, worauf viele die Stadt verließen und ihren Reichthum und ihre Betriebsamkeit der Pfalz (Frankenthal, Schönau, Sanct-Lambrecht) und der Grafschaft Hanau zukommen ließen. In dem zu dem letztgenannten Gebiete gehörigen Bockenheim hielten die frankfurter Reformirten seit 1595 ihren Gottesdienst. Im Jahre 1601 wurde ihnen erlaubt, vor dem Bockenheimer Thore zu Frankfurt ein hölzernes Bethaus aufführen zu lassen, auch wurden ihnen Predigt und Communion gestattet, Taufe und Trauung blieben wegen des Geldpunktes der lutherischen Geistlichkeit vorbehalten. Aber schon 1608, nachdem eine Feuersbrunst das Bethaus zerstört hatte, wurde jenes Zugeständniß wieder zurückgenommen. Vergebens waren wiederholte Versuche, vergebens die Verwendung der benachbarten reformirten Fürsten. Die Erbitterung der lutherischen Partei ging so weit, daß während der Anwesenheit eines reformirten Monarchen oder eines Gesandten, wie der preußische oder holländische, welchen man den Hausgottesdienst nicht wehren konnte, die Zugänge zu dem betreffenden Local mit Soldaten besetzt wurden, welche alle Einheimischen abwiesen. Im Jahre 1686 wurde sogar im Rathe beschlossen, keine weitere Vorstellung der Reformirten,

welche inzwischen durch Zuzug von Hugenotten verstärkt waren, in dieser Sache anzunehmen.

Endlich betraten 1733 die deutsch- und französisch-reformirten Gemeinden den Rechtsweg bei dem Reichshofrath in Wien. Der lutherische Rath widerstand sogar der Fürbitte des Kaisers Karl VII., der zur Versöhnlichkeit mahnte, und dem Anerbieten der Reformirten, welche 1747 die von der lutherischen Geistlichkeit bei den Reformirten vollzogenen Tauf- und Trauungshandlungen mit 15000 Fl. ablösen, und für die Erlaubniß des Kirchenbaues 50000 Thlr. ans Aerar zahlen wollten. Folgende Stellen aus einer Schutzschrift des Rathes aus dem Jahre 1751 geben Auskunft über die hierbei maßgebenden Erwägungen: „Wer weiß nicht, daß die zu stark angewachsenen Reformirten den größten Handel und Wandel an sich gezogen? Wer mißkennt die schon vorlängst und jetzo noch von der andern Kaufmannschaft geführten Klagen? Wem ist unbekannt, daß die bestgelegenen Häuser, Läden und Waarenlager in ihren Händen? Wer kann in Abrede stellen, daß ihre Glaubensgenossen nunmehr in alle Handwerke eingedrungen und den in so großer Menge hier befindlichen Reformirten herkommenden, einem ganzen Handwerk sonst gemeinsam würdenden Nutzen allein genießen? — — Dieses alles zusammengenommen siehet man, daß Reformatis die völlige Praepotenz in hiesiger Republique zu erlangen nichts weiter abgehe, als eine Kirche in der Stadt, denn da durch das Heirathen von Bürgerstöchtern ihnen das Bürger- und Beisassenrecht leicht ist, und wegen dieses einzigen Vortheils sich schon so viele ihres Glaubens eingefunden und etablirt, ja einige davon sogar Mittel gewonnen haben, ihrer expresse ausgenommenen Unfähigkeit ohnerachtet, zum Bürgerrecht zu aspiriren: so ist das einzige, der alten Burgerschaft noch überbleibende Vorrecht, daß jene kein öffentliches Exercitium intra moe-

nia genießen. Diese eminente praerogatio können und wollen wir besagter löblicher alter Burgerschaft nicht begeben, maaßen wir vor Augen sehen, daß sogleich bei Gestattung quästionirten Gottesdienstes in der Stadt, nicht allein viele vor diesem von hier weggezogene zahlreich vermehrte Familien revertiren, sondern alles, was nur möglich ist, sich vollends von ihnen herbeimachen würde. — Geschieht dieses, so vergrößert sich ihr Hause über die andre Bürgerschaft: sie ziehen den Ueberrest der Nahrung vollends an sich, und benehmen den alten Einwohnern die Kräfte sich empor zu halten und zur Verwaltung der Stadtämter sich und ihre Kinder zu qualificiren: folglich ergibt sich hiernach von selbst, daß man erstlich die bürgerlichen, hernach die Stadtbedienungen und endlich das Regiment selbst mit ihnen besetzen muß."

Als im Jahre 1685 die Hugenotten die Absicht hatten, für den Fall der Einräumung großer Privilegien, namentlich der Gewährung freier Religionsübung, sich in Würtemberg niederzulassen, war der damalige Herzog-Administrator, Friedrich Karl, zu ihrer Aufnahme geneigt und ernannte eine eigene Commission, um den vorgelegten Ansiedelungsplan zu prüfen. Aber sowol die Ober- und Consistorialräthe als der Geheimrath sprachen sich gegen die Zulassung derselben aus, mit Berufung auf die ältern Landesgesetze und auf die Gefahr, im Falle der Gewährung jenes Gesuches könnten auch die Katholiken weiter gehende Forderungen hinsichtlich ihrer Religionsübung machen, und wenn nach dem Prager Vertrage mit Kaiser Rudolf II. vom 24. Januar 1599 einstens im Falle des Aussterbens des würtembergischen Mannsstammes das Erzhaus Oesterreich im Herzogthum zur Regierung kommen sollte, könnte dasselbe mit Berufung auf diesen Vorgang und Bruch des Vertrages auch die katholische Confession einführen wollen.

In diesem Vertrage hatte nämlich der Kaiser zugestimmt, daß die österreichische Lehnsherrschaft in eine Eventualsuccession verwandelt, und daß auch in Zukunft keine andere Religion eingeführt werde. So zerschlug sich die Sache. Es waltete also hier derselbe Gedankengang vor, welcher die Lutheraner in Leipzig vermochte, den schon 1696 angekommenen Hugenotten bis 1707 einen Raum zum Gottesdienste zu verweigern, trotz oder vielleicht wegen der Fürsprache ihres Kurfürsten Friedrich August, welcher 1697 zum Katholicismus übergetreten war und auf das Recht circa sacra verzichtet hatte. Sie fürchteten, daß die den Reformirten eingeräumten Rechte auch von den Katholiken angesprochen werden würden.

Im Jahre 1687 verwendeten sich die evangelischen Schweizercantone bei dem Herzog-Administrator von Würtemberg für die in ihrer Heimat, namentlich durch den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen unter französischem Einflusse, sehr bedrängten Waldenser, und seit dieser Zeit wanderten auch solche in Würtemberg ein, aber erst ein gutes Jahrzehnd nachher, als man dieselben zu Hause geradezu verjagte, wurde die Sache ernstlicher in Angriff genommen, was die Waldenser namentlich der warmen Fürsprache der Generalstaaten und des Königs Wilhelm III. von England zu verdanken hatten. Zwar erhoben sich von Seiten der Behörden mancherlei Anstände kirchlicher und politischer Natur mit Rücksicht auf den Prager Vertrag; aber glücklicherweise war man über die Confession der damaligen Waldenser im Unklaren, und als man 1698 erfuhr, daß sie Calvinisten waren, wollte man nicht zurücktreten. Der Herzog, dessen Ahn Christoph schon 1557 und 1561 warmes thätiges Interesse für die Vorfahren der Waldenser bewiesen hatte, ließ sich durch fremde Verwendung und Mitleid bewegen, sie, unter der Fiction einer der im Reiche

recipirten evangelischen Confessionen, 1699 in den seit dem Dreißigjährigen Kriege öde liegenden Ländereien der Aemter Maulbronn und Leonberg aufzunehmen.

Nach diesem Vorgange fand dann die Aufnahme von 400 Hugenotten, welche zunächst in die Schweiz geflüchtet waren, 1699 in Canstatt keinen weitern Anstand. — Am 7. October 1685 hatten die würtembergischen Ober- und Consistorialräthe, unter Bezeugung ihres Abscheues vor den reformirten Glaubenssätzen, in Bezug auf den materiellen Nutzen, welcher dem Lande durch den Gewerbfleiß der Hugenotten etwa erwachsen würde, geäußert: „Dieser Gewinn könne dem Verlust nur einer einzigen Seele in keiner Weise gleichgeschätzt werden, zumal da die Schrift andere, weit sicherere Mittel an Handen gebe, wodurch ein Land in Flor und Aufnehmen gebracht werden könne.“

In ähnlicher Weise sprach unter dem dänischen König Christian V. (1670—99) der Bischof Bagger von Seeland sich gegen die Aufnahme der Hugenotten aus: „Wenn Gott für dienlich hält, dieß arme Land wieder aufzurichten, so wird er dazu Ew. Majestät einen andern Weg eingeben, als die Vermischung der Religionen“, und der Hofprediger wies darauf hin, daß das Lutherthum sich wohl mit dem (1660 eingeführten) Absolutismus vertrage, der Calvinismus aber republikanischer Tendenz sei. Zwar gelang es dem Einfluß von Christian's Gemahlin, Charlotte Amalie, der Tochter des reformirten Landgrafen Wilhelm VI. von Hessen-Kassel, diesen Widerstand so weit zu überwinden, daß der König 1685 ein Aufnahmeedict erließ, und in der That wanderten viele Hugenotten ein; andere, zumal aus Bordeaux, La Rochelle, Nantes, welche mit Kopenhagen in reger Handelsverbindung standen, würden ihnen gefolgt sein, wenn nicht der Einfluß der lutherischen Eiferer den der Königin bald überwogen hätte. Jene erlangten 1690 sogar

ein königliches Edict, welches alle Kinder aus gemischten Ehen in der lutherischen Confession zu erziehen befahl und den Reformirten den Gebrauch der Glocken verwehrte.

Frankreich fühlte den Schlag, den die jesuitische Intoleranz ihm beigebracht. Auf allen Schlachtfeldern traten ihm seine vertriebenen Söhne entgegen. Man hatte wol eine Auswanderung in diesem Umfange nicht vorgesehen, als man die Maßregel traf. Der König suchte das Uebel zu mildern, wenngleich sein Hochmuth die Rücknahme der harten Gesetze nicht zugab. Den in dem verbündeten Dänemark angestellten Offizieren wurde die Hälfte der Einkünfte ihrer in Frankreich liegenden sequestrirten Güter zugesagt, wenn sie durch Zeugnisse des französischen Gesandten halbjährlich nachwiesen, daß sie in dänischen Diensten standen. Man hoffte auf diese Weise die in holländische, englische und brandenburgische Dienste getretenen Offiziere zum Uebertritt in die dänischen zu bewegen.

In der That waren die Wünsche vieler Colonisten selbst auf die Rückkehr gerichtet. Heimwärts zog sie die höhere Cultur, das bessere Klima der alten Heimat, die Freunde und Verwandten, welche sie dort zurückgelassen. Als ein Prophet verkündete der Pastor Jurieu zu Rotterdam die allgemeine Rückkehr nach Frankreich fürs Jahr 1689. Zwar traf diese Weissagung nicht ein, aber die Colonie in Berlin zögerte doch, ein Gotteshaus in Preußen zu erwerben. Nach einigen Jahren belebten die Friedensverhandlungen mit Frankreich und die Heimkehr der Waldenser die Hoffnung von neuem, und wieder sandte Jurieu einen Brief in die Welt an seine Glaubensgenossen. Im October 1696 wurde in Berlin bereits eine Commission für die Organisation der Heimkehr gebildet — doch vergebens!

Die gemeinsamen Vorstellungen Brandenburgs, Englands und Hollands, welche auf dem Ryswijker Friedenscongreß

straffreie Rückkehr der Hugenotten erlangen wollten, blieben erfolglos, im März 1697 gab Ludwig XIV. die abschlägige Antwort.

Die Hugenotten müssen bleiben, in der trügerischen Hoffnung auf den baldigen Tod ihres bejahrten Verfolgers, aber nach wie vor bleiben sie getrennt von ihren deutschen Mitbürgern. Die aus den zweisprachigen Provinzen, wie Metz, bedienen sich ihres deutschen Dialekts nur gegen die Dienstboten, und wenn die Aeltern erzürnt sind, gegen Kinder; unter sich und mit den gebildetern der deutschen Mitbürger wird nur französisch als die Sprache der höhern Cultur geredet. Die Deutschen fügen sich aus nationaler Schwäche, und als der unvermeidliche Proceß der Entnationalisirung der wenig zahlreichen und von jedem Zufluß aus dem Mutterlande abgeschnittenen Bevölkerung im 18. Jahrhundert eintritt, sehen wir mitunter die Behörde als Wächterin der fremden Nationalität auftreten.

Gleich nach der Gründung der Colonie Neu-Isenburg bei Frankfurt a. M. (Privileg vom 20. September 1699) hatten sich auch Deutsche angesiedelt. Sie mußten ihre Kinder in die französische Schule schicken, sich selbst der französischen Kirchenzucht unterwerfen und alle Abgaben gemeinsam mit den Franzosen entrichten, ja es mußten auch, nach einem Decret vom 6. November 1723, diejenigen Lutheraner ihre Kinder reformirt werden lassen, welche von Französisch-Reformirten Ackerfeld kauften! Die deutschen Lutheraner*) konnten nach Sprendlingen (Hessen-Darmstadt), die deutschen Reformirten nach Philippseich (Isenburg) zur Kirche gehen. Erst der Graf Wolfgang Ernst von Isenburg verordnete am 24. Januar 1744, daß der französische

*) Erst 1734 erhielten die bisher blos geduldeten Lutheraner mit den Reformirten im Isenburgischen gleiche Religionsfreiheit.

Geistliche alle drei Wochen im Pfarrhause oder in einem andern von den Deutschen zu bestimmenden Local einen Gottesdienst halten solle, wogegen indeß ausdrücklich die französische strenge Kirchenzucht auch für die Deutschen und die Confirmation der deutschen Kinder in der französischen Kirche festgehalten wurde. Erst 1776 ging die Regierung von ihrem Bestreben ab, Neu-Isenburg als französisches Dorf zu erhalten, und errichtete eine deutsche Schule, deren Kinder indeß den Religionsunterricht in der französischen Schule zu besuchen hatten. In die neu-isenburger Kirche fand die deutsche Sprache erst Eingang infolge eines öffentlichen Skandals. Am 18. Januar 1761 sollte auf dem Rathhause von dem Pfarrer Lepper deutsch gepredigt werden, während in der Kirche der französische Lehrer vorzulesen hatte. Da nur wenige Personen in der Kirche anwesend waren, und auf dem Rathhause eine unerträgliche Kälte herrschte, so zog der Geistliche mit den Deutschen in die Kirche. Als der Pfarrer den Text deutsch zu lesen begann, entstand ein Tumult; mehrere der französischen Gemeindemitglieder protestirten gegen den Gebrauch der deutschen Sprache, drangen bis zur Kanzel vor und warfen die deutsche Bibel herunter. Dieser Frevel wurde an den Rädelsführern mit einem Vierteljahr Gefängniß in Offenbach geahndet, und am 16. Mai 1761 wurde vom fürstlichen Oberamte angeordnet, den einen Sonntag Vormittag französisch und Nachmittag deutsch zu predigen und den nächsten Sonntag umgekehrt. Am 24. August 1768 wurde ferner verfügt, daß die öffentliche Schule nach wie vor französisch bleiben solle, insolange, als die Anzahl der Franzosen stärker als die der Deutsch-Reformirten sein würde, auch dürfte die Kinderlehre in der Kirche nicht anders als französisch gehalten werden und es sei des Pfarrers Pflicht und Vorsorge überlassen, durch Privatunterricht im Hause dafür zu sorgen, daß die Kinder, welche gar kein

Französisch könnten, doch den nöthigen Unterricht des Christenthums in seinem Hause bekämen. Die Predigt soll wechselweise an den Sonn- und Festtagen morgens französisch und deutsch gehalten werden. Durch die Vergrößerung der Gemeinde seitens der Deutschen geschah es aber, daß die letztern bald in der Mehrzahl waren, wodurch die französische Sprache nur in wenigen Familien noch üblich blieb. Die Regierung wünschte indeß noch 1817, daß die französische Sprache in der Schule neben der deutschen fortbestehe. Seit 1819 wurde die Confirmation der Reformirten, die bis dahin hier lediglich in französischer Sprache stattfand, nur am Himmelfahrtsfeste in französischer, am zweiten Pfingstfeiertage dagegen in deutscher Sprache vorgenommen, je nachdem die Aeltern oder Kinder die Handlung in der einen oder andern Sprache begehrten. Um das Jahr 1829 endlich wurde die französische Sprache als eine öffentliche ganz abgeschafft.

In keiner Colonie können wir diesen Kampf genauer ins Einzelne verfolgen, als, dank der vortrefflichen Arbeit von Tollin, in Frankfurt a. d. O. Vergegenwärtigen wir uns die Vergötterung alles Französischen in Deutschland während des größten Theiles des 18. Jahrhunderts, wo, um nur wenige Beispiele anzuführen, ein unwissender Franzose, der das Buch des „Marcus" Tullius Cicero zu den Evangelisten stellte, mit Uebergehung verdienstvoller deutscher Gelehrten in Kassel Bibliothekar des Landgrafen wurde; wo ein Mann wie Lessing seine von Wolfenbüttel nach Braunschweig gerichteten Briefe mit französischen Adressen versah; wo man anfing, Oldenbourg, Neubourg, Regensbourg, Rieppourg, Schoultz u. s. w. in deutschen Büchern zu schreiben, so können wir im voraus sagen, daß der Kampf schwer und langwierig war. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts redete in der französischen Colonie in

Frankfurt a. d. O. deutsch nur, wen die Noth zwang. Zweisprachige Protokolle wurden geführt zwischen den Predigern der beiden reformirten Gemeinden, zwischen dem „Juge français" und dem Magistrat; zwischen einem deutschen Hausverkäufer und einem hugenottischen Käufer. Die letzten Marksteine dieser Verachtung des Deutschen tragen die Namen: Du Port, Hugo, Lasalle. Als sich der Juge du Port 1772 beim Magistrat wegen Uebergriffen beschwert, entgegnet ihm jener gelassen: seine Auslegung der Gesetze müsse wol daher kommen, daß er der deutschen Sprache nicht recht kundig sei. Pastor Hugo erklärt 1798 vor dem Consistoire supérieur sich außer Stande, jemals in deutscher Sprache zu predigen, und Kaufmannswitwe Lasalle kann sich bis an ihren Tod (1832) nicht entschließen, zu dem in deutscher Sprache gehaltenen Abendmahl zu gehen. Schritt vor Schritt vertheidigten die Geistlichen Stellungen, welche durch den Zeitgeist unhaltbar geworden waren. Als Kriegsrath Wasserschleben, Gatte einer Hugenottin, am 17. September 1760 taufen läßt, wünscht er die deutsche Sprache bei der Handlung angewandt zu sehen; da aber diese in der Kirche verpönt ist, tauft statt des französischen Predigers Caussie der deutsche, Professor Stosch, und statt in der Kirche, im Hause. Am 3. Februar 1767 aber wird schon ein französisches Paar vom französischen Pfarrer in deutscher Sprache getraut, und dies wiederholt sich seitdem. Da beschließt am 29. Januar 1780 das Presbyterium, ein Gutachten an das Consistoire supérieur zu richten, daß es den Gebrauch der deutschen Sprache bei Taufen und Trauungen untersage! Diese Behörde erwidert aber: dies Verbot sei unzulässig; sobald die Betheiligten es wünschten und die heiligen Amtshandlungen nur nicht in der französischen Kirche selbst stattfänden, sei der Gebrauch der deutschen Sprache erlaubt. Es war damit nur ein bereits factischer Zustand legalisirt, denn

sämmtliche 34 Trauungen der Jahre 1760—76 wurden deutsch im Hause gefeiert, zwei Fünftel aller Taufen sind deutsch und die Hälfte der Confirmanden versteht 1769 bereits nicht mehr genug französisch, um dem Religionsunterrichte zu folgen.

Von den kirchlichen Handlungen geht der nationale Kampf auf die Schule über. Deutsche Kinder hatte man aus der Schule nicht ganz ausschließen können, wenngleich man ihnen durch ein höheres Schulgeld den Eintritt erschwerte. Allmählich nehmen die deutschen Kinder an Zahl so zu, daß sie mit ihrer Sprachunkenntniß den schnellen Fortschritt der Coloniekinder hemmen. Eine im Februar 1774 gehaltene Versammlung der Familienväter beschwert sich, daß der Schullehrer in den Stunden deutsch spreche, man verbietet es ihm, doch wagt man das Verbot schon nicht mehr öffentlich zu machen. Ein Erlaß des Consistoire supérieur, welcher der französischen Sprache aufzuhelfen vermeint durch das Gebot, deutsch redenden Colonisten alle Unterstützung zu entziehen, hat den entgegengesetzten Erfolg: die deutsch redenden treten aus der Coloniegemeinde aus!

Nun bleibt noch der öffentliche Gottesdienst. Als 1766 die französischen Candidaten Toussaint und Baudouin bei dem deutsch-reformirten Prediger Töllner die Predigt hören und communiciren, verweigert das französische Consistorium ihnen das zum Examen nöthige Sittenzeugniß, aber 1789 muß das Presbyterium dem Magistrat erklären: „Die allergrößte Anzahl unserer Mitglieder wohnt dem deutschen reformirten Gottesdienste bei aus Mangel an hinreichender Kenntniß der französischen Sprache.“ — Das französische Presbyterium, vom deutschen Element überwältigt, stellt sich nun an die Spitze der Bewegung. Auf Wunsch der Familienväter vom 12. August 1798 bestimmt das Consistoire supérieur zu Berlin, daß zwölfmal im Jahre der

Gottesdienst deutsch sein dürfe und von beiden Abendmahlen eins immer deutsch. Hinfort werden der vénérable compagnie die königlichen Verordnungen aus Berlin nicht mehr in der französischen Uebersetzung zugesandt, sondern im deutschen Original, „da ja", schreibt das Consistoire supérieur am 30. August 1790, „die Mehrzahl euerer Beichtkinder diese Sprache besser innehat als das Französische". Als am 24. Juni 1799 ein neuer Pfarrer zu wählen ist, da beschließt die Compagnie, hinfort keinen zu wählen, der nicht im Stande sei deutsch zu predigen. Am 12. Januar 1800 beschließt sie eine deutsche Bibel zum Gebrauche der Colonie anzuschaffen. Auch der Confirmandenunterricht ist in französischer Sprache nicht mehr möglich. Am 22. März 1801 beschließt die Compagnie, man wolle aus Berlin ein Dutzend deutsch-französischer Katechismen kommen lassen. Der Confirmandenunterricht drohte damit zur deutsch-französischen Conversationsstunde zu werden. Vom 1. April 1817 fand nur einmal vierteljährlich französischer Gottesdienst statt, dann immer seltener, bis 1832 mit dem Tode der letzten Hugenottin, der obenerwähnten Frau Lasalle, der officielle französische Gottesdienst aufhörte, wenngleich auf besondern Wunsch Prediger Roquette immer bereit war, von Zeit zu Zeit einen französischen Gottesdienst abzuhalten, um die Existenz einer Colonie zu constatiren.

In den ersten zwölf Jahren der Colonie war es Regel, keinen deutschen Pathen zuzulassen, und das erste als Pathen erbetene deutsche Ehepaar wird 1696 im Kirchenbuche besonders hervorgehoben. Bis 1735 sind es etwa 24, von 1763—80 sind ein Drittel der Taufzeugen Deutsche, 1780—90 die Hälfte, 1790 — 1800 zwei Drittel, 1800 — 20 vier Fünftel.

Auch die Ehen waren im Anfang selten zwischen den Colonisten und den deutschen Stadtbewohnern; bis 1750

reichten Colonistentöchter nur hohen preußischen Beamten die Hand, und bis 1725 haben nur drei Hugenotten um eine Deutsche angehalten. In den Jahren 1725—50 ist schon bei einem vollen Drittel der Colonistenehen die Braut eine Deutsche, und ums Jahr 1760 stellt die Parität sich her.

Was die sprachliche Behandlung der Colonistennamen betrifft, so finden wir in Frankfurt a. d. O. wie an andern Orten, daß anfangs die deutschen Namen, seien es nun solche ursprünglicher Colonisten aus deutsch sprechenden Landen, seien es Namen von Deutschen, die der Colonie sich angeschlossen haben — französirt werden, später aber die französischen Namen germanisirt. Also in Frankfurt a. d. O. in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Chenin = Schöning, Stosse = Stosch, Vandermine = Van der Hemming; in Friedrichsthal in Baden: Chendaler = Schönthaler, Chmucle = Schmuckel; in Neu-Isenburg: Laoûtreback = Lauterbach; in Welsch-Neureuth (Baden): Herlan = Erlang.

Man kann den Uebergang im Kirchenbuche zu Frankfurt a. d. O. verfolgen. Von sämmtlichen Colonistennamen tragen deutsche Form: 1686—1725 nur 2—3 vom Hundert, 1725—30: 20 vom Hundert, 1750—1800: 30 vom Hundert. Aus Le Clerc wird Klerike, aus Hennequin Hennike, aus Mauclerc Munklerh, und man sieht sich genöthigt, neben dem deutschen Namen der Söhne zur Feststellung der Identität den französischen Namen der Väter in den französischen Kirchenbüchern anzuführen: Allard = Allert, Audon = Otto, Calice = Kalisch, Chaîne = Schän, Figue = Figge, Fraise = Freese, Fraiseau = Fresow, Georgeat = Gorgaß, Laurence = Laberenz, Maître = Mether, Bilegard = Bilger, Pitac = Pietag, Renaud = Rennar, Salice = Salisch, de Terre = Dether u. s. w. Allmählich aber verschwindet die französische Form aus dem Gedächtniß und von den 154 Hugenottennamen, welche die französischen

Kirchenbücher 1686—1700 anführen, bleiben für 1725—50 nur 25, 1750—1800: 10, 1853: 3 übrig.

So wurden in Berlin*) aus Lacroix, Poirier, Laforge, Dupré, Hareng**), Sauvage die Namen: Kreuz, Birnbaum, Schmidt, Wiese, Häring, Wild. So soll auch der Name Buttmann ursprünglich Boutemont gelautet haben; er kommt jedoch schon 1758 in Frankfurt a. M. vor. In Isenburg finden wir Schander statt Chantre; der Geschichtschreiber der Pfalz, Widder, stammt aus einer Hugenottenfamilie, die Bélier hieß.

Wenn Tollin drei Perioden annimmt: I. 1688—1702 Zeit der Orientirung im neuen Vaterlande; II. 1702—60 Zeit der Ablösung von Frankreich; III. 1760—1817, Zeit der Verschmelzung mit der deutschen Bevölkerung, so stimmt das so ziemlich mit den beiden Epochen der Reaction des Deutschthums im 18. und 19. Jahrhundert, welche Wei[illegible] aufstellt.

Ganz anders als in Frankfurt a. d. O. verlief die Geschichte der Hugenotten in der gleichnamigen Stadt am Main, wo die Nähe von Frankreich und die zahlreichen Verbindungen commerzieller und anderer Natur mit diesem Lande die kleine französisch-reformirte Gemeinde bis auf diesen Tag in den alten Verhältnissen haben bestehen lassen. Am 3. December 1864 zählte die Gemeinde 464 Mitglieder (202 männliche, 262 weibliche), wovon 340 dem Frankfurter Bürgerverbande angehörten (69 Bürger) und 124 Fremde waren. Trotz dieser geringen Zahl bilden sie nicht nur eine ohne jede Staatsunterstützung bestehende Kirchen-

---

*) Weiß, I, 220.

**) Wilibald Alexis, welcher aus dieser Familie stammt, hat in seinem Roman „Cabanis" das treueste Bild der berliner Colonie um die Mitte des 18. Jahrhunderts geliefert.

gemeinde, sondern unterstützen auch die ärmern französisch-reformirten Gemeinden der Umgegend. Ihre amtliche Sprache ist durchweg französisch, wie sie denn auch in französischer Sprache ihren Status im Adreßbuch aufführt. Das Presbytère de l'Eglise réformée française besteht aus zwei Pasteurs, sechs Anciens und sechs Diacres: die Employés de l'Eglise sind ein Organiste, ein Chantre, ein Marguillier und Commissaire d'Enterrements. Mit der deutschen Schwestergemeinde bildet sie ein gemeinsames „Reformirtes Consistorium". Zu den angesehensten Familien dieser Gemeinde gehörte die Gontard'sche (vgl. Literaturverzeichniß Nr. 7), welche mit Peter Gontard (geboren 1662 zu Grenoble, gestorben 1725 in Frankfurt) hierher kam und mit dessen Sohn Jakob Friedrich (geboren 1702) eine weite Ausbreitung erlangte. Er hatte acht Kinder (vier Söhne und vier Töchter), von welchen fünf Nachkommenschaft hinterließen. Durch diese Kinder kam die Gontard'sche Familie in Verschwägerung mit den angesehenen frankfurter Familien d'Orville, Brevillier, Gogel, de Bary, de Neufville, Sarasin, du Fay, Passavant; die jüngste Tochter aber, Luise Gontard (geboren 1746, vermählt 1779 mit Graf Nesselrode, gestorben 1785) wurde die Mutter des berühmten russischen Reichskanzlers. Die Enkelin Jakob Friedrich Gontard's Maria Magdalena (geboren 1763) heirathete 1787 Johann Friedrich Schönemann, den Bruder von Goethe's Lili, Elisabeth von Türckheim; und wie Jakob Friedrich, ein Bruder der Maria Magdalena (geboren 1764) und seine Gemahlin, geborene Borkenstein aus Hamburg, in den Lebensgang des unglücklichen Hölderlin eingegriffen haben, ist aus der Literaturgeschichte bekannt genug. In dieser (der dritten) Generation war die Familie so verzweigt, daß Frau von Staël bei ihrem Besuche von Frankfurt 1803 nach einem Gastmahle bei Jakob Friedrich Gontard (dem Enkel) wol

einiges Recht hatte in ihr Tagebuch zu schreiben: „Francfort est une très jolie ville, on y dîne parfaitement bien: tout le monde parle français et s'appelle Gontard."

Keine deutsche Stadt hat so sehr ihre ganze Neubelebung in jeder Hinsicht der französischen Colonie zu verdanken wie Erlangen. Die Stadt war im Dreißigjährigen Kriege vollständig niedergebrannt worden (1631 und 1634); erst 1636 kehrte ein Rest der Bewohner zurück und baute mit Almosen einen Theil der Stadt wieder auf; doch dauerte es bis 1655, daß die Kirche vollendet wurde. Der Markgraf Christian Ernst gehörte, trotz der theologischen Bedenken des Consistoriums zu Baireuth, zu den Fürsten, welche am bereitwilligsten waren zur Aufnahme der Hugenotten. Er versicherte die Flüchtlinge seines Schutzes durch eine Declaration vom 23. November 1685 und bot ihnen gastliche Aufnahme in seinen Ländern an. Er wurde dabei noch ermuntert durch ein Schreiben seines Verwandten und gewesenen Vormundes, des Großen Kurfürsten, vom 4. Februar 1686, worin derselbe dem Markgrafen seinen Beistand zusicherte, „wenn man wegen der Refugiés ihm einigen Tort oder Verdruß sollte zufügen wollen", und ihn ermahnte, denselben das Exercitium religionis dergestalt, wie sie dasselbe in Frankreich gehabt, zu verstatten, „Inmaßen denn Ew. Liebden dero aequanimität und hohen Begabniß nach leicht ermessen werden, nachdemahlen die vornehmste und einzige Ursache, warumb diese arme Leute all das Ihrige verlassen, vornehmlich diese ist, umb den Allerhöchsten in einer religion, welche sie in ihrem Gewissen vor rein und seligmachend halten, zu dienen, daß ihnen dannenhero mit allen zeitlichen Avantagen wie groß und ansehnlich dieselben auch seyn möchten, wenig gedienet seyn würde, wenn ihnen dabey solch ihr Religions-Exercitium geweigert und difficultiret werden sollte." Am 26. April 1686 sandten die „Evangelischen

Stätten der Eidtgnoschafft *) Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen" dem Markgrafen ein Dankschreiben. Die vertriebenen Franzosen säumten deshalb nicht lange, von der eröffneten Freistätte Gebrauch zu machen, sondern kamen alsbald in großer Anzahl in das Fürstenthum Baireuth und zwar am 17. Mai 1686 nach Erlangen, dann nach Schwabach. Auf besondern Befehl des Markgrafen mußte ihnen von den Bürgern zu Erlangen nicht nur freies Quartier eingeräumt werden, sondern viele erhielten auch freie Verpflegung. Bei zunehmendem Andrange derselben wurde ein Theil nach Baiersdorf und in die benachbarten Ortschaften verlegt, woselbst ihnen, wie auch in Erlangen, auf fürstliche Rechnung zweimal wöchentlich Fleisch und Geld vertheilt wurde. Doch rissen bösartige Krankheiten unter ihnen ein und vermehrten den Unwillen, mit welchem die Bürger zu Erlangen die erzwungene Gastfreundschaft übten. Nach mehrfacher Ueberlegung wurde endlich der unmittelbare Anbau einer zweiten Stadt bei Erlangen beschlossen und mit der öffentlichen Verbürgung freier Religionsübung am 6. December 1686 ins Werk gesetzt.

Der landläufige Spott über die künstlichen Städte von Fürstengnaden scheint uns bedeutender Einschränkung zu bedürfen. Solange die Fürsten nicht ganz willkürlich Plätze wählten, solange sie nur zerstörte Städte, welche nach dem wirklichen Bedürfnisse entstanden waren, wieder aufbauten oder erweiterten, liegt kein Grund zum Spotte vor. Die Initiative aber darf den Fürsten am wenigsten in der Zeit übel genommen werden, von welcher jetzt die Rede ist, wo das Volk

*) Man darf nicht vergessen, daß die jetzt wieder üblich gewordene schriftmäßige Form „Eidgenossen" damals ganz in der obigen Entstellung untergegangen war, und man wird den Uebergang derselben in Hugenots ganz erklärlich finden.

durch die Kriegsleiden jeder Thatkraft, jedes Unternehmungsgeistes beraubt war. Der Wald bei Erlangen wurde ausgerodet und die Neustadt auf diesem Platz nach einheitlichem Plane begonnen, wobei die Bürger von Erlangen und die Einwohner der nächsten Ortschaften Hand- und Spannfronen leisten mußten. Erst am 22. August 1687 beschränkte der Markgraf diese Leistungen dahin, daß sechs Jahre lang täglich 20 Wagen, mit je drei Stück Vieh bespannt, Baumaterialien beischaffen sollten. Aber die Colonisten waren zu wenig bemittelt, um Häuser zu bauen oder auch nur dem Markgrafen die auf seine Kosten erbauten abzukaufen. Deshalb erweiterte der Markgraf die Privilegien der Neustadt; er übernahm die Erbauung der Kirche und die Dotation eines Armen- und Krankenhauses; er sicherte den Colonisten gleiche Ansprüche auf alle Civil- und Militärämter zu, eigenen Gerichtsstand, freien Handel im ganzen Fürstenthum, Freiheit von dem Zunftverbande und zehnjährige Abgabenfreiheit. Diese Vortheile wurden auch den deutschen Ansiedlern gewährt und eigene Commissarien nach Holland geschickt, um für die Colonisten Geld zu sammeln.

Bei aller Gnade und Unterstützung, welche die landflüchtigen Franzosen gefunden hatten, gaben sie doch wenige Beweise von Dank und Zufriedenheit, sondern tumultuirten schon im zweiten Jahre ihrer Ansässigkeit, weshalb ein Commissar mit Truppen von Baireuth abgesandt wurde, um die Ruhe wiederherzustellen. Im Jahre 1688 brachen confessionelle Zwistigkeiten aus, sodaß der Markgraf, als der Große Kurfürst ihm die französischen Flüchtlinge aufs Neue empfahl, sich zu der Antwort veranlaßt fand (am 15. Juni 1688): „Daß ihnen zwar alles Gute geschehen sey und auch ferner geschehen solle, wenn sie sich nur unter einander selbst besser verstünden und freundschaftlicher gegen einander wären.“

Als 1688 Frankreich den Krieg gegen das Reich begann, sistirte der Markgraf die Aufnahme der Franzosen, indem er es für bedenklich hielt, unter diesen Umständen noch mehr unruhige Leute ins Land zu rufen; doch brachte der Einfall der Franzosen in die Rheinpfalz ihm reformirte Pfälzer, welchen sich die soeben erst dahin ausgewanderten Waldenser anschlossen, und der Anbau der Neustadt-Erlangen nahm so zu, daß der Markgraf 1692 einen eigenen Oberbaudirector für dieselbe ernennen mußte, und durch Declaration vom 21. Februar 1693 die den ursprünglichen Colonisten verliehenen Privilegien auf die neuen Ansiedler ausdehnte. Am 26. Februar 1693 wurde in Gegenwart des Markgrafen und seiner Familie die auf seine Kosten den deutschen und französischen Reformirten erbaute Kirche mit einer französischen und am 27. mit einer deutschen Predigt eingeweiht. Um für die verschiedenartigen Gewerbzweige, welche die Einwanderer einführten (Wollenweberei, Gerberei, Färberei, Metallwaaren u. s. w.) die nöthige Wasserkraft zu gewinnen, legte der Markgraf von 1688—94 Kanäle an, er verlieh der Stadt 1694 zwei Messen, er bewilligte 1698 zwanzigjährige Steuerfreiheit für Neubauten und für die Waarenniederlage, und sah seine Schöpfung immer lebhafter materiell aufblühen.

Aber der Markgraf richtete sein Augenmerk auch auf die Errichtung einer höhern Bildungsanstalt. Am 27. Juli 1696 wurde ein Auditorium publicum für classische Bildung eröffnet nach den Plänen des mit dem Oberdirectorium der Stadt beauftragten Oberhofmeisters Baron Christoph Adam Groß von Trockau, und diese Anstalt am 2. Januar 1702 zu einer Ritterakademie für Adeliche erweitert, welcher Groß von Trockau sein ganzes Vermögen vermachte.

Der Markgraf, welcher der Neustadt fortwährend sein Interesse schenkte, nannte sie am 9. März „Christian-

Erlangen"; als er im folgenden Jahre in den Krieg gegen Frankreich zog, legte er in seinem Testament dem Erbprinzen Georg Wilhelm die Verpflichtung auf, seine Schöpfung zu vollenden, falls er nicht lebend zurückkehren sollte. Markgraf Christian Ernst starb nach mehr als funfzigjähriger Regierung am 12. Mai 1712; man berechnet auf mehr als anderthalb Millionen Gulden die Summe, welche er auf Erlangen verwendet hatte. Unter seinem Nachfolger, Georg Wilhelm, welcher 1726 kinderlos starb, hatte die deutsche Bevölkerung von Erlangen sehr zugenommen, doch war die Trennung noch so schroff, daß bei der Huldigung für den neuen Landesherrn, Markgrafen Georg Friedrich Karl, am 11. Juli 1727 Streitigkeiten zwischen der französischen und deutschen Nation entstanden, weil die französische Nation zuerst den Huldigungseid geleistet hatte. Der Markgraf entschied, daß beim nächsten male die Deutschen vorangehen sollten. Die Ritterakademie hatte nicht recht gedeihen wollen; schon Georg Wilhelm hatte mancherlei Experimente mit ihr vorgenommen, ohne daß es ihm gelingen wollte, sie zu heben, endlich wurde sie 1742 aufgehoben, aber der ursprüngliche Gedanke des Stifters ging nicht verloren, wurde vielmehr noch vollkommener verwirklicht durch die Stiftung der erlanger Universität 1743. — Nach der Abdankung des letzten kinderlosen Markgrafen von Baireuth, Alexander (1769—91), wurden die fränkischen Lande der Hohenzollern mit Preußen vereinigt (1792); das hundertjährige Erinnerungsfest an die Einweihung ihrer Kirche begingen die französischen Colonisten am 26. Februar 1793, während alte und neue Landsleute sich am Rhein blutig bekämpften. Durch seine Colonie ward Erlangen das Wanderziel vieler den Revolutionsgreueln der Heimat entflohenen Franzosen, welche hier Gelegenheit fanden, die Erziehung ihrer Kinder in gewohnter Weise fortzusetzen; seitdem aber sind die

reformirten Gemeindeglieder auf eine geringe Zahl zusammengeschmolzen.

Vereinzelte Trümmer jener französischen Colonien bestehen, wie wir sahen, in Deutschland noch heute; aber der confessionelle und nationale Hader, welcher Fremde und Einheimische so oft und lange entzweite, ist längst erloschen und vergessen, und selbst da, wo die Gemeinden Helvetischen und Augsburgischen Bekenntnisses noch getrennt nebeneinander wohnen, leben sie in Eintracht. Die Nachkommen der Franzosen, denen unsere Vorfahren ein Asyl gaben, haben sich in allen deutschen Kämpfen als untadelige Patrioten bewährt, und mancher berühmte echt deutsche Mann trägt in seinem französischen Namen das einzige Merkzeichen, daß er von jenen fremden Colonisten abstamme. Wir finden es jetzt sehr natürlich, daß vergleichsweise so kleine Gruppen von Einwanderern inmitten einer großen culturmächtigen Nation zuletzt völlig in derselben aufgehen mußten. Aber ein Rückblick auf die vorhergehende Darstellung zeigt uns auch, wie erstaunlich langsam sich dieser natürliche Proceß vollzog, welche seltsam gekreuzten Motive confessioneller, wirthschaftlicher und politischer Engherzigkeit zusammenwirkten, um die französischen Colonien über ein Jahrhundert hinaus in sich abzuschließen, ja wie die Deutschen selbst mit großem Fleiße dafür sorgten, daß die Franzosen in Deutschland recht lange und gründlich französisch blieben! Solches geschah in jenen schweren Tagen, wo Deutschland sich selber suchte und sich nicht finden konnte; es ist besonders lehrreich, heute dessen zu gedenken, wo Deutschland sich wiedergefunden hat.

Anmerkungen.

Bei vorstehender Darstellung sind hauptsächlich folgende Schriften benutzt:

1. Histoire des réfugiés protestants de France depuis la révocation de l'Edit de Nantes jusqu'à nos jours par M. Ch. Weiss, professeur d'histoire au Lycée Bonaparte (2 Bde., Paris, Charpentier, 1853).

Der Verfasser hat in Paris, in Großbritannien, der Schweiz und den Niederlanden archivalische Studien angestellt; in Bezug auf Deutschland dagegen war er auf gedruckte Werke und einzelne Nachrichten, welche die französischen diplomatischen Agenten aus Deutschland sandten, beschränkt. Deutschland steht daher hinsichtlich der Nachrichten über die Gegenwart der französischen Colonien hinter den übrigen Ländern in diesem Hauptwerke zurück.

2. Uebersicht der Wanderungen und Niederlassungen französischer, savoyischer und niederländischer Religionsflüchtlinge, besonders nach und in Deutschland (Karlsruhe, Chr. F. Müller's Hofbuchhandlung, 1854).

Ein Auszug aus Weiß' Werk, auf Deutschland beschränkt, aber unter Hinzufügung von Nachrichten über die gegenwärtigen Verhältnisse der Colonien und von Mittheilungen über die Wallonen und Waldensergemeinden, welche Weiß, seinem Plane gemäß, nur flüchtig berührt.

3. Zeitschrift für die Provinz Hanau, herausgegeben von Karl Arnd, Landbaumeister (Bd. I, Heft 1 und 2, Hanau, F. König, 1839).

4. Dr. Stälin, Das Rechtsverhältniß der religiösen Gemeinschaften und der fremden Religionsverwandten in Würtemberg, in: Würtembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, Jahrgang 1868, S. 151 (Stuttgart, Lindemann, 1870).

5. Mittheilungen des historisch-statistischen Vereins zu Frankfurt a. d. O. (Heft 8). Geschichte der französischen Colonie zu Frankfurt a. d. O., vom Prediger Licentiat Tollin (Frankfurt a. d. O., Trowitzsch, 1868).

6. (Pfarrer Philipp Weyell) Die französische Colonie Neu-Isenburg bei Frankfurt a. M. (Frankfurt a. M., F. B. Auffarth, 1861).

7. Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebenzigers; zusammengestellt von Karl Jügel. Mit Lili's Porträt. Für den Verfasser als Manuscript gedruckt (Frankfurt a. M. 1857).

Von dem 1869 verstorbenen Buchhändler Karl Jügel in Frankfurt (geboren 1783 zu Düren bei Aachen), welcher durch seinen Schwiegervater, Friedrich Schönemann, der Neffe von Goethe's Lili, und durch seine Schwiegermutter, geborene Gontard, mit der sehr ausgebreiteten französisch-reformirten Familie Gontard verwandt war, über welche das oben angeführte Buch interessante Mittheilungen enthält.

8. Geschichte der Stadt Erlangen von ihrem Ursprunge unter den fränkischen Königen bis zur Abtretung an die Krone Baiern, nach Urkunden und amtlichen Quellen bearbeitet von Ferdinand Lammers, erstem Bürgermeister der Stadt Erlangen (Erlangen, J. J. Palm und E. Enke, 1834).

Von den Urkunden gehören hierher Nr. 53—55.

Die Eroberung der Stadt Münster im Jahre 1535.

Eine Untersuchung

von

C. A. Cornelius.

war und auf der anderen Seite vor der Stadt ein Schanzmeister gewesen war, dem alle Gelegenheit draußen und drinnen wohl bekannt war, und der bei Tag und Nacht Rundel Bollwerk Basteien mit allem Fleiß und Vortheil abgesehen hatte, auch wo die Wassergräben Wälle und Veste um die Stadt schwach oder fest, weit oder enge seien: so, als er zur Stadt hinaus gelassen wurde, wußte er zur Stunde den rechten Weg und weiter durch den Haag über die Schanze der Gegenpartei, durch welchen er sich mit Gewalt drängen mußte, und kam so vier Meilen Wegs von Münster in ein Städtchen, Hamme genannt, dem Herzog von Cleve zugehörig. Alsbald hat er einen beschicken lassen, mit Namen Meinert van dem Hamme, der war dort wohnhaft und ein Oberster in Friesland gewesen. Dem hielt er vor, er wisse daß er in Ungnade des Bischofs von Münster stehe, weil er von den frommen Landsknechten in die Stadt gefallen, und wenn ihm der Herr freies Geleite zusage, so wolle er Seiner fürstlichen Gnaden eine Sache zu erkennen geben, woran Land und Leute gelegen. Sobald Meinert vam Hamme solche Botschaft vernommen, hat er nicht lang gesäumt und die Sache dem Bischof vorgebracht. Da hat ihm der Bischof sicheres Geleite zugesagt und ihn auf einen bequemen Platz beschieden, wohin Seine fürstliche Gnade kommen wolle. So hat sich der Bischof mit seinen Räthen kurz berathen, sind zu genanntem HenSken auf den bestimmten Platz gekommen und die Sache begehrt zu hören. Da hat er dem Bischof und seinen Räthen vorgehalten: er wolle Seiner Gnaden eine Sache zu erkennen geben, wenn die einen Fortgang habe, so dürfe er sein Leben lang unter keinen Haufen Landsknechte mehr kommen; wolle nun Seine Gnade ihn sein Leben lang unterhalten oder ihm so viel geben daß er sich sein Leben lang davon unterhalten könne, so wolle er Seiner fürstlichen Gnaden auf S. Johans Nacht zu zehn Uhren die Stadt öffnen und trocknen Fußes überliefern. Darüber hat der Bischof mit seinen Räthen und Edelleuten sammt allen Befehlsleuten einen kurzen Rath gehalten und sind des eins geworden, so fern die Sache einen Fortgang nehme, wolle der Oberste mit allen Befehlsleuten und Edelleuten zum ersten daran sein, und daß der Bischof auf allen Blockhäusern Gemeine halte und die Sache auch dem gemeinen Mann vorhalte und ihnen zu erkennen gebe, wenn sie es mit ihm wagen wollten, so sage er ihnen zu, daß der Oberste mit dem Adel und allen Haupt- und Befehlsleuten zuvorderst daran sein sollten. Des war der gemeine Mann

uch wohl zufrieden, und schrien alle: ja ja wir haben lange genug m Stroh gelegen, wollen auch einmal in den Betten schlafen! Darnach hat der Bischof den Kundschafter nach seinem Begehr zu-frieden gestellt, und haben ihren Abschied mit einander gemacht und beschlossen, daß sie auf vorgenannte Stunde vor die Kreuz-pforte ziehen sollten, so wollte er ihnen Zeichen geben, und wann ie die Zeichen wahrnähmen, dann sollten alle Sachen klar sein, ann sollten sie vorwärts ziehen. Darauf zog der Kundschafter wieder in die Stadt und machte dem Könige weiß, er hätte alles estellt, auf die Stunde würde Proviant und drei hundert Knechte ommen. Da war der König sammt allen Doppelsöldnern froh und machten sich unter einander gut Zeit. Da nun aber der An-schlag vierzehn Tage vor S. Johans Tag geschah, haben sie mitt-er Zeit allen Steigzeug mit Leitern und aller Nothdurft zugerüstet, und sind auf die bestimmte Zeit vor die Pforte gezogen; da hat er genannte Kundschafter ihnen Zeichen gegeben, daß alle Dinge klar seien, da sind sie vorwärts gezogen. Da war aber der Kund-schafter des Abends zu den Wächtern gegangen, die auf dem Thurm des Rundels dieselbe Nacht wachten, und, da er Wacht-meister war, ihnen vorgehalten, es würde des Abends Volk und Proviant in die Stadt kommen, sie sollten schlafen und guter Dinge sein und sollten sich still halten und um das Volk nicht kümmern, wie sie auch thaten. Und als der Haufe stark nach-drückte, kamen sie an dem Graben zu einer kleinen Pforte, die war offen; da mußten sie über den Graben, der war um die ganze Stadt nirgends so schmal als an dem einen Ort, wie ihn der Kundschafter bezeichnet hatte: da warfen sie ihre Leitern an den Graben und machten eine Brücke zu der Mauer. Da nun etliche über den Graben gekommen waren, zogen sie an der Mauer her, bis zu dem Thurm des Rundels, die Kreuzpforte genannt: da schlugen sie ihre Steigleitern an, welche Mannslang zu kurz waren, daß sie da nichts ausrichten konnten. Da rückten sie mit den Leitern an der Mauer her bis zu dem Bollwerk des Zwin-gers; da schlugen sie ihre Leitern wieder an und halfen sich einan-der auf das Bollwerk des Rundels oder Zwingers, und als sie hinauf gelangten, zogen sie noch etliche mit den Hellebarden auf das Bollwerk, so lang bis sie dreißig Mann stark wurden. Da giengen sie durch die Schildwacht des Zwingers, wo alle Nacht zwei auf der Schildwacht wachen mußten und acht auf dem Thurme des Rundels, bei denen der Kundschafter vorher gewesen. Den

ersten Wächter, der ihnen begegnete, fragten sie flugs, was die Losung sei; der sagte sie ihnen und sprach „Erde"; alsbald war da einer mit einem Schlagschwert und hieb ihn in zwei Stücke. In derselben Nacht war „Erde" die Losung derer in der Stadt, und die Losung vor der Stadt war „Maria die Mutter Gottes"; und sie hatten zum Feldzeichen einen Strohwisch um den Arm. Da stieß der andre Schildwächter auch auf sie und fragte sie nach der Losung; da sagten sie ihm auch „Erde"; damit war er zufrieden; da giengen zwei oder drei vor ihm her, da stachen ihn die andern auch flugs zu Tode. Darnach giengen sie alsbald zu den andern Wächtern auf den Thurm des Rundels und fragten sie auch nach der Losung; die sagten auch, „Erde" sei die Losung. Da sie nun der Losung gewiß waren, stachen sie die auch flugs zu Tode. Da hatten sie das Rundel inne des Zwingers sammt den Pforten Basteien und Bollwerken, daß sie von niemand wohl verhindert oder gehört mochten werden. Da giengen sie wieder zurück des Zwingers nach dem Bollwerk, wo sie die Leitern angelehnt hatten, die Mannslang zu kurz waren; da boten sie den andern die Hellebarden und zogen sich also einander auf das Bollwerk und weiter über die Mauer, so lang bis sie bei dritthalbhundert wurden. Da drangen, die außerhalb der Mauer waren, so stark nach, daß die Brücke über den Graben brach. Da nun die auf dem Rundel sahen, daß sie dritthalbhundert stark waren, so zogen sie flugs fort in der Stille, und schrien „hier nach, hier nach, liebe Brüder", und meinten, daß die außerhalb der Mauer waren, ihnen auch folgten. Da sie nun zu dem nächsten Thurm der Stadtmauer kamen und die Pforte offen stehn fanden, zogen sie stracks fort bis mitten auf den Markt. Da war es schier um die Tageszeit. Da giengen ringsumher alle Trommeln an, und sie ließen alsbald sieben Fähnlein fliegen, schrien alle „Allarm, allarm". Da wurden die Bürger und der König erst gewahr, daß die Feinde in der Stadt wären. Bald haben sie sich auch versammelt und schlugen die Feinde mit gewaltiger Hand über den Markt wieder zurück bis zu der Pforte, durch die sie herein gekommen waren. Während des hatte aber ein Bürger die Pforte zugeschlossen, daß sie nicht wieder hinaus konnten. Da rief ihnen der König zu: „Ihr lieben Landsknechte, legt eure Wehr von euch und zieht wieder zur Pforten hinaus, euch soll kein Leid geschehen." Alsbald liefen die Bürger auf den Wall und schrien den Knechten zu, sie sollten ihre Fähnlein und ihre Obersten

wieder holen. Des alles sich des Bischofs Volk nicht irren ließ, und schlugen die Pforten mit Hämmern und Aexten entzwei, und so bald sie die Pforten geöffnet hatten, eilten sie flugs nach dem Rundel und steckten ihre Fähnlein über dem Thurm gegen die Blockhäuser hinaus. Da die vor der Stadt, wegen des großen Schießens in der Stadt, meinten daß ihre Mitbrüder alle erschlagen und todt seien, sind sie, als ihnen die Brücke zerbrochen war, wieder in die Blockhäuser in ihren Vortheil gefallen. Als sie aber das Fähnlein auf der Mauer sahen, woran sie merkten daß ihre Mitbrüder noch am Leben waren, und ihnen alle Pforten geöffnet, da kamen sie ihnen mit Gewalt zu Hülfe in die Stadt, und schlugen und stachen den König mit allen Wiedertäufern wiederum über den Markt durch ihre Wagenburg bis auf den Domhof. Da stellten sie sich wieder zur Wehr. Da wurden sie von dem Domhof mit aller Macht gedrängt bis auf S. Michels Capelle; von da thaten sie großen mächtigen Schaden mit Schießen, daß des Bischofs Volk sehr stark beschädigt ward und vor dem Geschütz hinter den Dom entwich. Also lagen sie auf vorgemeldeter Capelle bis um die zehnte Stunde. Während des wurde der König gefangen, der wiederum zurück gewichen war, auf S. Ilien Pforte, welche die festeste Pforte vor der Stadt war. Darnach begehrten sie vor den Obersten und Sprache mit ihm zu halten, was ihnen vergönnt wurde. Da ward da von beiden Parteien so viel gehandelt, daß ein jeglicher Bürger wieder in sein Haus gehen solle bis auf des Bischofs Ankunft; alsdann solle weiter in den Sachen gehandelt werden. Auf dieß wurde ihnen Glaube zugesagt. Da zog ein jeglicher wieder in sein Haus. Als nun aber die Landsknechte großen merklichen Schaden gelitten, und vernahmen daß der namhaftesten Edelleute und Doppelsöldner bei anderthalbhundert zu Tode gekommen waren, da fielen sie mit grimmigem Zorn in die Häuser, und wo sie derselben übrig gebliebenen Bürger welche fanden, die rissen sie bei den Köpfen aus den Häusern auf die Straße und hieben sie in Stücke u. s. w.

Der erste Blick auf diesen Bericht erregt die Vermuthung, daß wir es hier nicht mit reiner, sei es auch im einzelnen mangelhafter, Geschichte zu thun haben, sondern daß die lebendige Ueberlieferung des Volkes einen poetischen Faden in das Gewebe hineingewirkt, die Begebenheit sagen-

haft ausgeschmückt hat. In der That wissen andere erste Erzählungen nichts von der Verabredung des Verräthers mit den Inhabern der Stadt, geschweige von der Scene bei Hof, mit welcher der Bericht fast opernhaft anhebt. Die Sache ist einfacher zugegangen: der Mann entläuft wie andere, rettet sich und führt dann die Belagerer an einer leichter zugänglichen Stelle über die Verschanzungen und bis in die Stadt. Der mythische Zusatz wird schon durch seine eigene innere Unwahrheit widerlegt: denn wie sollten die Wächter und, wie sich versteht, auch die übrigen Einwohner der Stadt gerade in dem Augenblick sich zum Schlaf entschließen, wo sie die Rettung aus aller Noth erwarten? Obendrein ist er in die ungeschicktesten Hände gefallen. Hat doch der Verfasser des Berichts nicht einmal bemerkt, daß nach seiner Erzählung die Landsknechte eigentlich gar nicht nöthig haben sollten, den mühsamen Weg über Graben und Wall einzuschlagen!

Indem wir nun von der Sage an und für sich absehen, bemerken wir doch, daß sie gerade an einem Punkte sich angesetzt hat, der auch in der rein historischen Ueberlieferung zu Bedenken Anlaß gibt, die sich nicht leicht aus dem Wege räumen lassen und doch vor allem gehoben werden müssen: denn es ist der Angelpunkt der ganzen Begebenheit, um den es sich handelt. Darin ist alle Ueberlieferung einig, daß zuerst nur ein kleinerer Theil der belagernden Heerschar in die Stadt eindringt, die übrigen gehindert werden nachzufolgen, daß die Eingedrungenen in hartem stundenlangem Kampfe mit den Münsterischen sich abmühen, und dann erst durch das spätere Hinzutreten des ganzen Heeres der Widerstand gänzlich besiegt wird. Wie kommt das? Die Sage will, so scheint es, die Erklärung liefern, indem sie die Zahl der zuerst Eingedrungenen auf eine trügerische Verabredung des Verräthers mit den Inhabern der Stadt gründet.

Sehen wir uns nun nach andern Erklärungen um! Es wird gesagt: die ersten paar hundert haben es vernachlässigt, für die Offenhaltung der innern Pforte, durch welche sie eingedrungen, zu sorgen, und hinter ihrem Rücken wurde sie von herbeieilenden Einwohnern geschlossen. Dagegen läßt sich einwenden, daß bei jenen Hunderten sich Führer ersten Ranges befanden, vor allen Wilken Stedinck, der nach dem Grafen Oberstein der höchste im Heere war, also Männer, denen nicht zuzutrauen, daß sie den Erfolg der Unternehmung und ihr eigenes Leben in muthwilligem Leichtsinn aufs Spiel gesetzt haben werden. Aber das bestimmte Zeugniß liegt vor? Doch nicht überall so bestimmt, daß man nicht zweifeln dürfte und daß man nicht die Behauptung aus einer bloßen Vermuthung, aus dem Bedürfniß einer Erklärung herleiten könnte. Doch wir wollen über das angeregte Bedenken wegsehen und annehmen, es sei so geschehen wie angegeben wird: wie kommt es dann, daß nicht alsbald ein Versuch gemacht wird, die unterbrochene Verbindung nach außen wiederherzustellen, daß vielmehr die Eingedrungenen, unbekümmert um den Rest des Heeres, stundenlang kämpfen, und erst zuletzt die Hülfe herbeizuholen sich entschließen, was dann sofort mit dem gewünschten Erfolge ins Werk gesetzt wird? Es ist möglich, daß stundenlang unüberwindliche Hindernisse im Wege lagen; aber dann bleibt es immerhin unerklärlich, daß nirgends weder solche Hindernisse noch eine Anstrengung oder nur die Absicht, sie wegzuräumen, erwähnt wird. Hier bleibt ein Räthsel zu lösen übrig.

Wir stellen einen andern dunkeln Punkt daneben. Es wird erzählt, daß nach dem Einbrechen des hellen Haufens der Kampf zuletzt um die Wagenburg auf dem Markte sich zusammenzog, und hier der entschlossene Widerstand einiger hundert Männer durch einen Vertrag auf die Bedingung des freien Abzugs beendigt wurde. Das ist unzweifelhaft

geschehen. Ebenso wenig aber läßt sich bezweifeln, daß dieser Vertrag nur wenigen der sich ergebenden Männer wirklich das Leben gerettet hat. Wie kam das? Die Knechte, sagt man, waren in Wuth über ihre im Kampfe erlittenen Verluste und schlugen todt, was ihnen vor Augen kam. Aber wenn wir diese Erklärung, oder andere ähnlichen Schlages — denn es herrscht darin durchaus keine Uebereinstimmung — hinnehmen, so ist damit doch nicht zugleich erklärt, daß von einer Anstrengung der Führer, den eben von ihnen geschlossenen Vertrag gegen schmählichen Bruch zu vertheidigen, nirgends mit einem Wort die Rede ist.

Es ist also von der ganzen Begebenheit kaum etwas im Klaren als der Anfang, die Art nämlich, wie man den Weg in die Stadt gefunden hat. Die übrigen wichtigern Momente sind von den ersten Berichten im Dunkel gelassen worden, und nur ein sagenhafter Zusatz deutet vielleicht auf ein Gefühl von der Mangelhaftigkeit der gangbaren Erzählung hin. Wir gehen also weiter und wenden uns zu den gelehrten Sammlern und Forschern, zu Kerssenbroick und Hamelmann.

Hier erhalten wir nun eine ziemliche Zahl von Einzelheiten über das Eindringen der Belagerer und den Kampf innerhalb der Stadt; Personen werden genannt, Oertlichkeiten genau bezeichnet, Wendungen des Gefechts, Verhandlungen der Kämpfenden erzählt, Abenteuer geschildert, ersichtlich alles Dinge, wie sie die folgende Generation der städtischen Einwohnerschaft durch mündliche Ueberlieferung von Vätern empfangen hat, die selber nicht oder nur höchst ausnahmsweise Augenzeugen gewesen sind. Vertrauen erweckt eine solche Ueberlieferung nicht, wie denn auch, in den seltenen Fällen, wo eine Vergleichung mit den Acten möglich ist, die bestimmtesten und genauesten Angaben der beiden Historiker bedeutender Veränderung unterliegen oder auch

in ihr Gegentheil sich umwandeln lassen müssen. Schlimmer aber ist es, daß uns in den wichtigen Punkten diese Schriftsteller so gut wie völlig im Stiche lassen. Kerssenbroick sagt kurz: „Unterdes wurde die Pforte geschlossen.“ Wie und von wem sie geschlossen wurde, erwähnt er nicht; und es fällt nach seiner Anschauung des ganzen Herganges auch kaum ins Gewicht; denn bei ihm erbietet sich Hänschen mit 300 Knechten die Stadt zu erobern, und um völlig sicher zu gehen, gibt man ihm 400; der Rest des Heeres hat keinen Theil an der Aufgabe und scheint nur bestimmt zu sein, der Eroberung zuzuschauen: es liegt also nichts daran, ob hinter den Vierhunderten der Durchgang gesperrt wird. Hamelmann läßt die Wiedertäufer im Kampfe den eindringenden Rest des Heeres zurückwerfen und dann die Pforte schließen; eine Darstellung, die sich wie eine erklärende Vermuthung ausnimmt und doch die Hauptschwierigkeit nicht erklärt. Der Vertrag ist beiden Geschichtschreibern unbekannt. Hamelmann weiß an der betreffenden Stelle nur von Kämpfen und Niederschlagen. Kerssenbroick erzählt von einem Beschlusse, die noch Widerstand Leistenden am Leben zu verschonen und aus der Stadt geleiten zu lassen. Viele, setzt er hinzu, statt sich den zum Auszuge Bereiten anzuschließen, gingen erst nach Hause und wurden später getödtet. Das ist ein Erklärungsversuch für den Vertragsbruch, den er nicht ausdrücklich ausspricht, aber auch nicht ausdrücklich in Abrede stellt; er erzählt nämlich nirgends, daß wirklich jemand friedlich hinausgeleitet oder entlassen worden sei.

Die erst viel später bekannt gewordene Darstellung des Zeitgenossen Heresbach wiederholt in dem einen Punkte die geläufige, oben von uns angezweifelte Erzählung von der leichtsinnigen Vernachlässigung der Pforte und ihrer Schließung durch zufällig herbeigekommene Einwohner der

Stadt, während sie den Bruch des Vertrages mit kurzen mehrdeutigen Worten *) durch nachträgliche Feindseligkeit der Ueberwundenen motivirt.

Wir müssen also schließlich die neueste Vermehrung des Materials ins Auge fassen und zusehen, ob hier für unsere Fragen eine Antwort zu finden ist. Die neuen Documente bestehen hauptsächlich 1) in einem weitläufigen Bericht eines Augenzeugen und Mithandelnden, 2) in den originalen Acten und Briefen, so viele deren in den Archiven aufbewahrt geblieben sind.

Nun gibt allerdings der erstere eine ganz überraschende Ergänzung zu der Geschichte der Eroberung. Der Verfasser, Heinrich Gresbeck, ein münsterischer Bürger, erzählt, wie er zugleich mit Hänschen und drei andern aus der Stadt entwichen, aber, unglücklicher als jener, in die Hände der Belagerer gerathen, dann von ihnen verschont, den Herren vom Reich ein Modell der Festungswerke, namentlich der schwachen Stelle an der Kreuzpforte gemacht habe. Erst später hat Hänschen dem Bischof seinen Plan vorgelegt, und die Uebereinstimmung desselben mit Gresbeck's Angaben hat wol mehr als alles andere die Herren zu dem Entschlusse bestimmt, sich auf das Unternehmen einzulassen. Nach der Erzählung von den Vorbereitungen folgt dann die Geschichte der Eroberung. Der Bürger — so nennt sich Gresbeck in seinem Berichte — geht voran und die Bauern folgen ihm mit der Brücke, die sie an den Wassergraben bringen. Er schwimmt hinüber und zieht an einer Leine die Brücke nach, schlägt sie dann mit eisernen Haken an das Staket. Darauf wird Hänschen gerufen,

*) — in deditionem recepti, sed post insidias moliri deprehensi plerique occiduntur.

geht über die Brücke und schlägt kurze Leitern an das Staket. Dann holt er 35 Landsknechte, Haupt- und Befehlsleute hinüber, während der Bürger im Graben steht und sie zurechtweist. Hänschen geht nun nach der Pforte, und sein Gesell — d. i. der Landsknecht, der mit ihm aus Münster nach Hamm entkommen war und ihn dann wieder zum Bischof begleitet hatte — nach dem Erdhause und überfallen die Wachen. Dann rufen sie und nun macht der helle Haufe den Anfall. Die Brücke bricht, als 50 auf einmal hinüberstürmen. Mit 400 zuerst hinaufgekommenen Knechten läuft Hänschen in die Stadt und läßt trotz der vorgängigen Mahnung des Bürgers die Pforte unbesetzt, sodaß, ehe die andern Knechte über das Erdhaus hinüberkamen, die Pforte durch herbeigekommene Wiedertäufer zugeschlagen wurde. Am Erdhause trifft der Bürger mit dem Grafen Oberstein zusammen und wird, naß und frierend, von einem Trabanten mit des Grafen spanischem Mantel bekleidet. Die Landsknechte rufen, das sei eins von Hänschen's Stücken, er habe sie verrathen und bringe alle Haupt- und Befehlsleute um den Hals. Bei Tagesanbruch müssen sie von der Stadt zurückweichen; die Weiber singen und rufen ihnen zu, sie sollen ihre großen Hänse wiederholen; und hätte den Bürger sein spanischer Mantel nicht unkenntlich gemacht, so würden die Knechte ihn als Hänschen's Mitschuldigen todtgeschlagen haben u. s. w.

So anschaulich aber und lebendig dies alles ist: weiter, als Gresbeck's Augen reichen, darf man nirgends seiner Erzählung trauen. So sind die folgenden Angaben über die Dinge, die in der Stadt geschahen, unzuverlässig und zum Theil offenbar unrichtig. Und auch die Frage nach der Schließung der Pforte ist dadurch, daß Gresbeck sie so in der herkömmlichen Weise beantwortet, noch keineswegs endgültig entschieden.

Eine sichere Antwort dagegen erwarten wir von den officiellen Acten und den Briefen der Mithandelnden, zu welchen wir uns jetzt wenden. Hier finden wir, den ersten Punkt betreffend, daß zwar die Briefe, in welchen der Bischof von Münster das Ereigniß mittheilt, der Pforte und was damit geschehen sein soll, gar nicht erwähnen; die Briefe und Berichte der Reichsbehörden aber thun dies allerdings und zwar in der gewöhnlichen und uns bekannten Version; und so unwahrscheinlich dieselbe auch sein mag, so würden wir uns dennoch genöthigt sehen, vor der Menge der Zeugnisse unsern Zweifel aufzugeben, wenn nicht auch hier wiederum der Widerspruch, in welchem die Reichsbehörden sich mit sich selbst befinden, uns bedenklich machte. Der Brief des Grafen Oberstein, der von Reichs wegen als Oberster an der Spitze des Belagerungsheeres stand, worin er am 29. Juni dem Herzog von Cleve die frohe Kunde von der Eroberung mittheilt, erzählt, daß die Eingedrungenen das Pförtchen unbesetzt gelassen, worauf einige wenige Einwohner herzugekommen und dasselbe zugeschlagen hätten. Derselbe Mann sagt später in dem amtlichen Berichte, den er in Gemeinschaft mit den vom Reiche geordneten Kriegsräthen an die Reichsstände zu Worms erstattet: „Eine starke Rotte Wiedertäufer sei an die Pforte gekommen, habe die wenigen Knechte dort hinausgestochen und die Pforte geschlossen.“ Noch ganz anders aber spricht sich einer dieser Reichskriegsräthe, der Bürgermeister von Frankfurt, Justinian von Holzhausen, in einem vertraulichen Schreiben aus, das er am 1. Juli nach Hause richtet: „Unterdes wurde das Thörlein geschlossen, niemand weiß eigentlich wie; etliche sagen, die Knechte haben es gethan, um desto ruhiger zu plündern.“

Den zweiten Punkt betreffend, stimmt alles darin überein, daß ein Vertrag geschlossen wurde auf Ergebung und Gnade;

und die Reichsbehörden fügen hinzu, daß jene Leute wirklich zu Stadt und Land hinausgewiesen worden sind. Sie scheinen von einem Bruche des Vertrags gar nichts gehört zu haben. Anders aber lautet eine vertrauliche Mittheilung, die von den bischöflichen Räthen in einer Verhandlung zu Neuß im Juli mit den rheinischen Nachbarfürsten gemacht wurde: „Krechtinck bei zweihundert bei sich gehabt, die Wagenburg eingenommen, sich zur Wehr gestellt, auf Rath des Obersten und Kriegsräthe gehandelt, daß sie sich ergeben wollen und die Wehr von sich gelegt. Dem so geschehen. So soll Krechtinck davon gekommen, aber doch erstochen sein, die andern der Mehrtheil umgekommen. Münster trage des Handels kein Wissen." Eine Erklärung des Vorgegangenen fehlt auch hier.

Wir sind mit den Quellen zu Ende, und der Leser wird zugeben, daß sie über die beiden wichtigen Punkte in ausdrücklichen Worten keine genügende und zweifellose Auskunft gewähren. Es bleibt also nur übrig, den Versuch zu wagen, zwischen den Zeilen zu lesen und durch Combination aus dem Bekannten auf das Unbekannte zu schließen.

In den Kern der Sachlage führt eine Angabe, die der Bericht der Reichsbehörden und der Brief Oberstein's gleichmäßig enthalten, dahin lautend, daß von Stunde der Eroberung an von seiten der Bischöflichen die Reichsbehörden vollkommen beiseitegesetzt und als nicht vorhanden behandelt worden seien. Außerdem entnehmen wir den Acten die Wahrnehmung, daß der Anfall auf die Stadt von den Herren vom Reiche im Einverständniß mit den Bischöflichen anfangs auf eine spätere Zeit verschoben worden war, dann, als infolge des Beschlusses ein Theil der Reichskriegsräthe in Geschäften abgereist war, durch die Bischöflichen rasch die Abänderung des Termins herbeigeführt worden ist.

Der Gegensatz, von welchem diese Thatsachen zeugen,

bestand von Anfang an. Die Idee der Reichsstände, als sie die Belagerung der Stadt Münster zur gemeinen Sache erhoben, war, den Krieg im Namen des Reiches zu führen, wenngleich der Bischof von Münster durch die Natur der Dinge auch fortan zu vorwiegender Anstrengung und Beihülfe gehalten sei; daher verstanden sie auch nicht anders, als daß der Preis des Sieges vorzugsweise dem Reiche zufallen, dem Reiche die Aufrichtung einer neuen Ordnung in der eroberten Stadt zustehen müsse und was mehr dahin gehört. Der Bischof und Landesherr dagegen betrachtete sich als den einzig Berechtigten, die Reichsstände nur als seine verpflichteten Helfer. Dieser Gegensatz wurde durch den Verlauf der Belagerung noch verschärft: das Reich half zu wenig, der Bischof mußte zu viel helfen: der letztere behielt daher auch im wesentlichen die Macht, die Knechte blieben in seinem Eide, die Ansprüche des Grafen Oberstein führten nicht zum Ausgleich, sondern nur zu Mißhelligkeiten und größerer Spannung. Als es dann zur That kommen soll, steht der Bischof voran, er verhandelt mit Hauptleuten und Knechten und bewegt sie zur Unternehmung; die Beute soll zwischen Bischof und Knechten getheilt werden, was auch den Verordnungen des Reiches widersprach. Und als die Eroberung vollbracht ist, nimmt Sterinck, der vor der Theilnahme des Reiches an der Spitze des damals bischöflichen Heeres gestanden hatte, den Befehl an sich, und der Bischof verfügt über alles ohne Rücksicht auf die Reichsbehörden.

Daran knüpften sich später ziemlich langwierige Verhandlungen zwischen Bischof und Reichsständen, die uns hier weiter nicht angehen.

Wenn ich nun die beiden dunkeln Punkte in dem Lichte der allgemeinen Lage betrachte, so erscheint mir folgende Vermuthung über den Hergang wohl berechtigt. In dem Haufen, dem der erste Anlauf anvertraut ist, befinden sich

nicht der Oberste des Heeres und seine Freunde, sondern der Diener des Bischofs, Wilken Stedinck, und wer sonst etwa dem Bischof besonders ergeben oder auch den Herren vom Reiche entgegen ist. Man glaubt, des ganzen Heeres zur Ueberwältigung der Wiedertäufer nicht zu bedürfen, deren Kräfte, wie wir wissen, allgemein unterschätzt wurden. Daher schließt man den Rest des Heeres absichtlich aus, sowol um die Beute für die wenigen Eingedrungenen größer zu machen, als auch um die vollbrachte Thatsache dem Reiche und seinen Ansprüchen entgegenzuhalten. Der Kampf ist schwerer, als man erwartet hat, aber man will den Preis nicht fahren lassen, und erst als die Ermüdung eintritt, stellt man die Verbindung mit den draußen wartenden Genossen her. Der helle Haufe strömt herein, und nun ist nur noch ein letzter verzweifelter Widerstand auf dem Markte zu brechen. Oberstein und die Kriegsräthe schließen den Vertrag, der dem Reste der Gegner das Leben schenkt. Aber ihre Autorität wird misachtet, nicht blos von den Knechten, sondern durchweg und auch von den Hauptleuten, und so entrinnen nur wenige dem Blutbade. Ganz in derselben Zeit wird der gefangene König, der dem Grafen Oberstein in die Hände geliefert worden ist, ihm mit Gewalt abgedrungen und zu dem Bischof abgeführt.

Durch diese Hypothese, die sich ungezwungen aus dem Zusammenhange ergibt, wird, so scheint mir, der ganze Vorgang verständlich und anschaulich. Aber auch, gleichsam zur Probe der Rechnung, wird nun die Haltung der ursprünglichen Quellen begreiflich. Die ganze Literatur wird von der münsterischen Seite beherrscht, die Reichsseite ist nie zum Ausdruck gekommen, was sich am deutlichsten in dem völligen Schweigen aller Quellen *) über Gresbeck's Antheil an der

*) Nur Hamelmann nennt ihn.

Eroberung zeigt; denn Gresbeck war in die Hände der Herren vom Reiche gefallen und ist ihr Werkzeug geblieben, während Hänschen vom Anfang bis zum Ende der Mann des Bischofs von Münster ist. Sehr wenige brauchten den eigentlichen Sachverhalt zu kennen, und diese hatten Ursache zu schweigen und das Gerücht reden zu lassen, das in münsterischem Interesse den Anstoß verhüllte. Eine Ahnung aber von der Wahrheit erhielt sich in der mythisch ausgeschmückten Version, daß nur ein Theil des Heeres zur Unternehmung bestimmt gewesen sei.

Erinnerungen an Rudolf Köpke.

Von

W. von Giesebrecht.

Wenige Wochen vor dem Ausbruche des großen deutschen Krieges, unter dessen Einwirkungen noch unser ganzes Leben steht, starb ein deutscher Gelehrter, der wohl verdient hätte die neue Herrlichkeit Deutschlands zu sehen: denn in der Vorahnung derselben hatte er gelebt, und sie vorbereiten zu helfen war das letzte Ziel aller seiner Bestrebungen gewesen.

Ich spreche von Rudolf Köpke. In mehr als Einer Beziehung ist er zu früh uns entrissen worden. So wenig auch in jenen Tagen allgemeinster Erregung das Geschick des Einzelnen dauernde Theilnahme in Anspruch zu nehmen vermochte, so ergriff doch die Kunde von seinem Tode, als sie sich weiter verbreitete, die Herzen Vieler. Denn seit Jahrzehnden war er in der deutschen Literatur thätig gewesen und alle seine schriftstellerischen Arbeiten hatten von seinem unermüdlichen Fleiße, der Lauterkeit und dem Ernste seiner Gesinnung, wie von der Wärme seines patriotischen Gefühls Zeugniß gegeben. Seine Forschungen für die Geschichte des deutschen Mittelalters erwarben und sichern ihm in unserer gelehrten historischen Literatur für alle Zeit einen ehrenvollen Namen. Aber auch Viele, die an der strengen Forschung keinen Antheil nehmen, haben sich an Schriften erfreut, in welchen er für die Resultate seiner ausgebreiteten Studien eine allgemeinere Theilnahme durch anziehende

Darstellung zu gewinnen wußte. Auch den Freunden des „Historischen Taschenbuchs“ wird noch aus dem Jahre 1864 der schöne Aufsatz: „Römer und Germanen im 4. Jahrhundert“, in Erinnerung sein, in welchem sich die Eigenthümlichkeit seiner populären Schriften in vortheilhaftester Weise zeigt.

Aber der Verstorbene hat nicht nur mit dem geschriebenen, sondern vielleicht noch mehr mit dem gesprochenen Worte gewirkt. Er besaß im seltenen Grade die Gabe klarer, leichtfließender Rede, und sie kam ihm bei den Vorträgen, welche er durch viele Jahre an der berliner Universität und Kriegsakademie hielt, außerordentlich zu statten. Um so sicherer aber wirkte sein Wort, als es der treue Ausdruck einer festbegründeten Ueberzeugung war. Wie der deutsche Gedanke vor allem Köpke beherrschte, so mußte er es auch sein, der am stärksten in seinen Lehrvorträgen durchschlug, und manche seiner früheren Zuhörer mögen seiner patriotischen Worte gedacht haben, als die Hoheit des Vaterlandes so herrlich wieder vor ihren Augen erstand. Ein großer Theil der preußischen Offiziere, denen das Glück beschieden war, für die Herstellung der alten deutschen Macht das Schwert zu ziehen, hat einst zu seinen Füßen gesessen und von ihm gehört, wie viel einst der Name der Deutschen gegolten habe und was er wieder in Zukunft bedeuten müsse.

Wie vielen aber auch sein Tod nahe gegangen ist, unter allen Mitlebenden und Mitstrebenden fühlt doch kaum Einer den Verlust schmerzlicher als ich, der ich jetzt diese Blätter seinem Andenken widme. Der Verstorbene hat viele Freunde gehabt, aber mit keinem ist er durch so viele Jahre, durch so verwandte Studien, durch so gleiche Erlebnisse verbunden gewesen, wie gerade mit mir. Je tiefer die Trauer um unsere Entschlafenen ist, desto mehr scheuen wir uns mit derselben öffentlich hervorzutreten; wie bisher, würde ich

deshalb auch ferner die Erinnerungen an den unvergeßlichen Freund im stillen Herzen getragen haben, wenn mir nicht von verschiedenen Seiten gleichsam zur Pflicht gemacht wäre, für sein Andenken zu sorgen.

Mancher ehrende Nachruf ist Köpke allerdings bereits geweiht worden; auch können andere ebenso gut im Ganzen und im Einzelnen beurtheilen, was er geleistet hat; ihr Urtheil mag sogar unbefangener sein als das meine. Aber wie er das wurde, was er war, und in welchem innern Zusammenhange alle seine Leistungen standen, kann doch kaum ein anderer so nachweisen als ich, der ich mit ihm von der frühesten Kindheit an bis zu den Jahren reiffster Entwickelung in fast ununterbrochenem Umgange gestanden habe und ihn so weit zu erforschen Gelegenheit hatte, wie überhaupt der menschliche Blick in das innere Wesen eines andern reicht.

Oft ist es bekanntlich kein sonderliches Glück, in das Innerste geistig bedeutender Männer blicken zu können, und man hat Ursache, von den Beobachtungen, die man da macht, möglichst wenig zu reden. Hier war es anders. Je näher man Köpke trat, desto achtungswürdiger und liebenswürdiger erschien er. Als Leopold von Ranke vor der Leiche des auch ihm so theuren Mannes stand, sagte er: als eine Gnade Gottes empfinde er es, mit einem so reinen Menschen durch ein Menschenalter verbunden gewesen zu sein. Mir wurde das Glück zutheil, in Köpke in früher Jugend den trefflichsten Freund zu finden und ihm ein halbes Jahrhundert nahe zu stehen. An alles, was ich mit ihm erlebt, denke ich gern zurück; ich habe nichts zu verhüllen und nichts zu verschweigen.

Das Leben deutscher Gelehrter pflegt einen einfachen Verlauf zu haben, und Köpke's Leben zeichnet sich nur dadurch aus, daß es noch einfacher war als sonst die Regel.

Wer sich nicht für ihn und seine Geistesentwickelung interessirt, wird kaum Bemerkenswerthes hier finden. Das meiste Mitzutheilende beruht auf gemeinsamen Erlebnissen, und ich werde deshalb auch von meiner eigenen Person öfters reden müssen. In der Natur dieser Aufzeichnungen wird dies hoffentlich seine Rechtfertigung finden; vielleicht ist es auch nicht ganz ohne Interesse, gleich an einem Doppelbeispiele so zu verfolgen, wie sich inmitten der Hauptstadt des preußischen Staates allmählich bei der jetzt im Absterben begriffenen Generation die Anschauungen entwickelt haben, welche jetzt die deutschen Verhältnisse beherrschen. Es sind die gleichen Einwirkungen der Zeit und des Ortes gewesen, unter denen viele ihre Bildung erhielten, die in Politik und Literatur auf die Neugestaltung Deutschlands Einfluß geübt haben und üben.

Rudolf — man erlaube mir den entschlafenen Freund auch hier fortan mit demselben Namen zu bezeichnen, mit dem ich immer von dem lebenden gesprochen — hat selbst keine Familie begründet: demungeachtet hing er so sehr am Familienleben, wie es selbst in Norddeutschland, wo die Bande des Hauses noch fester sind, nur selten vorkommt. Sein ganzes Leben hindurch fühlte er sich vor allem als Sohn des Aelternhauses; mit hingebender Treue übte er alle Pflichten des Sohnes und war der liebevollste Bruder seiner einzigen, erheblich jüngeren Schwester.

Aber er sah seine Familie nicht allein in den Angehörigen des Hauses, sondern in allen Blutsverwandten, auch in den längst aus dem Leben geschiedenen. Deshalb hat er seine historischen Forschungen auch auf sein eigenes Geschlecht gerichtet, an einen alten von seinem Vater aufbewahrten Stammbaum dabei anknüpfend. Die Resultate

dieser Forschungen sind in einer Schrift enthalten, welche er unter dem Titel „Ein Familiendenkmal“ seinem Vater bei dessen Amtsjubiläum widmete.

Wir erfahren hier, daß das Havelland die Heimat der Köpke'schen Familie war. Ein begüterter Bäcker, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Spandow lebte, ist als Stammvater anzusehen. Der einzige Sohn wurde Pfarrer, und gleich ihm versahen dann lange seine Nachkommen Pfarreien im Havellande. Unter diesen hat sich besonders Balthasar Köpke einen Namen gemacht, seit 1671 Pfarrer zu Fehrbellin, dann 1695—1711 Superintendent in Nauen, einer der gelehrtesten und eifrigsten Geistlichen der brandenburgischen Landeskirche zu jener Zeit. Ein entschiedener Anhänger Spener's, nahm er für diesen auch in der Literatur Partei und zog sich dadurch den Haß der Orthodoxen zu.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde dann die alte märkische Pfarrerfamilie nach Pommern verpflanzt. Es geschah durch Rudolf's Großvater, der eine Pfarrei bei Anklam annahm. Der älteste Sohn desselben war der letzte des Geschlechtes im geistlichen Stande; mit ihm starb auch der Name in Pommern wieder aus. Denn seine beiden jüngeren Brüder, welche sich dem Studium der Philologie und dem Schulfache zugewandt, fanden dauernd ihre Stellung an den gelehrten Schulen Berlins. Gustav wurde Professor, dann Director des Gymnasiums zum Grauen Kloster daselbst und ist als solcher 1837 gestorben; sein Name ist in der Literatur bekannt und sein Andenken lebt noch heute in zahlreichen Schülern fort. Karl, der jüngste Bruder, Rudolf's Vater, begann seine pädagogische Laufbahn ebenfalls an berliner Schulen, nahm aber 1810 eine Oberlehrerstelle am Friedrichs-Gymnasium zu Königsberg in Preußen an. Dort vermählte er sich mit Dorothea Collon,

und aus dieser Ehe wurde am 23. August 1813 Rudolf geboren.*) Schon 1817 kehrte dann sein Vater nach Berlin zurück, wo er dann fast vierzig Jahre als Professor am Joachimsthal thätig war.

Wenn Rudolf die Schicksale und die Arbeiten seiner Vorfahren überdachte, so fand er darin etwas Gemeinsames. „Sie hatten nicht große Thaten gethan, nicht Macht und Einfluß besessen, sondern ihr Leben still und einfach geführt, im gleichmäßigen Wechsel von Gestern und Heute. Aber sie wurden gehoben von einer Macht, welche über Gestern und Heute hinausgeht und den Blick erweitert über die dürftigen Grenzen des nächsten Daseins in den Hintergrund aller Zeiten: diese Macht haben sie verkündet.“ Er meinte, daß so in ihnen ein historischer Sinn lebendig gewesen sei, den er gleichsam als ein Erbtheil des Geschlechts ansah. Und eine besondere Befriedigung fand er noch in dem Bewußtsein, daß die Geschicke seiner Vorfahren mit allen Kämpfen, Niederlagen und Siegen, in welchen der brandenburgisch-preußische Staat zu seiner Größe emporgestiegen, verbunden gewesen, sein Geschlecht so mit diesem Staate und seinem Herrscherhause eng verwachsen sei.

Bei einer Natur, wie die meines Freundes war, mußte die Familientradition, wie er sie auffaßte, tief auf seine Denkweise einwirken, aber unfraglich hat doch der unmittel-

---

*) Die Taufe fand am 26. September in der jetzt nicht mehr bestehenden Kirche des Collegii Fridericiani statt; der Täufer war der nachher als Sektirer so bekannt gewordene Prediger Ebel. Nach dem noch erhaltenen Kirchenbuche waren 15 Pathen, aber die Namen E. M. Arndt und M. von Schenkendorf finden sich nicht darunter, obwol diese nach dem Zeugniß der Mutter gleichfalls Pathen waren. Der Täufling erhielt die Namen: Ernst Rudolf Anastasius. Köpke hat sich später wol Rudolf Anastasius genannt, aber meines Wissens nie den Namen Ernst gebraucht.

bare Einfluß des Vaters vor allem seine Entwickelung und seinen ganzen Lebensgang bestimmt. Er hat dies selbst in der erwähnten Gratulationsschrift ausgesprochen, wo er den Vater mit folgenden Worten anredet: „Mögen Andre dir Vieles verdanken, ich verdanke dir Alles, das Leben und die Pflege der ewigen Gedanken, auf denen es ruht, wissenschaftliche und sittliche Bildung, Erweckung des historischen Sinnes, Einführung in das Leben der Geschichte, welches der Inhalt des meinigen geworden ist."

Der Vater war eine eigenartige Persönlichkeit; Niemand, der sich ihr genaht hat, wird sie vergessen. Nur von mittlerer Größe, aber kräftig und wohl gebaut, von sehr einnehmender Gesichtsbildung und lebhaftem Auge, kerngesund bis in das höchste Alter, fesselte er schon durch seine äußere Erscheinung; noch mehr aber gewann die Geradheit und Wärme, mit der er in scharf accentuirter, volltönender Rede seine Ueberzeugungen aussprach. Er legte Gewicht darauf, daß er ein ehrlicher Pommer sei. Unschwer gerieth er in Zorn und hielt dann auch mit scharfen Reden gegen solche, denen er entgegentreten zu müssen meinte, nicht zurück. Aber er versöhnte doch bald den Gekränkten wieder; denn darüber konnte Niemand in Zweifel sein, daß es ihm immer um das zu thun war, was ihm als die gerechte Sache erschien, daß das ganze Leben des Mannes von sittlichen Ideen getragen wurde. Menschengunst suchte er nicht, und Menschenfurcht war ihm fremd; er war ein ganzer Mann, der nur aus freier Ueberzeugung handelte.

In allen äußeren Lebensverhältnissen war ihm die pünktlichste Ordnung zur Natur geworden. In seinem Hauswesen war alles streng geregelt; seine Gattin wußte dasselbe ganz in seinem Sinne, dem der ihrige entgegenkam, einzurichten. Aus bescheidenen Verhältnissen war die Familie allmählich durch Sparsamkeit zu Wohlstand gediehen, aber

in der häuslichen Einrichtung änderte das wenig. Es war da nirgends Luxus, aber nirgends fehlte etwas, was Anstand und Behaglichkeit heischten. Gäste waren gern gesehen, und mancher wird sich heiterer Stunden, die er in diesem Hause verlebte, gern erinnern. Ein sorgsamer Haushalter, gab Vater Köpke doch freudig, wo es galt Bedürftigen beizustehen oder einen guten Zweck zu fördern; für sich selbst brauchte er wenig.

Das ganze Tagewerk des Mannes war auf die Minute bestimmt. Wer darauf achtete, wie er seine Hausthür öffnete oder schloß, konnte die Uhr danach regeln. Die Amtsgeschäfte, die eigenen Studien, die Erholungen durch Spaziergänge, Concerte, Theater, Gesellschaften — fast alles war nach Wochentag und Stunde genau vertheilt und kehrte in gewissem Gleichmaß wieder. Auch in seiner Haltung und Rede machte sich wol ein fest gewordener Typus geltend, und man mochte dies alles einer gewissen Pedanterie zuschreiben. Aber er selbst haßte allen Pedantismus, und obwol Schulmann mit Leib und Seele, war ihm doch nichts mehr zuwider als ein in Aeußerlichkeiten verknöcherter Pädagog. Er meinte deren nur zu viele zu kennen, und verkehrte deshalb außer dem Hause am liebsten mit Männern, welche der Schule ferner standen. Besondere Befriedigung fand er in dem Umgange mit Geheimrath Johannes Schulze, dem um das preußische Unterrichtswesen hochverdienten Staatsmanne, mit dem er schon auf der Universität zu Halle innige Freundschaft geschlossen hatte.

In der That war er, so sehr das strenge Maß sein äußeres Leben beherrschte, eigentlich eine enthusiastische Natur. Alles Schöne und Große erfaßte er lebhaft und gab seiner Bewunderung dann den lebhaftesten Ausdruck. Friedrich August Wolf hatte zu Halle sein Herz für die classische Literatur des Alterthums entzündet, und bis zu seinen letzten

Lebenstagen hat er die Liebe für dieselbe treu bewahrt. Er las viel die alten Autoren; er recitirte den Text dabei laut, um so den vollen und ganzen Eindruck der Worte zu gewinnen. In seiner Jugend war auch unsere deutsche Literatur zur Classicität gereift; Goethe's und Schiller's Meisterwerke hatten noch ihre ersten frischesten Eindrücke auf ihn geübt. Er wußte sie auswendig und liebte Kraftstellen derselben in seine Rede zu verflechten. In der Schule pflegte er manche Schiller'sche Verse mit besonderm Nachdrucke öfters zu wiederholen, um sie so der Jugend gleichsam in die Seele einzugraben.

Aber auch die beiden Schlegel und Ludwig Tieck hatten früh eine tiefe Einwirkung auf sein Geistesleben gewonnen; sie hatten ihn in das Gebiet der allgemeinen Literatur eingeführt und auch den ersten Zugang zu der deutschen Literatur des Mittelalters, so wenig bis dahin gekannt, ihm eröffnet. Die Bekanntschaft mit Karl Lachmann, der in Königsberg sein College gewesen war, hatte dann seinen Studien eine bestimmtere Richtung gerade auf die mittelhochdeutsche Poesie gegeben; mit der Ausgabe von Rudolf's von Montfort „Barlaam und Josaphat“ war er zuerst selbst in die literarische Welt eingetreten. Seine Begeisterung für das deutsche Alterthum, seine Liebe zur Literatur, sein Interesse für Poesie und Kunst waren noch besonders durch Max von Schenkendorf genährt worden, dessen Freundschaft er in Königsberg gewonnen hatte.

Einen reichen Schatz von Kenntnissen, Anschauungen und Ideen hatte er so gesammelt, aus dem er immer von neuem schöpfte, um sein Leben und seine Lehrthätigkeit zu bereichern. Es ist die seltene Tugend eines solchen Schatzes, nicht geleert, sondern vielmehr stets gemehrt zu werden. So gewann auch er immer Neues, was er auch noch in den späteren Jahren mit der vollen Empfänglichkeit der Jugend aufnahm.

Er hatte eine ansehnliche Bibliothek und war lange Jahre zugleich Vorstand der sehr reichen Büchersammlung des Gymnasiums: die Bücher waren ihm aber kein todtes Gut, sondern er wußte aus ihnen, wie aus dem Umgange mit literarischen Persönlichkeiten, stets neue Geistesnahrung zu gewinnen. Eine ihn tiefer erregende Lektüre, eine frappante Aeußerung eines geistreichen Mannes konnte ihn wochenlang in freudiger Stimmung erhalten.

Er war kein Gelehrter im eminenten Sinne; in der Literatur steht sein Name nicht in den vorderen Reihen; in Poesie und Kunst hat er sich wol nie selbstschaffend versucht. Aber er besaß Neigung, Empfänglichkeit, Verständniß für Alles in Kunst und Wissenschaft, und darin wurzelte jener Enthusiasmus, der ihm Jugendfrische bis in das hohe Alter bewahrte.

In die öffentlichen Angelegenheiten mischte er sich ungern, obwol sie ihn keineswegs theilnahmlos ließen. Er war ein deutscher Patriot durch und durch; kein Wort Schiller's wiederholte er öfter seinen Schülern als jenes: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an." Aber deutscher und preußischer Patriotismus fiel bei ihm völlig zusammen. Er hatte als hallischer Student die Folgen der Schlacht von Jena unmittelbar zu fühlen gehabt, dann hatte er die Jahre der preußischen Erhebung zu Königsberg in Kreisen verlebt, wo man in Begeisterung und Opferfreudigkeit für König und Vaterland ein weithin leuchtendes Beispiel gab. Das wirkte auf das ganze weitere Leben des Mannes nach; er blieb in der Richtung, welche alle hochgesinnten deutschen Männer in den Jahren der Befreiungskriege eingeschlagen hatten. In dieser Weise war er conservativ, ein strenger Royalist, ein Gegner jeder gegen den Thron gerichteten Demagogie. Aber dabei war er doch von ganzem Herzen einem Liberalismus zugethan, welcher durch Reformen die

allgemeine Wohlfahrt und Bildung des Volkes zu heben, die Mitbetheiligung desselben am Staatsleben zu ermöglichen, die Forderungen der forteilenden Zeit zu befriedigen bemüht war. Er kannte die Geschichte zu gut, um gegen jeden Despotismus — ob von oben oder von unten geübt — eine unüberwindliche Abneigung zu fühlen.

Auf das tiefste erschütterten ihn die Ereignisse des Jahres 1848. Es war am Vorabend seines vierundsechzigsten Geburtstages, als die Straßenrevolution in Berlin ausbrach; sein Festtag war diesmal voll wüsten Lärmens, und alle Verhältnisse, in denen er so lange gewirkt, schienen sich zu lösen. „Ehe ich solchen Geburtstag zum zweiten male erlebe", sagte er, „lieber niemals wieder." Er hielt es für Pflicht, damals sich offen als Gegner der Bewegung zu zeigen. Eifriger, als sonst seine Art war, nahm er sich nun der politischen Dinge an. Als sich die Parteien zu organisiren anfingen, schloß er sich ohne Rückhalt der conservativen an, so wenig er sonst sich von Parteibefehlen und Parteibeschlüssen abhängig zu machen geeignet war.

Wie in der Politik jeder Parteizwang, war in kirchlichen Angelegenheiten jede confessionelle Beengung seinem Sinne zuwider. Er fühlte sich als Sprößling einer alten Predigerfamilie und hätte es gern gesehen, wenn sein einziger Sohn in ein geistliches Amt getreten wäre; er selbst hielt treu zur Kirche, besuchte den sonntäglichen Gottesdienst und ging jährlich zum Tische des Herrn. Aber der Glaube war ihm das große Geheimniß des Herzens, welches er nicht in feste Formeln bannen konnte und für das er selbst schwer einen Ausdruck in Worten fand. Oefter hat er mir gesagt, daß ihm ein religiöser Vortrag, ja selbst ein öffentliches Gebet fast unmöglich sein würde. Gegen religiöse Redseligkeit hegte er entschiedenes Mistrauen, jede offene oder versteckte Verketzerung Anderer erregte ihm Abscheu. Er

hielt fest zur Union und zwar in der freieren Richtung, welche zuerst durch Schleiermacher innegehalten war, dann mit ebenso viel Kraft als Wärme durch Jonas in Berlin vertreten wurde. Nicht nur der römische Katholicismus, sondern auch jede sich dem Romanismus zuneigende Tendenz in der protestantischen Kirche widerstrebte seinem ganzen Wesen.

Eine so vielseitig angeregte und zugleich kräftige Persönlichkeit mußte nothwendig auf jeden Schüler Eindruck machen, und dies um so mehr, als meist der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur wie in der Geschichte in die Hand des alten Köpke gelegt war, also in Lehrgegenständen, wo am leichtesten die jugendlichen Gemüther zu erfassen sind. Aber den größten Einfluß hat er doch ohne Zweifel auf seinen eigenen Sohn geübt. Er hat ihn durch mehrere Jahre im Gymnasium unterrichtet; doch mehr noch als dieser Unterricht wirkte der tägliche Umgang im Hause, und die Gemeinsamkeit der Studien auch nach der Gymnasialzeit. Als Rudolf seine selbständigen Arbeiten begann, bewegten sich diese auf Gebieten, auf welche ihm der Vater leicht und gern folgte. In zwei aneinanderstoßenden, durch eine Thür verbundenen Zimmern, jedes mit Einem Fenster und der Aussicht auf einen ziemlich engen Hof, haben sie beinahe vierzig Jahre neben- und miteinander studirt. Jeder arbeitete für sich, aber ihre Arbeit war dennoch gemeinsam. Jeder hatte seine besondere Bibliothek, auf die er Werth legte, aber ihre Bücher waren doch Gemeinbesitz. Jeder verfolgte seine besondern Zielpunkte, aber zuletzt trafen diese doch zusammen.

Wie selbständig zwei Naturen sein mögen, sie müssen sich unter solchen Verhältnissen einander bestimmen. Wenn lange Jahre der Vater über den Sohn die größere geistige Macht übte, so kehrte sich in der letzten Zeit das Verhältniß

vielleicht eher um. Aber es geschah doch erst, als Rudolf's Persönlichkeit sich unter dem Einflusse des Vaters bestimmt herausgebildet hatte. Ohne diesen Einfluß ist sein Bildungs- und Lebensgang kaum zu verstehen; nur in dem Verhältnisse zum Vater finden die Besonderheiten seines Wesens ihre Erklärung. Hier wurzelt auch jene Pietät, welche mir als der Grundzug seines Charakters erscheint.

Nicht allein in seinen innersten Ueberzeugungen, in der Richtung seiner Studien, in der Gewissenhaftigkeit derselben stimmte Rudolf mit dem Vater überein; auch in der Pünktlichkeit seiner äußeren Lebensordnung, in der Gemessenheit seines Ausdrucks, in Haltung und Geberde erinnerte der Sohn an den Vater. Der eine war noch unter Friedrich dem Großen, der andere in der Zeit der Befreiungskriege geboren, jener auf dem Lande, dieser in der Hauptstadt erwachsen, jener war von ebenso kräftiger Körperconstitution als dieser von schwächlicher, jener hatte früh einen Hausstand begründet, dieser blieb immer im Aelternhause, jener brachte seine Tage im Schulstaube zu, dieser bestieg früh das Katheder einer großen Hochschule und lebte in freien literarischen Beschäftigungen: unter so differenten Bedingungen, sollte man meinen, würden sich zwei grundverschiedene Persönlichkeiten entwickelt haben, und doch war eine solche innere Verwandtschaft in beiden, daß ich oben, indem ich die Eigenartigkeit des Vaters zu bezeichnen suchte, zugleich die Besonderheiten von Rudolf's Wesen schon zum guten Theile angedeutet habe.

Auf das Zusammenfallen seines Geburtstags mit der Schlacht von Großbeeren hat Rudolf wol später Gewicht gelegt, aber niemals gab er dem eine besondere Bedeutung, daß er in der Krönungsstadt der preußischen Könige das

Licht der Welt erblickt. Schon im vierten Jahre kam er mit den Aeltern nach Berlin, und eigentlich sah er sich immer als ein Kind der preußischen Hauptstadt an. Niemals ist er nach Königsberg zurückgekehrt. Als ich später dort angestellt war und ihn wiederholentlich bat seinen Geburtsort kennen zu lernen, blieb dies immer ohne Erfolg.

Die Aeltern bezogen, als sie nach Berlin übersiedelten, sogleich eine Amtswohnung im Joachimsthalschen Gymnasium, welche sie dann vierzig Jahre innegehabt und welche Rudolf mit sehr kurzer Unterbrechung getheilt hat. Dieses Gymnasium, vom Kurfürsten Joachim Friedrich 1607 zu Joachimsthal bei Neustadt-Eberswalde begründet und reich ausgestattet, war in den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges so gut wie ganz zu Grunde gegangen. Vom Großen Kurfürsten reformirt und nach Berlin verlegt, erhielt dort die mit einem großen Alumnat verbundene Anstalt im Anfange des vorigen Jahrhunderts jene ausgedehnten Localitäten, in denen sie sich noch heute befindet. Sie bedecken, gegenüber der Hof- und Domkirche, einen breiten Raum auf der rechten Seite der Spree, zwischen der Burg- und Heiligen Geiststraße; ein Complex von Gebäuden, die theils nach dieser, theils nach jener Straße die Front richten und durch mehrere Höfe verbunden sind. Das Hauptgebäude nach der Burgstraße wird von den Alumnen und den zur Aufsicht derselben bestellten Adjuncten bewohnt; die nach der Heiligen Geiststraße belegenen Häuser dienen zu Amtswohnungen für die Professoren; in den Zwischengebäuden sind besonders die für den Unterricht bestimmten Hörsäle.

Obwol für die Zwecke des Gymnasiums ausdrücklich errichtet, haben diese Gebäude doch, hoch aufgeführt und eng zusammengedrängt, einen ziemlich düsteren, halb klösterlichen Charakter. Dieser Eindruck wird noch dadurch gesteigert, daß von Stunde zu Stunde alle Räume derselben

die Glocken durchhallen, welche das ganze Tagewerk der Bewohner regeln. Das preußische Königshaus hat der Stiftung Joachim Friedrich's stets besondere Huld zugewendet, und der enge Zusammenhang mit dem Herrschergeschlechte gibt sich schon äußerlich in der Nachbarschaft des Königsschlosses und der Hofkirche, bei welcher auch das Gymnasium eingepfarrt ist, zu erkennen. Die Familie Köpke kam also hier in die unmittelbare Nähe des Fürstenhauses, mit dessen Geschicken sie die eigene Hausgeschichte in Zusammenhang zu setzen liebte.

Fast alle verheiratheten Lehrer hatten, gleich Rudolf's Vater, in der Heiligen Geiststraße Amtswohnungen; an den Kindern dieser Lehrer fand Rudolf seine ersten Spielgefährten, mit denen er sich auf den engen und düsteren Höfen herumtummelte. Aber es öffnete sich ihm bald ein lichterer Spielplatz in den weiten Räumen, über welche das städtische Gymnasium zum Grauen Kloster verfügte. Hier wohnte Rudolf's Oheim, dessen zweiter Sohn Ernst mit ihm in fast gleichem Alter stand; hier auch mein Vater, ein alter Freund der Gebrüder Köpke. Ich, nur wenige Monate jünger als Ernst, war von diesem unzertrennlich; wir jagten zusammen umher in den Schulgebäuden, die in und neben die Reste eines alten Franciscanerklosters gesetzt und von ausgedehnten, fast wüsten Höfen umgeben waren; wir sahen diese und den angrenzenden Hof der alten Klosterkirche fast wie unser Eigenthum an. Durch die Vetterschaft mit Ernst wurde Rudolf uns beiden zugeführt, und bald schloß sich der festeste Bund zwischen uns Knaben. Waren wir es nicht, so waren es schon die uns zu Gebote stehenden prächtigen Tummelplätze, die Rudolf immer von neuem aus der Heiligen Geiststraße nach der Klosterstraße zogen.

Alsbald wurden wir auch Schulkameraden. In hohem Ansehen stand in den gebildeten Kreisen Berlins damals

eine Schule, welche Dr. Franz Marggraff, ein Freund Jahn's, in der Sophienkirchgasse begründet hatte und welche von den ersten Elementarkenntnissen bis etwa zu dem Wissen eines Gymnasialtertianers die Zöglinge führte. Es herrschte gute Zucht in der Schule, das Nothwendige wurde fest gelernt, auch Leibesübungen nicht versäumt, da Marggraff ein begeisterter Turnfreund war, als welcher er sich schon in seiner deutschen Tracht zu erkennen gab. Vor allem durchwehte das ganze Schulleben ein patriotischer Hauch. In den Gesangstunden wurden die Lieder von Arndt, Schenkendorf, Körner angestimmt, und Marggraff selbst machte den Vorsänger; an den Schlachttagen der Befreiungskriege wurde die Geschichte derselben in den Frühstunden verlesen, und unter Führung der Lehrer zogen dann am Abend die Schüler nach der Hasenheide und zündeten Freudenfeuer an.

Unsere Väter, die auf den Unterricht in den überfüllten Elementarklassen der Gymnasien kein sonderliches Vertrauen setzten, übergaben uns Spielgenossen fast gleichzeitig der Zucht Marggraff's, mit dem sie sich gerade in seiner patriotischen Gesinnung einig wußten. So saßen wir denn mehrere Jahre lang auch auf denselben Schulbänken miteinander, und diese Jahre sind uns stets unvergeßlich geblieben. Was wir im einzelnen damals gelernt haben, davon haben wir uns später kaum Rechenschaft geben können; aber um so mehr sind wir der patriotischen Eindrücke, die wir dort empfingen, uns bewußt geblieben, immer haben die Kriegslieder und die Feier der Kriegstage aus jener Schule uns im Gedächtnisse und im Herzen gehaftet.

In der Zeit dieser Schulgemeinschaft wurden Rudolf und ich auch zum ersten mal Hausgenossen. Im Sommer 1821 bezogen unsere Aeltern in demselben Hause vor dem Rosenthaler Thore auf den sogenannten Wollank'schen Weinbergen Sommerwohnungen. Wir gingen nun zusammen

zur Schule, saßen dort beieinander, kehrten miteinander heim und trieben nach vollendeter Arbeit gemeinsam unsere Spiele. Nach vielen frohen Tagen kam damals ein Schreckenstag, der mir noch heute nach funfzig Jahren mit entsetzlicher Klarheit vor der Seele steht. Kurz nachdem ich mit Rudolf mich wieder nach gewohnter Weise getummelt, wurde mir von den Dienstboten gesagt, daß er todt oder dem Tode nahe sei. Ich stürzte nach dem Wohnzimmer seiner Aeltern und sah ihn dort besinnungslos, einer Leiche gleich liegen. Ich weiß nicht mehr, welcher Zufall ihn betroffen hatte; er gewann bald das Bewußtsein wieder und war nach einigen Tagen völlig hergestellt. Aber das Bild des Todes, wie es mir damals zuerst klar entgegengetreten war, habe ich nie wieder aus der Erinnerung bannen können.

Nach und nach verließen wir, als wir für die mittleren Klassen eines Gymnasiums die Reife erlangt hatten, die uns so lieb gewordene Schule und setzten nun an den höheren Anstalten, an welchen unsere Väter selbst wirkten, unsere Studien fort. An den Schultagen war Rudolf nun freilich von uns Klosteranern getrennt, aber es verging doch kaum ein Sonn- oder Feiertag, wo er sich nicht gleich nach Mittag bei uns im Kloster zu gemeinsamen Spielen eingefunden hätte. Es war eine ziemlich große Schar von Nachbarskindern und Schulgefährten, die sich diesen Spielen anschloß. Zu ihr gehörten auch zwei jüdische Knaben, welche später zum Christenthum übergetreten sind. Der eine, etwas jünger als wir, war Siegfried Hirsch, der sich später in der historischen Literatur einen Namen machte, lange Rudolf's College an der berliner Universität und Kriegsakademie war und nach einem Leben voll harter Schicksalsschläge in der vollsten Blüte des Mannesalters 1860 zu Paris starb. Der andere war an Alter uns etwas voraus, ein Knabe von nicht geringen Fähigkeiten, aber ohne Mittel sie aus-

zubilden. Er mußte früh die Schule verlassen und führte dann bald als Handlungsdiener, bald als Buchbindergeselle, dann als Webermeister ein mühseliges Leben, ist aber immer mit uns in Verbindung geblieben. Sein Name war Albert Mendelson; sein Tod wird mir gerade, indem ich diese Zeilen niederschreibe, von seinem Sohne, einem Diener der christlichen Kirche, angezeigt. Rudolf, der allen diesen Spielkameraden stets ein treues Andenken bewahrte, unterhielt später noch ein näheres Verhältniß zu einem derselben, Friedrich Woltmann, jetzt Bibliotheksecretär in Breslau; auch dem Sohne dieses Freundes, dem bekannten Kunsthistoriker Professor Alfred Woltmann, widmete er ein besonderes Interesse.

Unsere Spiele waren zum Theil sehr phantastischer Art beeinflußt von den Räumen, die uns umgaben. Denn so leibhaftig wie dort ragte nirgends in der großen Stadt das Mittelalter in die moderne Welt hinein. Die Kreuzgewölbe der alten Klostersäle spannten sich über uns, und wir wußten oder ahnten, wie einst die Mönche und Ritter in diesen Hallen gelebt hatten. Der Geist des Mittelalters ging hier gleichsam vor unsern Augen um. Während der historische Sinn nur für spätere Epochen sonst in Berlin Anhaltepunkte findet, wurde hier gerade für entlegenere Zeiten Vorliebe und Interesse geweckt. Unsere Spiele waren mit ritterlichen Namen geschmückt, wir verwandten unsere Spargroschen auf Rüstungen von Pappe und hölzerne Schwerter, selbst die Stiftung von Orden und Geheimbünden beschäftigte unsere kindischen Gedanken.

Diese Spiele nahmen allmählich mehr und mehr einen theatralischen Charakter an und gingen endlich fast ganz in dramatischen Vorstellungen auf. Aus rohen Mummereien, durch einen kaum zusammenhängenden Dialog verbunden, entwickelten sich mit der Zeit improvisirte Komödien und

Tragödien, die nicht nur uns, sondern auch unser Publikum, beliebige Hausgenossen, höchlich ergötzten.

Es war uns ziemlich gleichgültig, wo wir in den weiten uns zu Gebote stehenden Räumen unsere Bühne aufschlugen, die im Moment hergerichtet war. Auch das Einstudiren der Stücke erforderte nur wenige Minuten. Unsere Regisseure hatten im Lauf der Woche dies oder jenes Sujet aufgegriffen, die Handlung nach Acten und Scenen vertheilt, jedem von vornherein seine Rolle zugewiesen, in welcher sie ihn nun mit wenigen Worten orientirten. Alles Andere blieb der Eingebung des Augenblicks überlassen. So wurden an einem Sonntagnachmittage wol ein Dutzend Stücke gespielt. Das Hauptbestreben war stete Erweiterung des Repertoire, und in der That ergab fast jeder Sonntag neuen Zuwachs. Die ganze dramatische Literatur wurde in den Bibliotheken unserer Väter auf der Jagd nach neuen Stoffen durchstöbert, die wir unschwer für unsere Verhältnisse zurichteten; auch die Stücke, die wir auf den öffentlichen Theatern sahen, ließen wir uns nicht entgehen und gestalteten sie für unsern Gebrauch in gleicher Weise um.

Ich erinnere mich nicht, daß sich Rudolf mit der Einrichtung der Stücke besonders beschäftigt hätte, dagegen glänzte er in der Darstellung. Er lebte ganz in seiner Rolle, nie verlor er die Haltung, nie fehlte ihm das rechte Wort; die Wirkung verstärkte sein sehr deutliches und klangvolles Organ. Manche, welche damals diese leichten Spiele trieben, sind im späteren Leben auf die freie Rede hingewiesen worden und mögen dann wol jener Vorübungen in derselben dankbar gedacht haben; vielleicht hat aber keiner aus ihnen gleichen Gewinn mit Rudolf gezogen, der nach seiner Natur auch das Spiel ernster trieb als wir Andern.

Je mehr uns zum Bewußtsein kam, daß das Drama nicht im rohen Stoffe seine ganze Bedeutung habe, desto

weniger befriedigten uns unsere Improvisationen. Wir begannen nun Schauspiele Schiller's und Goethe's, Shakespeare's und Calderon's mit vertheilten Rollen zu lesen, ja wir verstiegen uns sogar erst zur Darstellung einzelner Scenen, dann ganzer Werke der großen Meister. Unsere Aeltern waren diesen Bestrebungen so wenig entgegen, daß diese bei ihnen sogar Ermunterung fanden. Dadurch allein war es möglich, daß auch mehrere junge Mädchen aus befreundeten Familien für unsere Darstellungen gewonnen wurden, welche für uns dadurch einen neuen Reiz erhielten. Auch für die Ausstattung wurde nun besser gesorgt, alles für ein größeres und anspruchvolleres Publikum hergerichtet. Dieses war mindestens nachsichtig genug, und wir selbst waren von unsern Leistungen nicht wenig erbaut, thaten auch ohne Zweifel unser Bestes, um uns im günstigen Lichte zu zeigen.

So wurde „Die Braut von Messina" zur Aufführung gebracht; so auch „Die Piccolomini", nach meiner Erinnerung die letzte dieser größeren Vorstellungen. Mir war der Max zugefallen; Rudolf spielte den Vater mit solcher Gemessenheit der Haltung und so scharfem Redeaccent, daß er uns höchlich imponirte. Noch klingt mir in den Ohren, wie er mit dem schwersten Nachdrucke zu mir die Worte sprach:

> Mein lieber Sohn, es ist nicht immer möglich
> Im Leben sich so kinderrein zu halten,
> Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.

Seitdem er abgeschieden ist, habe ich bei diesen Worten oft bedacht, wie gerade er sich im Leben so rein wie Wenige zu bewahren wußte.

War es auch nur die Lust am gemeinsamen Spiele, die wir in solchen Schaustellungen befriedigten, so konnte es doch kaum fehlen, daß sie zugleich ein allgemeines Interesse für

Poesie, Kunst und schöne Literatur im weitesten Umfange in uns erregten. Es herrschte dies Interesse überdies in unsern Aelternhäusern, es herrschte in der ganzen Stadt. Die Ideen von 1813 waren nicht erstorben, sie lebten und wirkten im Stillen fort, aber sie athmeten gleichsam wie im Schlummer. Nach den Zeiten großer Erregung war eine Periode der Abspannung gefolgt; man bedurfte der Ruhe und in der Ruhe leichten Genuß. Da sich auch in den ästhetischen Productionen die geistige Erschlaffung bemerklich machte, mußte man sich entweder an die ältern Meister halten oder, wenn man nach Neuem verlangte, sich an schwächlichen Leistungen genügen lassen, von denen wir heute kaum begreifen, wie sie einst die Aufmerksamkeit selbst der Gebildeten fesseln konnten.

Die Schöngeisterei war in der heranwachsenden Jugend weit verbreitet; sie hatte besonders auch uns Freunde ergriffen. Nicht genug, daß alles irgend Erreichbare gierig gelesen und eifrig besprochen wurde; wer nur den matten Schlag einer poetischen Ader in sich spürte, machte alsbald den Versuch eigener Production. Wie wir Freunde vorher der Mittelpunkt einer Schauspielergesellschaft gewesen waren, wurden wir bald der Kern eines Clubs junger Poeten, welcher aus der Schulzeit bis in die Universitätsjahre hineinreichte. Rudolf hat meines Wissens selbst nie einen Vers gemacht, aber er nahm an den poetischen Versuchen der Freunde den lebhaftesten Antheil und war als ein gestrenger Kritiker gefürchtet.

Daß die Gymnasialstudien durch unsere belletristischen Bestrebungen manchen Abbruch erlitten, ist begreiflich. Aber wir galten deshalb doch nicht für die schlechtesten Schüler. Die ganze Richtung der Gymnasialstudien war damals noch mehr eine ästhetische, als sie heute ist. Neben den Namen der alten Autoren wurden Klopstock, Lessing, Herder, Goethe

und Schiller, deren Hauptwerke als den Schülern bekannt galten, vielfach von den Lehrern genannt; man belobte es, wenn sich die jungen Leute auch mit italienischer und englischer Literatur zu beschäftigen anfingen. Anstelligkeit bei eigener Production, Gewandtheit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks galten viel; ein lebhaft und correct geschriebener deutscher Aufsatz gewann mindestens gleiche Anerkennung wie ein fehlerfreies lateinisches oder griechisches Exercitium. So fehlte es denn auch nicht an Gelegenheit, wo wir aus unsern Liebhabereien selbst für die Schule Vortheil ziehen konnten.

Demungeachtet haben wol die meisten von uns manche Versäumnisse später zu beklagen gehabt; am wenigsten gewiß Rudolf, der schon damals zwischen Arbeit und Erholung eine scharfe Grenzlinie zu ziehen wußte und sich früh an eine feste Regelung seiner Arbeiten gewöhnt hatte. Besondere Förderung gewann er in den classischen Studien durch August Meineke, seit 1826 Director des Joachimsthalschen Gymnasiums. Die feine, geistvolle Persönlichkeit dieses Gelehrten verbreitete über alles, was er trieb, einen eigenthümlichen Zauber. In seiner Hand gewannen die philologischen Unterrichtsstunden, in denen er eine vollendete Meisterschaft in der Kenntniß der alten Sprachen an den Tag legte, eine außerordentliche Anziehungskraft. Es verband sich bei seinen Schülern die persönliche Verehrung für den Lehrer mit der Liebe für die Studien, zu denen er ihnen den Zugang erschloß. So war es auch bei Rudolf, und bis an sein Lebensende ist er nicht nur in der innigsten Gemeinschaft mit seinem verehrten Lehrer geblieben, sondern hat auch die alten Autoren nie aus den Händen gelassen. Noch in seinen letzten Tagen las er viel in einem Exemplar des Tacitus, welches ich mir als Andenken von seiner Familie erbeten habe.

Unserm bisherigen Zusammenleben, welches sich zum guten Theil an die Räume des alten Klosters geknüpft hatte, wurde nach mehr als einem Decennium ein Ende gemacht, als Ernst und ich bald nacheinander die Schule und das Haus verließen. Nachdem Ernst bereits Ostern 1832 zur Universität in Berlin übergegangen, begab er sich Ostern 1833 zur Fortsetzung seiner Studien nach Bonn. Zu derselben Zeit sagte ich der Schule Lebewohl und mußte auch das Haus räumen, da mein Vater kurz zuvor gestorben war. Ich bezog eine Wohnung bei Verwandten in Berlin und begann meine Studien auf der dortigen Universität. Rudolf war schon ein Semester früher akademischer Bürger geworden, sonst aber hatte sich in seinen Verhältnissen am wenigsten geändert. Er blieb bei seinen Aeltern und in seiner alten Studierstube. Wie er früher so oft das Kloster aufgesucht hatte, so lenkte ich jetzt häufig meine Schritte zu ihm nach dem Joachimsthal, nicht ahnend, daß ich einst dort die Heimat, die ich im Kloster verloren, wiederfinden sollte.

So wenig wir bei unsern theatralischen Spielen jemals mehr als eine momentane Zerstreuung gesucht hatten, ebenso wenig standen wir bei unsern literarischen Beschäftigungen, wenn wir sie auch etwas ernster nahmen, in der Meinung, auf sie Lebensplane zu bauen. Wir gingen vielmehr zur Universität in der Absicht, uns einen bestimmten Fachstudium von vornherein zuzuwenden. Aber die Wahl war schwer, da sich noch keine entschiedene Neigung für eins derselben bei uns regte. Wenn wir uns doch zunächst für die Philologie entschieden, so wirkte darauf wol ebenso sehr das Vorbild der Väter, wie die Aussicht, so am leichtesten in Verbindung mit der Belletristik bleiben zu können, für welche wir einmal ein so großes Interesse gewonnen hatten.

Die Universität Berlin glänzte damals durch große Namen, durch Lehrer von dem weitverbreitetsten Ruhme. Wir besuchten fleißig ihre Hörsäle, lauschten begierig ihren Worten und trugen in unsere Hefte ein, was wir irgend erhaschen konnten. Neben den philologischen wurden im bunten Wechsel philosophische, historische, theologische Vorlesungen gehört. Aber obwol unsere Lehrer die trefflichsten waren und wir eifrige Hörer, wurde damit eine neue bestimmte Lebensrichtung zunächst für uns doch nicht gewonnen; unser Herz hing noch zu sehr den alten Liebhabereien nach.

Der poetische Kreis war nicht aufgelöst; er zog sich vielmehr fester und vergrößerte sich. Mancher schloß sich uns an, der eben nur eine heitere Geselligkeit suchte und die Belletristik dabei in den Kauf nahm. Bekanntlich waren organisirte Studentenverbindungen auf den preußischen Universitäten damals verboten, und da die Jugend einmal gesellig zu leben pflegt, fand eine jede schon bestehende Vereinigung geistesverwandter Commilitonen leicht Zuwachs. Neben den literarischen Unterhaltungen fehlte es uns nicht an andern Lustbarkeiten. Die große Stadt bot deren in Fülle, außer denen, die wir uns selbst bereiteten.

Junge Leute, so frei gestellt wie wir es waren, lieben die Grenzen des Erlaubten und Schicklichen ziemlich weit hinauszurücken, und auch unter uns waren manche, die ihren literarischen Idealismus mit einer sehr materiellen Lebenspraxis zu verbinden wußten. Niemand hielt vielleicht strenger als Rudolf die Linie ein, die Alle nicht hätten überschreiten sollen, doch war er deshalb nichts weniger als mürrisch bei unsern Freuden. Stets war er gern gesehen als ein heiterer, angeregter und anregender Gesellschafter; durch einen ihm eigenen Sarkasmus gab er der Unterhaltung stets eine besondere Würze.

Oft haben noch später Rudolf und ich einer Fahrt gedacht, die wir mit einigen besonders poetisch gestimmten Freunden eines Tages nach dem nahe gelegenen Dorfe Französisch-Buchholz machten. In einem reizend gelegenen, elegant eingerichteten Gasthofe am Ende des Dorfes aßen wir zu Abend. Der Wein floß reichlich, und die Lust wurde durch Gesang immer aufs neue angefacht. Wir sangen Lieder, deren Dichter in unserer Mitte waren; die Worte hatten sie allbekannten Weisen angepaßt. Um Mitternacht, als die Flaschen leer, wurde es uns im Zimmer zu eng und wir zogen unter eine uralte gewaltige Buche beim Dorfe, die als dessen größter Schmuck weit und breit berühmt ist. Hier wurden von neuem die Lieder angestimmt; die Dichter sangen vor und improvisirten neue Verse zu den alten. Der klare Sternenhimmel sah auf die schwärmenden Brüder herab, die erst bei der Morgenröthe zum Gasthofe zurückkehrten und den Rückweg nach der Stadt nicht eher antraten, als bis die Sonne sich abermals zum Untergange neigte.

Die Ferien pflegten unsern Kreis aufzulösen, jeder strebte dann in das Weite. Im Sommer 1833 unternahmen Rudolf und ich in Begleitung eines jungen, jetzt längst verstorbenen Theologen eine Reise, die uns damals wie ein Abenteuer erschien, während man sie jetzt kaum noch als Lustpartie gelten lassen würde. Nach guter Studentenart zogen wir mit dem Stock in der Hand und dem Ränzel auf dem Rücken aus Berlin und steuerten zunächst auf den Harz los. Das Bergsteigen war uns Flachländern sauere Arbeit, aber die Wunder der uns bisher ganz fremden Gebirgsnatur hoben doch immer wieder unsern Muth und erregten unser Staunen. Es war uns des Wunders aber fast zu viel, als wir auf dem Brocken für mehrere Tage einschneiten. Die Gefangenschaft mit uns theilte dort oben ein von

anderer Seite heraufgekommener junger Mann aus Kassel, der Sohn eines durch seine politische Thätigkeit damals allbekannten Advocaten. Sobald es möglich war, stürmte dieser Jüngling nach den üblen Stunden, die er auf dem Hexenberge verlebt, auf kürzestem Wege nach der Heimat zurück, aber nicht ohne uns vorher das Versprechen abzunehmen, ihn und die Seinigen in Kassel zu besuchen.

Eine so weite Ausdehnung der Reise war bei unserm kärglichen Geldvorrath sehr bedenklich, dennoch glaubten wir das gegebene Wort einlösen zu müssen. So wanderten wir denn über Goslar — der Name der alten Kaiserstadt war uns schon damals tief in das Herz geschrieben — und über Göttingen nach Kassel, wo wir freundlich bewillkommnet wurden. Den Rückweg nahmen wir durch Thüringen und betraten mit besonderer Ehrfurcht Weimar, uns längst eine heilige Stätte. Mit jedem Tage wurde indeß bei unserer leeren Kasse die Reise schwieriger; wir wandten allen Witz auf, die billigsten Gasthäuser zu entdecken, und obwol dies glückte, fehlte doch wenig daran, daß wir nicht auch zu den Künsten unsere Zuflucht nehmen mußten, welche wir die Handwerksburschen, unsere Gefährten auf der Landstraße, üben sahen. Aber mit dem guten Glücke, welches rechten Studenten selten untreu wird, fanden wir uns endlich glücklich heim. Wir hatten ein großes, schönes, auch historisch merkwürdiges Stück des deutschen Landes gesehen, mannichfache Erfahrungen gemacht und viel Ergötzliches erlebt. Die Erinnerungen an jene im raschen Wechsel der Eindrücke unter vielen Entbehrungen verlebten Wochen sind uns lange eine Quelle der Freude gewesen. Rudolf und ich haben später noch gemeinsame Fußreisen im Harz und in der Sächsischen Schweiz gemacht; wir hatten da wol mehr Geld, aber kaum mehr Genuß.

Die allgemeinen Zustände in Berlin hatten bisher in unsern Augen kaum sich merklich verändert; es konnte uns unerfahrenen jungen Leuten scheinen, als ruhten sie auf unzerstörbarer Basis. Aber doch bereitete sich gerade in jener Zeit eine geistige Umwälzung vor, von welcher wir um so mehr ergriffen wurden, als sie von der Belletristik ausging und wir an derselben noch immer den lebhaftesten Antheil nahmen.

Die unmittelbaren Einwirkungen der Julirevolution auf die politischen Verhältnisse Preußens waren nicht sehr spürbar gewesen, um so mehr machten sie sich bald in der schönen Literatur geltend, die entweder in Berlin selbst entstand oder doch aus berliner Verhältnissen ihre Nahrung sog. Ein Geist systematischer Opposition gegen die bestehende Ordnung, wie man ihn früher kaum gekannt hatte, trat hier hervor und gewann von Tag zu Tag breiteren Raum; was bisher in festem Ansehen gestanden, sah man einer rücksichtslosen Kritik und dem Spott preisgegeben; die religiöse und politische Tendenz drängte sich allerorten in die Belletristik ein. Die Hegel'sche Dialektik, zu einer Macht geworden, wurde, nachdem man lange in ihr ein conservirendes Element hatte finden wollen, nun als Mittel benutzt, um alle festen Vorstellungen aufzulösen, die Gemüther in Zweifel zu verwickeln. Die Philosophie stieg bis in Tagesblätter herab und mischte ihre schwer begreiflichen Formeln mit einem nur zu verständlichen Hohn gegen Dinge, die jedem zur Hand lagen. Wohin das alles führen würde, war schwer zu ermessen. Aber so viel war sicher, daß der größte Theil der höher gebildeten Jugend in der preußischen Hauptstadt am Glauben an die alten Traditionen Friedrich's des Großen und der Freiheitskriege irre wurde, daß sehr viele der älteren Literatur, welcher man bisher die Kraft nationaler Regeneration beigemessen hatte, den Rücken wandten und nach

einer Zukunftsliteratur ausschauten, welche wunderbare Segnungen über die Welt verbreiten sollte.

Es fehlte allerdings viel, daß auch wir blind den neuen Sophisten gefolgt wären. Manches, was sie mit ihrem Spott verfolgten, hatte auch uns nie imponirt, und wo sie uns auf den Zopf aufmerksam machten, hatten wir ihn oft längst bemerkt. So gaben wir das Meiste in der schwächlichen und weichlichen Literatur neuesten Datums willig preis. Aber Uhland, der uns an das Herz gewachsen, die Sänger der Freiheitskriege, die romantische Schule in Bausch und Bogen, endlich wol gar Schiller und Goethe auf den Kehricht zu werfen, dahin brachten die neuen Propheten uns mit nichten. Noch weniger vermochten sie uns zu gewinnen, wenn sie mit den Ideen des französischen Liberalismus sich die schweren Aufgaben zu lösen anschickten, welche aus der andauernden Stagnation der preußischen und deutschen Verhältnisse den Staatsmännern erwachsen waren. Und so wenig stichfest auch unser Credo war, nichts lag uns doch ferner, als offen in das Lager der Ungläubigen überzutreten.

Wir fühlten uns vielfach im Widerspruche gegen die modernen Tendenzen der Literatur, aber sie übten dennoch auch auf uns ihre Gewalt und brachten unsere Studien, die ohnehin noch keine bestimmte Richtung gewonnen hatten, in ein peinliches Schwanken. Ernst, der von Bonn nach Berlin zurückgekehrt war, hielt an der Philologie am meisten fest. Ich überließ mich fast ganz philosophischen Speculationen und poetischen Beschäftigungen. Rudolf glaubte vielleicht einen sichern Halt zu finden, wenn er dem Beispiele seiner meisten Vorfahren folgte, und trat zu der theologischen Facultät über. Bald aber wurden er und ich unerwartet auf andere Bahnen geführt.

Auf Ranke's Anregung stellte die philosophische Facultät der berliner Universität im Jahre 1834 als historische

Preisaufgabe eine Darstellung des Lebens und der Thaten König Heinrich's I. Die Aufgabe zog uns bei unserer deutschen Gesinnung, unserm historischen Sinne und der in uns schon früh erregten Sympathie für das Mittelalter in hohem Grade an; überdies verlangten wir gleichmäßig unsere Studien auf einen ganz bestimmten Gegenstand zu concentriren. Ohne die Schwierigkeiten der Aufgabe nur würdigen zu können, ohne zu ahnen, daß sich auch andere mit schon erprobteren Kräften ihr zuwendeten, machten wir uns an die Arbeit; Rudolf unfraglich mit weit größerer Energie als ich, dem es immer noch schwer fiel, der zerstreuten Thätigkeit zu entsagen.

Wir trugen beide den Preis nicht davon, aber wir hatten doch einen großen Gewinn aus unsern Bemühungen gezogen. Wir hatten einen Blick auf ein weiteres Arbeitsfeld geworfen, wo noch so viel ungebrochener Boden lag und wo es augenscheinlich an Arbeitern fehlte; wir fühlten überdies einen gewissen natürlichen Zug gerade zu den Arbeiten, die hier zu leisten waren. Trotz des Miserfolges war unser Entschluß bald gefaßt, der Geschichte des deutschen Mittelalters fortan unsere Studien zuzuwenden. Da ich schon früher einen Einblick in die von Ranke geleiteten historischen Uebungen gewonnen hatte, wußte ich, daß ich hier die beste Anleitung zu einem methodischen Studium finden würde, und gab mich ganz den dort getriebenen Arbeiten hin. Auch Rudolf trat dem zu den Uebungen versammelten Kreise bei, und wieder waren wir so in gemeinsamen Bestrebungen verbunden, und in ernsteren als alle früheren.

Infolge der erwähnten Preisaufgabe wandte sich in diesem Kreise das Interesse vorzüglich der Periode der sächsischen Kaiser zu. Viele streitige Punkte, welche sich theils auf die Beschaffenheit der Quellen, theils auf den Zusammenhang der Thatsachen selbst bezogen, tauchten auf, wur=

den lebhaft discutirt, eingehend untersucht, und diese Untersuchungen schienen uns zu neuen nicht unerheblichen Resultaten zu führen. Das Interesse steigerte sich noch ungemein, als Ranke mit dem Plane hervortrat, „Jahrbücher des Reichs unter dem sächsischen Hause" durch mehrere seiner Jünger bearbeiten zu lassen und selbst herauszugeben. Er zog zu diesem Unternehmen Waitz, Dönniges, Wilmans, Siegfried Hirsch, Rudolf und mich heran. Jedem wurde die Bearbeitung einer bestimmten Periode zugetheilt; Rudolf fiel die erste Hälfte der Regierung Otto's I. zu.

Unvergeßlich werden jedem Betheiligten die Stunden sein, die wir damals in den Vorarbeiten für die „Jahrbücher" verlebten. Liegt schon an sich kein geringer Reiz in dem ersten Angriffe eines jeden umfassenden literarischen Unternehmens, an welches sich so viele Hoffnungen knüpfen, so mehrte sich dieser bei dem Zusammenwirken einer Anzahl junger Männer, welche ihre frischen Kräfte an ein Werk setzten, mit welchem sie gemeinsam in die Welt treten und ihrem genialen Lehrer, seiner Schule und sich selbst Ehre machen wollten. Ein brennender Eifer zu lernen, zu entdecken, zu schaffen war in uns allen; jede Förderung, die Einer dem Andern bieten konnte, wurde dankbar hingenommen; auch scharfe Kritik, selbst wenn sie verletzte, brachte keine der Sache selbst nachtheilige Reibungen hervor. Vor allem nahm Waitz, der unstreitig schon am festesten in der Aufgabe stand, uns andere in Zucht, und jeder hatte ihm vieles zu danken. Aus der Arbeitsgemeinschaft bildete sich eine Geistesgemeinschaft, welche lange die Arbeit, durch welche sie angeknüpft wurde, überdauert hat. Erst aus dieser Vereinigung zur Herausgabe der „Jahrbücher" ist der Name der Ranke'schen Schule entstanden, welcher für die deutsche Geschichtswissenschaft dann Bedeutung gewann.

Schon 1836, nachdem die Fundamente der gemeinsamen Arbeit kaum gelegt waren, löste unser Kreis sich auf. Die Meisten von uns verließen die Universität, einige auch Berlin. Aber jeder nahm eine Arbeit mit sich, die ihn ganz erfüllte; jeder hatte seine Lebensaufgabe gefunden. So auch Rudolf und ich. Wir schieden von der Hochschule nicht mit jenem unbestimmten Studiendrange, mit dem wir sie bezogen hatten. Wir waren nun entschlossen, der historischen Wissenschaft unser Leben zu weihen; wir hatten von der Natur dieser Wissenschaft eine deutliche Vorstellung und in Ranke einen Lehrer für alle Folge gewonnen.

Unserer wissenschaftlichen Thätigkeit war die bestimmte Richtung gegeben, aber alsbald erhob sich nun die Frage, mit welchem praktischen Lebensberufe sich die erwählten Studien am besten verbinden würden. Frei und allein denselben zu leben verboten unsere Verhältnisse Unmittelbar auf eine akademische Lehrthätigkeit hinzusteuern erschien uns zu kühn. So ergriffen wir denn um so fester wieder den Plan, den wir eigentlich nie ganz aufgegeben hatten, nach dem Vorgange unserer Väter Gymnasiallehrer zu werden.

Unter diesen Umständen mußten wir daran denken, uns möglichst bald einem Examen zu unterwerfen, bei welchem namentlich die philologischen Disciplinen schwer in das Gewicht fielen. Meine Lage trieb mich voranzugehen. Ich riß mich aus den Arbeiten für die Geschichte Otto's II. los und stellte mich im Sommer 1836 nicht ohne Bangen der Prüfungscommission. Unter den Examinatoren zeigte ganz besonderes Wohlwollen mir der Director Meineke, Rudolf's Lehrer. Er gestattete mir auch an dem Joachimsthalschen Gymnasium das sogenannte pädagogische Probejahr zu beginnen, und noch vor Ablauf desselben wurde ich im Juli 1837

auf seinen Wunsch als Adjunct und ordentlicher Lehrer an dem Gymnasium definitiv angestellt. Mit meinem Amte war die Inspection in dem Alumnat verbunden, und ich erhielt in demselben eine Dienstwohnung.

Es war ein Glück für mich, in eine sorgenfreie Stellung zu gelangen, welche mir die Möglichkeit gewährte, meine Studien fortzusetzen, zumal ich fast zu meiner eigenen Ueberraschung die vollste Befriedigung in der mir zugewiesenen pädagogischen Thätigkeit selbst fand. Mein Glück erhöhte indessen nicht wenig, daß ich aus meiner Amtswohnung nur über einen Hof zu gehen brauchte, um in die mir längst vertraute Studierstube Rudolf's zu gelangen. Während die neuen Verhältnisse, in welche ich eintrat, viele ältere Verbindungen mit Nothwendigkeit lockern mußten, trugen sie dazu bei, mich gerade diesem alten Freunde noch näher zu führen.

Rudolf's Vetter, Ernst, welcher den philologischen Studien immer am treuesten geblieben war, hatte inzwischen auch seine pädagogische Laufbahn begonnen, die ihn dann von Stufe zu Stufe bis zu dem Directorat der brandenburger Ritterakademie geführt hat. In die alte Heimat des Geschlechtes ist er zurückgekehrt und steht dort in den Ehren eines Domherrn, die seinen geistlichen Vorfahren versagt waren.

Während wir schon durch die Pflichten des Amts beherrscht waren, konnte Rudolf seine Arbeit für die „Jahrbücher" in voller Muße vollenden. Sie erschien 1838 im Drucke. Er hat später öfters geäußert: er begreife nicht, wie er zu einer so schwierigen Arbeit damals den Muth gewonnen. Aber dies ist weniger auffällig als die Leistung selbst. Denn sie trägt durchaus keine Spuren einer Jugendarbeit; man wird sie in manchem Betracht dem Besten, was er geschrieben, an die Seite setzen müssen. Sicherheit der

kritischen Methode, Umfang der Forschung, Klarheit der Darstellung — recht eigentlich das, worauf Ranke bei seinen Schülern stets gedrungen hat — zeichnen die Schrift in gleicher Weise aus; noch heute kann sie Niemand entbehren, der sich mit der Geschichte Otto's des Großen beschäftigt. Mit Recht gewann sie gleich bei ihrem Erscheinen allgemeine Anerkennung und erregte die günstigsten Erwartungen von dem jungen Verfasser.

Bald nach Vollendung dieser Arbeit, noch im Jahre 1838, unterzog sich Rudolf der Prüfung für das Lehramt; er bestand sie mit Auszeichnung, absolvirte dann das pädagogische Probejahr am Joachimsthalschen Gymnasium und wurde Ostern 1840 in dieselbe Stellung berufen, welche ich schon fast drei Jahre bekleidete. Er bezog nun eine Wohnung, die nur durch eine Wand von der meinigen getrennt war. Jugenderinnerungen, Studien, Amt, Haus — Alles war uns gemeinsam. Aber nur wenig über zwei Jahre haben wir in dieser engsten Gemeinschaft gelebt. Denn bald zeigte sich, daß Rudolf nie eine gleiche Befriedigung wie ich in der pädagogischen Thätigkeit finden würde.

Bei dem Ernste seiner Natur, bei der hohen Vorstellung vom Berufe eines Gymnasiallehrers, welche Rudolf früh gewonnen hatte, konnte es nicht anders sein, als daß er seine ganze Kraft einsetzte, um den Ansprüchen des Amtes zu genügen. Aber er fühlte trotz aller Anstrengungen in seinen Erfolgen kein rechtes Genügen; namentlich gelang es ihm nicht, zu den Zöglingen ein erfreuliches Verhältniß zu gewinnen. Die Hauptschuld lag gewiß in krankhaften Zuständen, denen er schon damals unterworfen war und die leider niemals ganz wieder beseitigt werden konnten.

Obwol schon in erster Jugend von mancher Krankheit heimgesucht, war Rudolf doch uns Knaben immer als ein wohlgebauter, gesunder und munterer Kamerad erschienen.

Erst in den Jahren der Entwickelung zum Jüngling machte sich ein Fehler im Oberkörper bei ihm bemerklich; der Brustknochen trat ungewöhnlich hervor, vielleicht infolge eines unglücklichen Falles in der Turnstunde, bei welchem ich zugegen war und ihn sogleich über heftige Brustschmerzen klagen hörte. Wir hofften, daß das Uebel bei weiterer Entwickelung verschwinden oder sich wenigstens vermindern würde, aber gerade das Gegentheil trat ein. Der Körper wuchs sich nicht in regelmäßiger Weise aus; die ganze Constitution Rudolf's behielt etwas Schwächliches und Gedrücktes, und er fühlte bald nur zu sehr, wie auch der Geist unter den Gebrechen des Körpers leide. Er gebrauchte seitdem die größte Vorsicht, um allen nachtheiligen Einflüssen auf seine Gesundheit vorzubeugen, und es ist ihm gelungen sich noch Jahrzehnde geistig regsam und arbeitsfähig zu erhalten. Meisterlich verstand er nicht nur körperliche Schmerzen zu verbergen, sondern auch trübe Stimmungen niederzukämpfen. Meist fand man ihn zu einem heitern Gespräche aufgelegt; selten hörte man ihn, wenn er auch sarkastische Bemerkungen über seine Lage nicht unterdrückte, in unmuthige und laute Klagen ausbrechen. Aber wie sehr er auch die krankhafte Reizbarkeit niederhalten mochte, sie war vorhanden und hat gewiß am meisten dazu beigetragen, ihm die pädagogische Wirksamkeit zu erschweren.

Trotz mancher Widerwärtigkeiten waren die Jahre, welche Rudolf damals im Alumnat verlebte, nicht ohne Gewinn und Genuß für ihn. Die Collegen, mit denen wir dort zusammenwohnten, waren meist jüngere Männer von sehr lebhaftem wissenschaftlichem Interesse; die Verbindungen, in welchen sie standen, kamen auch uns zugute, und uns selbst traten zugleich fast Alle nahe, die aus der sich mehr und mehr erweiternden Ranke'schen Schule hervorgingen und zeitweise oder dauernd in der Hauptstadt lebten. Unser

Verkehr würde so ausgebreitet, daß er durch fest verabredete Zusammenkünfte zu bestimmten Zwecken, wenn wir uns nicht ganz in demselben zerstreuen wollten, geregelt werden mußte. So kamen wir an einem Abende in jeder Woche mit einigen philologischen Collegen noch zu später Stunde im Alumnat zusammen, um griechische Classiker zu lesen; an einem andern Abende mit einigen jüngern Historikern in Adolf Schmidt's Behausung, um italienische Literatur zu treiben. Den größten Gewinn verdankten wir aber wol einer größern Gesellschaft von Universitäts- und Gymnasiallehrern, welche sich seit Jahren an jedem Sonnabend im Alumnat, damals auf meinem Zimmer, zusammenfand. Die Theilnehmer, deren Namen meist später in weiteren Kreisen bekannt geworden sind, waren in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft thätig und ihre Ansichten gingen weit auseinander, aber es herrschte unter ihnen trotzdem ein so herzliches, fast brüderliches Einvernehmen, daß die lebhaften Discussionen, die sich an die im Wechsel gehaltenen Vorträge zu knüpfen pflegten, niemals zu Zerwürfnissen führten, stets aber den Anstoß zu den fruchtbarsten Erwägungen boten. Wie in frühern Zeiten lebten Rudolf und ich wieder in literarischen Kränzchen, doch waren nicht nur die Genossen andere geworden, auch das belletristische Interesse war weit hinter dem wissenschaftlichen zurückgetreten.

Rudolf war damals mit eingehenden Studien über die Geschichtsbücher des Bischofs Liudprand beschäftigt, auf welche er durch seine Arbeiten für die Ottonische Zeit geführt war. Aus diesen Studien ging die Dissertation „De vita et scriptis Liudprandi episcopi Cremonensis" hervor, welche er zur Erlangung des Doctorgrades der philosophischen Facultät der berliner Universität einreichte. Die öffentliche Disputation fand am 8. October 1841 statt, und da Rudolf's Vetter Ernst, Siegfried Hirsch und ich die Rollen der

Opponenten übernommen hatten, so wurden wir bei diesem feierlichen Acte in eigenthümlicher Weise noch einmal an unsere gemeinsamen theatralischen Jugendspiele erinnert.

Die gedruckte Dissertation enthielt nur einen Theil der umfänglichen Arbeit, welche vollständig erst 1842 veröffentlicht wurde. Sie brach Rudolf nicht nur Bahn zu den kritischen Untersuchungen über die Geschichtsquellen der Ottonischen Zeit, mit denen er sich dann bis in seine letzten Jahre mit Vorliebe beschäftigt hat, sondern eröffnete ihm auch eine neue Lebensstellung, welche seiner Natur mehr zu entsprechen schien als das Schulamt.

Pertz, gerade damals nach Berlin berufen, meinte nicht leicht einen sorgfältigeren und geschickteren Mitarbeiter für die „Monumenta Germaniae" finden zu können; er wünschte Rudolf für das große nationale Unternehmen zu gewinnen, und dieser kam seinen Wünschen auf halbem Wege entgegen. Im Herbste 1842 gab er seine Gymnasialstellung auf und trat als Mitarbeiter bei den „Monumenta" ein. Um der Lehrthätigkeit doch nicht ganz entzogen zu werden, übernahm er gleichzeitig Privatunterricht in dem Beer'schen Hause, knüpfte aber, als dieses Verhältniß sich nach Jahr und Tag löste, nicht wieder ein ähnliches an, sodaß er nun einige Zeit allein literarischen Arbeiten lebte.*)

Als er die Amtswohnung im Alumnat räumte, kehrte er zunächst nicht zu den Aeltern zurück, sondern bezog eine

* Zu Rudolf's ersten Arbeiten für die „Monumenta" gehörten die höchst interessanten Untersuchungen über die Fälschungen des Pratilli, die erst 1847 im neunten Bande des „Archivs für ältere deutsche Geschichte" gedruckt wurden. Derselbe Band enthält noch andere Arbeiten von ihm. Wie ihn auch Studien über die deutsche Literaturgeschichte damals beschäftigten, zeigt der im „Stuttgarter Morgenblatt" 1844 gedruckte Aufsatz über Lessing.

besondere Wohnung in der Heiligen Geiststraße, aber in unmittelbarster Nähe der Seinigen, der älterlichen Wohnung gerade gegenüber. Doch selbst diese geringe Entfernung ertrug er nicht lange; bald verlangte er nach seiner alten Studierstube neben dem Vater zurück. Er nahm sie wieder ein, um dann noch fast funfzehn Jahre in ihr zu hausen. Jetzt allein der Wissenschaft lebend, in ununterbrochenem Verkehre mit den Seinigen, von der Liebe derselben getragen, fühlte er sich befriedigter als jemals zuvor.

So sehr die Arbeiten für die „Monumenta" Rudolf's Neigung entsprachen und so tief er sich in sie versenkte, ganz gefangen nahmen sie ihn nicht. Er unterhielt einen lebendigen Verkehr mit seinen zahlreichen Freunden, und an allem, was Berlin bewegte, nahm er regen Antheil. Die politische Bewegung war, nachdem ihr König Friedrich Wilhelm IV. selbst Bahn gebrochen, bereits in den Vordergrund des städtischen Lebens getreten; zugleich machten sich in den kirchlichen Angelegenheiten wie auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft unter dem Einflusse der Politik neue Richtungen bemerklich, auch sie vom Könige begünstigt.

Daß große Reformen im preußischen und deutschen Staatsleben demnächst eintreten würden und müßten, darüber bestand in den gebildeten Kreisen Berlins jetzt kaum noch ein Zweifel. Ueber das Maß der Reformen und ihre Richtung gingen freilich die Meinungen sehr weit auseinander. Während die Einen möglichst viel von den alten Institutionen Preußens erhalten wissen wollten, suchten die Andern möglichst viel zu beseitigen, um für eine Constitution, wie sie in Frankreich und Belgien herrschte, breiten Raum zu gewinnen. Wie man auf der einen Seite ein entschlossenes

Losreißen von der hemmenden Politik Oesterreichs verlangte, damit Preußen frei an die Spitze Deutschlands treten könne, glaubte man auf der andern gerade um des deutschen Gesammtinteresses willen von der alten Bundesgenossenschaft mit Oesterreich sich nicht ganz trennen zu sollen, wie sehr sie auch die freiere Machtentwickelung der preußischen Monarchie behindere. Es bildeten sich so in der Stadt wie im Lande zwei große Parteien mit sehr abweichenden Zielpunkten, jede freilich mit den verschiedenartigsten Nüancen; wenn man sie als die conservative und liberale unterschied, so war das eigentliche Wesen des Gegensatzes damit doch nicht scharf bezeichnet. Ging doch der König selbst, an den sich die sogenannte conservative Partei anschloß, wie unsicher und schwankend auch seine Politik erscheinen mochte, unzweifelhaft mit weitgehenden Reformen um.

Die politischen Fragen fingen nun an die gesammte Literatur zu beherrschen, vor allem den Journalismus. Zwischen Politik und Historie ist ein so naher Zusammenhang, daß auch wir jüngeren Historiker nicht lange den Tagesfragen und der Tagespresse fern bleiben konnten. Wir meinten ein Recht zu haben, auch unsere historische Kritik in dem Widerstreite der Meinungen zur Geltung zu bringen, und wenn wir etwa noch schüchtern zögerten, wurden wir in den Kampf geradezu getrieben. Denn indem man von oben her die politische Discussion in den Zeitschriften jetzt eher begünstigte als hemmte, wünschte man doch zugleich, daß dem allgemeinen Raisonnement gegenüber eine gründlichere historische Betrachtung Platz gewinne. So gerieth auch ich mit mehrern meiner historischen Freunde tief in den Journalismus hinein. Wir schrieben größtentheils die literarischen Artikel in der „Preußischen Staatszeitung" und waren fleißige Mitarbeiter an der berliner „Literarischen Zeitung", bis diese in eine drückende Abhängigkeit vom Mini-

terium Eichhorn gerieth, welche uns die Theilnahme ver-
eidete.

Für die genannten Zeitschriften ist Rudolf nicht thätig
ewesen, dagegen hat er bei einem andern literarischen Un-
ernehmen, welches ebenfalls mit den Zeitbewegungen zu-
ammenhing und recht eigentlich aus unserm Kreise hervor-
ing, den wirksamsten Beistand geleistet. Es war die
Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", redigirt von Adolf
Schmidt, die mit dem Anfange des Jahres 1844 in das-
eben trat. Gleich der erste Aufsatz ist aus Rudolf's Feder
eflossen, und noch ein zweiter von seiner Hand findet sich
n ersten Bande. Dieser zweite ist im wesentlichen eine
ritik eines eben damals erschienenen Buches über Kaiser
othar den Sachsen, der Erstlingsarbeit Philipp Jaffé's.
ch erwähne diesen Beitrag hier nur deshalb, weil er eine
harfe Antikritik Jaffé's zur Folge hatte, in welcher er
anche Vorwürfe seines Recensenten nicht mit Ungrund zu-
ickwies. Es traten sich damals zuerst, und nicht in
eundlicher Weise, zwei Männer gegenüber, die sich später
och vielfach in ihren eigensten Bestrebungen berühren soll-
n, bis sie beide fast gleichzeitig abschieden. Es hat auch
äter nicht an Reibungen zwischen ihnen gefehlt, wie sie
i der vollkommenen Verschiedenartigkeit ihrer Naturen
um zu vermeiden waren; dennoch verkannten sie nicht, was
e sich in der Wissenschaft gegenseitig verdankten. Rudolf
it mir oft mit Bewunderung von der Arbeitskraft und
m Arbeitsgeschick seines alten Widersachers gesprochen,
d Jaffé hat eine seiner letzten Arbeiten Rudolf gewidmet.

Das erste Heft der Schmidt'schen Zeitschrift enthielt
ich eine meiner Arbeiten. Rudolf und ich waren hier
ermals literarisch verbunden, aber räumlich waren wir
mals weiter als je bisher getrennt. Ich hatte im Sommer
843 einen längern Urlaub zu einer wissenschaftlichen Reise

erhalten und lebte beim ersten Hervortreten jener Zeitschrift bereits in Rom. Ich stand von dort aus mit Rudolf in Briefwechsel; aber einen Ersatz für den fast täglichen Verkehr, den wir so viele Jahre gepflogen hatten, konnten Briefe nicht bieten. Um so erwünschter war es mir, wieder in des alten Freundes nächste Umgebung zu kommen, als ich nach fast zweijähriger Abwesenheit nach Berlin und in meine frühere Behausung im Alumnat zurückkehrte. Aber recht heimisch wurde ich doch in diesen Räumen nicht wieder, da eine völlige Umwandlung meiner Verhältnisse bevorstand. Ostern 1846 verheirathete ich mich und verließ das Alumnat, in dem ich fortan nicht mehr meine Hauptbeschäftigung hatte. Ich rückte unter die mehr auf den Unterricht in den obern Klassen hingewiesenen Lehrer ein; da aber die für dieselben bestimmten Amtswohnungen in der Heiligen Geiststraße damals sämmtlich besetzt waren, mußte ich vorläufig selbst dafür sorgen, wo ich mein Hauswesen einrichten wollte. Mehrere Jahre habe ich dann in größerer oder geringerer Entfernung von den Gymnasialgebäuden gewohnt, aber mein Amt führte mich doch täglich in dieselben zurück, und auch der Verkehr mit Rudolf erlitt keine erhebliche Störung.

Nicht selten ist eine junge Ehe das Grab alter Freundschaft. Hier war es nicht der Fall. Meine Frau schätzte bald Rudolf ebenso hoch, wie ich es längst that, fand Gefallen an seiner lebhaften, auf alles eingehenden Unterhaltung und suchte ihm unser Haus angenehm zu machen. Sie trat auch Rudolf's Angehörigen näher, und es entspann sich ein wohlthuender Verkehr von Haus zu Haus.

Fast alle unsere Jugendgenossen waren damals bereits in den Ehestand getreten; nur Rudolf verrieth keine Neigung, den Cölibat aufzugeben. Es befremdete uns dies um so mehr, als er sich nie als ein Feind des schönen Geschlechts gezeigt hatte, sich gern mit angenehmen und geistvollen

Frauen unterhielt und auch von ihnen gern gesehen wurde, überdies so sehr an Haus und Familie hing. Halb im Ernst, halb im Scherz wurde er öfters darüber von uns zur Rechenschaft gezogen, daß er unserm Beispiele nicht folge. Er verwies uns dann wol auf seine ungesicherte Stellung oder auf seine Kränklichkeit. Es waren dies nicht nichtige Ausflüchte, aber wirksamer war gewiß, daß er sich bereits in das älterliche Haus so eingelebt hatte, daß der Gedanke an eine Trennung von demselben sich schwer in ihm befestigen konnte. Nur dann wäre es geschehen, wenn ihn eine mächtige Leidenschaft zu einem Weibe erfaßt und fortgerissen hätte. Aber eine solche Leidenschaft ist seinem sonst leicht erregten Gemüth, wie ich glaube, ganz fremd geblieben; wenigstens habe ich niemals Anzeichen, welche auf eine tiefere Neigung hätten schließen lassen, an ihm bemerkt.

Zu derselben Zeit, wo meine amtliche Wirksamkeit eine andere wurde, eröffnete sich auch Rudolf eine neue Thätigkeit, und gerade die, in welcher er bis zu seinem Ende verharrte. Er habilitirte sich im März 1846 als Privatdocent der Geschichte an der berliner Universität und begann seine Vorlesungen im Sommersemester desselben Jahres. Unter allen Lebenswegen, die ein junger Gelehrter einschlagen kann, gibt es keinen beschwerlichern, als den Rudolf jetzt wählte. Wenn vor ihm und nach ihm so viele Andere den gleichen Weg verfolgt haben, so ist der Grund nur derselbe, der rüstige Wanderer oft von der breiten Heerstraße auf kaum sichtbare, unsichere Nebenpfade lockt. Rudolf wußte aus dem Beispiel vorausgegangener Freunde sehr wohl, wie viele Enttäuschungen und wie geringen Lohn für seine Anstrengungen der akademische Privatdocent zu erwarten hat; aber ihn verlangte nach Mittheilung, nach Lehrthätigkeit, und es gab keine andere, die er mit seinen Arbeiten für die „Monumenta Germaniae" leichter verbinden konnte.

Es entsprach seinen alten Neigungen, wenn er alsbald auch die Literaturgeschichte in den Kreis seiner Vorlesungen zog; gerade die Vorträge über neuere deutsche Literaturgeschichte gewannen ihm zuerst einen größern Zuhörerkreis, während für die andern sich erst allmählich ein Publikum bildete.

Doch schon traten alle Wandlungen in der Existenz des Einzelnen zurück gegen die großen Bewegungen, welche sich im öffentlichen Leben kundgaben und kaum noch zweifelhaft ließen, daß man einer totalen Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Preußen und Deutschland entgegengehe. In der Voraussicht einer solchen Umgestaltung traten die Parteien mit ihren Ansichten und Forderungen bestimmter hervor, zugleich schroffer auseinander; alle politischen Fragen wurden mit bisher unerhörter Leidenschaft verhandelt. Als der Vereinigte Landtag in Berlin zusammentrat, gewann die politische Tribüne eine Macht, wie man sie früher in den deutschen Ländern nicht gekannt hatte; die parlamentarische Debatte, sobald sie die allgemeinen Angelegenheiten ergriff, wirkte sogleich auf die weitesten Kreise, auf alle Schichten des Volkes. Niemand hätte der Bewegung mehr Schranken setzen können, und am wenigsten war dies in Berlin möglich, wo von allen Seiten die Politik in die Gesellschaft gleichsam hineinflutete und die Straßen erfüllte.

Mir traten diese Dinge nur zu nahe. Die Parteien brauchten literarische Kräfte, und meine journalistische Thätigkeit hatte auf mich die Aufmerksamkeit gelenkt. Nacheinander entstanden verschiedene Plane zu großen Zeitschriften, und immer von neuem wurde mir die Redaction derselben angetragen, obwol ich weder Geschick noch Neigung zu einem solchen Geschäft hatte und die Hitze des Parteistreites eher mied als suchte. Ob die Politik damals Rudolf weniger hart auf den Leib rückte, sie beschäftigte ihn deshalb nicht minder. Die geistige Atmosphäre wurde

schwüler und schwüler, seitdem in Frankreich der Name der Republik wieder gehört wurde, die Wolken zogen sich von allen Seiten zusammen, und die Frage schien nur noch, wann das Unwetter einschlagen und ob man seinen Verheerungen nicht noch rechtzeitig vorbeugen könne. Idealisten, wie Rudolf und ich, hofften das Letztere noch. Bei einem nächtlichen Spaziergange demonstrirten wir uns die Unmöglichkeit einer siegreichen Revolution in Preußen vor, während die Revolte in Deutschland allerorten triumphirte, Metternich und sein System bereits gestürzt waren.

Wenige Tage, und wir waren mitten in den Schrecken der Revolution; mit ihrem ganzen Gefolge war sie in das sonst so loyale Berlin eingezogen. In der Stadt, wo alles an Friedrich den Großen erinnert, wurde das Königthum schmählich mishandelt, hörte man den Namen der Republik offen aussprechen. Es schien nun alles dahin, woran wir geglaubt, worauf wir unsere Hoffnungen gesetzt hatten. Die wissenschaftlichen Bestrebungen hatten für den Moment alle Bedeutung verloren; auch die „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" eilte ihrem Ende entgegen. Was galt Geschichtswissenschaft, wo man sich im Sturm der Tagesereignisse nur mit Mühe aufrecht erhielt? Was historische Kritik, wo man zur ruhigen Erwägung des Nächsten kaum Zeit und Stimmung fand? Die Politik, die wir in der Geschichte studirt hatten, hatte nichts mit der gemein, die man jetzt auf der Gasse trieb, und der Bücher konnte man entrathen, wenn man nach Waffen schrie.

Wer das Jahr 1848 nicht in Berlin durchlebt hat, wird sich von den damaligen Zuständen der preußischen Hauptstadt schwer einen Begriff machen. Es mag durch Schönfärberei gelingen, anderen Revolutionen einen glänzenden Anschein zu geben, bei der berliner wäre dies vergeb-

liche Mühe. Keiner der Straßenhelden und Volksredner, welche sie hervorbrachte, hatte auch nur einen Anflug von sittlicher und geistiger Größe, und es wird stets eine Schmach für eine Stadt sein, die sich besonderer Intelligenz rühmte, daß sie sich von seichten Schwätzern und verrufenen Subjecten monatelang leiten ließ. Was die Führer der Revolution in Scene setzten, trug entweder den Stempel der Gemeinheit oder Lächerlichkeit; nirgends war ein durchgeführter Plan, ein erkennbares Ziel. Berlin war in den Händen der revolutionären Partei, aber sie wußte selbst nicht, was sie mit ihrer Macht beginnen sollte; dabei war sie so fahrlässig, daß sie die Reaction, die auf die Dauer gegen ein so sinnloses Treiben doch nicht ausbleiben konnte, unter ihren Augen erwachsen ließ. Es entwickelte sich in der großen Stadt eine gemüthliche Anarchie, wie sie in der Weltgeschichte kaum sonst nachzuweisen sein möchte und wie sie in Berlin selbst nicht wiederkehren würde, wenn jemals ähnliche Elemente dort noch einmal die Oberhand gewinnen sollten.

Die Märzereignisse hatten die politischen Parteien, wie sie bis dahin bestanden, völlig auseinandergeworfen. Viele, die bis dahin hervorgetreten waren, namentlich auf conservativer Seite, verkrochen sich scheu. Von der liberalen Partei suchten Manche, obwol sie die Revolution verabscheuten, doch aus ihr Vortheile für jene constitutionellen Reformen zu ziehen, welche sie längst angestrebt hatten; Andere schlossen sich enger an die demokratischen Elemente an, welche die Revolution ermöglicht hatten und in ihr emporgekommen waren. Mehr oder weniger offen wurde hier von der Republik gesprochen; man gefiel sich auch wol in Projecten, wie sich in der Form einer constitutionellen Monarchie ein republikanisches Staatsleben herstellen lasse. Vorläufig schwärmte man für die neuerrungene Freiheit, welche zu-

nächst kaum einen anderen greifbaren Inhalt hatte als Entledigung von Polizei, von Militär, von königlicher Autorität. Die nicht mitschwärmen wollten oder konnten, schwiegen meistentheils; nur sehr Wenige wagten sich offen in jenen ersten Tagen der Revolution als königlich zu bekennen und jene Freiheit, deren man sich rühmte, als Auflösung staatlicher Ordnung, als eine Gefahr für Preußen und Deutschland zu bezeichnen.

Kaum waren die Barrikaden fortgeräumt, so kam Rudolf zu mir, mit einem schweren Säbel umgürtet. Er hatte sich dem akademischen Corps angeschlossen, welches mit der Bürgerwehr die Ruhe in der vom Militär geräumten Stadt aufrecht erhalten wollte. Der Säbel stand ihm nicht sonderlich, und er fühlte selbst, daß er wol mit andern Waffen mehr nützen konnte. Wir beide zweifelten keinen Augenblick, daß die Dinge auf einen Punkt gekommen seien, wo es Bürgerpflicht sei, offen Partei zu ergreifen. Mit den in der Revolution mächtigen Elementen konnten wir nach unsern Ueberzeugungen nun und nimmermehr Hand in Hand gehen; ihnen gegenüber schien uns nur im Königthum ein fester Halt gegeben; waren wir von jeher Royalisten gewesen und hatten Preußens und Deutschlands Heil uns nur in Verbindung mit dem Hause der Hohenzollern denken können, so ergriffen wir jetzt nur noch um so fester die königliche Sache und sahen uns alsbald nach Männern um, mit denen im Vereine wir für das Königthum wirksam sein könnten.

Schon in der Mitte des April pflogen wir mit einigen hervorragenden Führern der alten conservativen Partei Verhandlungen über die Bildung eines monarchischen Vereins, aber diese Verhandlungen blieben ohne Erfolg, da eine Einigung weder in den Principien noch über die Art des Vorgehens zu erreichen war. Da entstand in dem Constitutionellen Club, welcher gleich nach dem Ausbruche der

Revolution sich gebildet hatte und die mannichfachsten Schattirungen der frühern liberalen Partei und der gemäßigteren Demokratie vereinigte, über die Frage, ob die neue preußische Verfassung auf das Ein- oder Zweikammersystem zu begründen sei, eine unheilbare Spaltung. Die Anhänger des Zweikammersystems beschlossen einen besondern Verein zu bilden; ihnen traten sogleich auch wir nun bei und mit uns einige andere, die in den erwähnten Verhandlungen auf unserer Seite gestanden hatten.

Am 16. Mai wurden die Statuten des neuen Vereins, welcher sich der patriotische nannte, endgültig nach langen Debatten festgestellt. Der Verein sollte für Königthum, Volksrecht und Volkswohl eintreten; im Besondern waren als seine Aufgaben bezeichnet, dahin zu wirken, daß erstens die constitutionelle Monarchie unverletzt erhalten, zweitens alle Rechte und Freiheiten, welche dem Volke bereits provisorisch gewährt, ihm bewahrt und die vom Könige außerdem gemachten Verheißungen unverkürzt erfüllt, daß drittens die künftige preußische Nationalrepräsentation durch zwei Kammern ausgeübt, und endlich der Arbeit kräftige Fürsorge zutheil werde, und zwar nicht nach einseitigem Ermessen der Regierung, sondern unter wesentlicher Mitwirkung der Arbeitenden und Arbeitgeber. Der Beitritt zum Verein stand jedem offen, der die Statuten unterschrieb. Alle Verhandlungen wurden öffentlich gepflogen, und es waren für dieselben zwei Abende in jeder Woche bestimmt.

Noch in derselben Sitzung, wo die Statuten zum Abschlusse kamen, beschloß der Verein mit einer öffentlichen Kundgebung hervorzutreten, und am andern Tage fand man in allen Straßen Berlins eine Dankadresse des Patriotischen Vereins an das Ministerium Camphausen angeschlagen, welche den Widerstand desselben gegen die tumultuarischen, durch die Zurückberufung des Prinzen von Preußen hervor-

gerufenen Demonstrationen belobte. Das von der Demokratie besonders verfolgte Mitglied des Königshauses, für welches der Verein gleich bei seinem Entstehen seine Sympathie zu erkennen gab, blieb seitdem in demselben ein Gegenstand besonderer Verehrung. Inmitten des Vereins entstand später ein nach der Melodie des „Prinz Eugenius" oft gesungenes Lied, dessen einer Vers lautet:

Fürst des Rechts und Fürst der Ehre,
Deine starken Siegesspeere,
Säulen sind's am deutschen Bau!
Krönt der Dom sich mit dem Kranze,
Strahlt dein Name auch im Glanze
Von der Kuppel durch den Gau.

Die Prophezeiung hat sich schneller erfüllt, als Jemand damals glaubte.

Die Mitglieder des Vereins waren Männer von sehr verschiedenen Lebensberufen, aber der Mehrzahl nach höhere Civilbeamte und Militärs. Mehrere hatten hervorragende Stellungen im Staate eingenommen oder nahmen sie noch ein, andere haben sie später gewonnen; einige der nachfolgenden Minister gehörten dem Vereine an. Wie Rudolf und ich zu den jüngern Mitgliedern zählten, standen wir auch in allen Lebensverhältnissen hinter den meisten zurück. Dennoch zog man uns sofort in den Vordergrund, da man sah, daß wir mit allem Eifer und in vollster Ueberzeugung uns den Vereinszwecken hingaben. Sehr bald wurden wir in den Vorstand gewählt und haben dann bei allen Unternehmungen des Vereins mitgewirkt.

Gegenüber andern Clubverhandlungen, wie sie damals in Berlin so vielfach stattfanden, machten die Sitzungen unsers Vereins einen sonderbaren Eindruck. Während sich dort eine bunte Menge zusammendrängte, sah man hier ge-

wöhnlich kaum ein halbes Hundert Personen; so stürmisch dort die Discussion war, so ruhig war sie hier. Mit größtem Ernste und einer fast pedantischen Gründlichkeit wurden die Tagesfragen erörtert. Unsere demokratischen Widersacher fanden sich nicht selten auf der Galerie ein, die ihnen ja stets offen stand, und sie mochten dieses politische Treiben höchst unpraktisch und wenig gefährlich für sich finden. Sicher war auch, daß solche Verhandlungen auf die Massen nie eine unmittelbare Wirkung üben konnten. Sie dienten indessen zu eigener Verständigung, consolidirten den Verein in seinen Principien und gaben ihm den Muth zu einer Erweiterung seiner Wirksamkeit, die dann allerdings, wenigstens meinten es später die Gegner, auch recht praktische Folgen gehabt hat.

Am 24. Juni erließ der Patriotische Verein einen Aufruf, worin er alle gesinnungsverwandten Verbindungen in den Provinzen ersuchte mit ihm in Communication zu treten, und zugleich zur Gründung von monarchisch-constitutionellen Genossenschaften, wo solche noch nicht beständen, dringend aufforderte. Der Aufruf hatte den günstigsten Erfolg: die bestehenden Vereine reichten sich die Hand, neue entstanden an vielen Orten, und es bildete sich eine ziemlich weit verzweigte Affiliation, welche im Patriotischen Vereine ihren Mittelpunkt hatte. Am 3. bis 5. October tagten dann Deputirte dieser Vereine in Berlin und beschlossen eine Urwählerpetition zu verbreiten, in welcher die preußische Nationalversammlung zur Beschleunigung der Verfassungsarbeiten aufgefordert wurde; denn obwol recht eigentlich zu denselben berufen und seit dem Mai versammelt, hatte sie es bisher noch zu gar keinen sichtlichen Resultaten gebracht. Diese Petition gelangte dann mit mehr als 80000 Unterschriften an die Nationalversammlung und zeigte ihr, daß das Ver-

trauen auf sie und die Demokratie, auf welche die Majorität der Versammlung sich stützte, bereits stark im Sinken war.

Um die Vereine in Verbindung zu halten, um ihnen Material für ihre Verhandlungen zu bieten und um auch auf die außerhalb der Organisation stehenden Gesinnungsgenossen zu wirken, bedurfte man der Presse. Schon seit dem Juli gab der Patriotische Verein deshalb ein Centralblatt der verbundenen monarchisch-constitutionellen Vereine heraus, welches den bezeichneten Zwecken diente. Daneben aber publicirte er eine große Zahl von Flugblättern, in welchen die Zeitfragen im Sinne der Partei behandelt wurden. Keine Form der Darstellung blieb unversucht. Feierliche Ansprachen an das Volk wechselten mit launigen Briefen, trockene Abhandlungen mit frischen singbaren Liedern. Tag für Tag wurden im Sommer und Herbst 1848 solche Flugschriften gedruckt; von manchen sind bis 100000 Exemplare verbreitet worden.

Rudolf betheiligte sich an den Arbeiten des Vereins besonders in zweifacher Weise: in den Versammlungen war er einer der schlagfertigsten Redner, und eine ganze Reihe jener Flugschriften sind auf seiner Studierstube entstanden.

Selten verging eine Sitzung, ohne daß er die Tribüne betreten hätte, und stets wurde er gern und aufmerksam gehört. Die nicht vortheilhafte Figur des Redners übersah man bald, da er durch den Wohllaut seiner Stimme, seine lebhaften Gesichtszüge, seine feine, maßvolle Haltung und vor allem durch den Inhalt seiner Worte fesselte. Er sprach nur nach reiflicher Ueberlegung und legte die Ergebnisse seines Nachdenkens dann mit der größten Präcision und Klarheit dar: so gewann er die Hörer für seine Person und seine Sache. Vor allem trat er immer hervor, wo es sich um die deutsche Frage handelte. Er und Professor Piper,

der gleich ihm ein Hauptträger der Debatten war, sahen die deutschen Angelegenheiten gleichsam als ihre besondere Domäne an.

Von Anfang an hatte der Verein laut seine Wünsche und Hoffnungen für die Begründung des deutschen Bundesstaats ausgesprochen und es auch an Kundgebungen für die frankfurter Nationalversammlung nicht fehlen lassen. Die Mehrzahl der Mitglieder glaubte schon in den Statuten hinreichend ausgedrückt, daß es Vereinspflicht sei, in diesem Sinne zu wirken. Als sich später darüber dennoch Zweifel erhoben, war es besonders Rudolf, der diese Verpflichtung zu voller Anerkennung brachte. Bekannt ist, wie die Deputation der frankfurter Versammlung, welche im April 1849 nach Berlin kam, um dem Könige die deutsche Kaiserkrone anzubieten, dort eine sehr kühle Aufnahme fand; weder die altconservative Partei, die sich inzwischen zu reconstruiren angefangen und bereits Macht gewonnen hatte, noch die berliner Demokraten waren dem frankfurter Werke geneigt. Es ist deshalb für den Geist des Patriotischen Vereins nicht unbezeichnend, daß es besonders Mitglieder desselben waren, welche die Deputation am Bahnhofe mit freudigem Zuruf empfingen, und daß sechs von jenen am 4. April, als der König bereits die ausweichende Antwort ertheilt, vor der Deputation erschienen, „um ihre Anhänglichkeit an die deutsche Sache und ihre Verehrung gegen die Männer zu bezeigen, welche mit muthiger Entschlossenheit und ausdauernder Treue das große ihnen anvertraute Werk dem Ziele entgegengeführt“. So sprach im Namen jener Sechs Professor Piper, und unter ihnen waren auch Rudolf und ich. Wir sahen in der Kaiserdeputation damals E. M. Arndt, dessen Name für uns von Jugend an einen besonders vollen Klang gehabt hatte.

Ein größeres Publikum, als sich in den Vereinssitzungen ihm darbot, hatte Rudolf durch seine Flugschriften gewonnen. Es waren theils im Vereine gehaltene Vorträge, welche durch den Druck weiter verbreitet wurden, wie der über die Titulatur der Krone und ein anderer über die deutsche Frage im März 1849, theils waren es populäre Ansprachen im Sinne unserer Partei. Von den letzteren gingen eine ganze Reihe mit der Ueberschrift „An das Volk“ aus seiner Feder hervor. Sie gaben wol die Veranlassung, daß das Ministerium Brandenburg-Manteuffel einen Versuch machte, Rudolf's Kraft ganz für die Regierungspresse zu gewinnen: er wies die darauf gerichteten Anerbieten aber entschieden zurück.

Wie die Zeitereignisse den Patriotischen Verein hervorgerufen hatten, so lösten sie ihn allmählich auch wieder auf. Schon als im November 1848 der Belagerungszustand über Berlin verhängt wurde, mußten die Sitzungen suspendirt werden. Der Verein bestand freilich damals dem Namen nach fort, und selbst der sociale Zusammenhang der Mitglieder wurde nicht unterbrochen. Denn es bildete sich aus diesen damals die sogenannte „Vaterländische Gesellschaft“, welche ein großes Local täglich den Gesinnungsgenossen zu Gebote stellte und noch viele Jahre, die politische Farbe immer mehr verlierend, als ein geselliger Mittelpunkt für manche berliner Kreise fortbestanden hat. Auch behielt der Verein damals eine gewisse Wirksamkeit dadurch, daß die Centralisation der monarchisch-constitutionellen Partei im Lande noch unbehindert fortdauerte. Ende Juli 1849 konnten nach Aufhebung des Belagerungszustandes auch die Vereinssitzungen wieder aufgenommen werden; aber ein rechtes Interesse gewannen sie doch nie wieder. Im März 1850 wurde den politischen Vereinen jede engere Verbindung untereinander gesetzlich verboten: damit verlor unser Verein auch die Bedeutung, welche er noch bisher als Centralpunkt der

monarchisch-constitutionellen Partei behalten hatte. Das „Centralblatt“ ging ein, und allmählich starb auch der Verein selbst des Todes, der allen ähnlichen Verbindungen nach kurzer Existenz harrt: er endete an Entkräftung.

Wenn unser Streben dahin gerichtet gewesen war, daß in Berlin und Preußen die Revolution überwältigt, geordnete Zustände hergestellt und eine constitutionelle Verfassung aufgerichtet werde, welche die königliche Macht begrenzte, ohne sie zu knechten, so war das Alles erreicht worden, wenn auch zum guten Theil in ganz anderer Weise, als wir es gewünscht. Trauriger sah es um die deutsche Sache aus. Die Hoffnungen, die wir so lange auf Frankfurt gesetzt, hatten wir freilich endlich aufgeben müssen; aber um so eifriger hatten wir uns dann der Unionspolitik der preußischen Regierung angeschlossen. Es waren die letzten Anstrengungen, welche die vereinten monarchisch-constitutionellen Vereine noch gemacht hatten, als sie sich im Anfange des Jahres 1850 eine lebhafte Betheiligung ihrer Gesinnungsgenossen bei den Wahlen für den erfurter Reichstag hervorzurufen bemühten. Es wurden damals von uns Manifeste erlassen, in denen besonders die Nothwendigkeit hervorgehoben wurde, daß auf Grund des von den Unionsregierungen vereinbarten Verfassungsentwurfes der neue deutsche Bundesstaat alsbald gesichert, nicht aber durch die Schwankungen parlamentarischer Debatte die Existenz desselben aufs neue in Frage gestellt werde. „Niemand soll zweifeln“, hieß es, „und Niemand einem Zweifelnden seine Stimme geben. Nur der darf an dem Werke mitwirken, der die Hoffnung hegt, daß es gelingen muß.“

Bekannt genug ist, wie der Verfassungsentwurf vom erfurter Reichstage angenommen wurde, wie aber gleich nachher die preußische Regierung ihr eigenes Werk so gut wie aufgab und nun selbst in traurige Schwankungen gerieth,

wie sie unvermeidlich zu der auf der Olmützer Conferenz im November 1850 besiegelten schmählichen Niederlage führen mußten. Es blieb der Regierung fortan keine andere Wahl als innen und außen die Wege trostloser Reaction einzuschlagen, und die inzwischen eingetretene Erschlaffung des politischen Lebens bot dazu die Möglichkeit. Aber es war nicht zu erwarten, daß eine weitverzweigte politische Partei, welche so oft ihre Principien ausgesprochen hatte, diese verleugnen und sich andere Grundsätze von der Regierung dictiren lassen würde. Eine unmittelbare Folge der olmützer Abmachungen war deshalb der gänzliche Zerfall der monarchisch-constitutionellen Partei, wie sie seit zwei Jahren bestanden hatte. Ein Theil derselben folgte der Regierung in den Sumpf der Reaction, ein anderer suchte in der Presse dem Ministerium Manteuffel Opposition zu erregen, aber vorläufig nur mit geringem Erfolge. Die Meisten zogen sich ganz aus dem politischen Treiben zurück, theils weil sie von der Unruhe desselben ermüdet waren, theils weil sie durch den Verlauf der Begebenheiten sich gründlich in ihren Hoffnungen enttäuscht sahen.

Zu den Enttäuschten gehörten auch Rudolf und ich. Nicht daß wir jemals Hoffnungen persönlichen Ehrgeizes an unsere Anstrengungen in den beiden letzten Jahren geknüpft hätten, aber wir hatten geglaubt, durch dieselben dem Vaterlande, vor allem dem großen deutschen Vaterlande zu nützen, und sahen nun die Geschicke desselben eine Wendung nehmen, die wir nur für durchaus unheilvoll halten konnten. Aber wie sehr wir auch von jeder weiteren unmittelbaren Betheiligung an der Politik abgeschreckt waren, zu bereuen hatten wir die ihr gebrachten Opfer nicht. Wir hatten die Sicherheit, unsere Meinung öffentlich zu vertreten, gewonnen, wir waren in Verbindung mit in den Staatsgeschäften erfahrenen Männern getreten, wir hatten selbst in einem sehr

bedeutsamen Wendepunkte der preußischen und deutschen Geschichte einen tieferen Einblick in den Gang der Ereignisse gewonnen; es war nichts Geringes, daß wir die Geschichte einmal nicht in den Bibliotheken, sondern im Leben selbst hatten studiren können.

Erst mit dieser politischen Thätigkeit waren in gewissem Sinne unsere Lehrjahre völlig zum Abschlusse gekommen. Wir wandten uns nun ganz wieder den historischen Studien und unserer Lehrthätigkeit zu, aber mit desto größerer Lust, je mehr wir inzwischen erfahren, je höhere Interessen wir gewonnen hatten. Wir fanden bald Gelegenheit, uns häufig genug alle jene Erlebnisse in Erinnerung zu rufen und unsere Gedanken darüber auszutauschen; denn noch einmal kamen wir in Hausgenossenschaft. Rudolf wohnte noch immer bei den Aeltern, und im Herbst 1851 erhielt auch ich in demselben Hause eine Dienstwohnung. Erst stießen die Wohnungen der Familien Wand an Wand, später zog ich ein Stockwerk höher. An täglichen Berührungen konnte es nun nicht fehlen, und fast jedes Gespräch erneuerte das Andenken an jene wunderbare Zeit der siegreichen und besiegten Revolution.

So wenig der Gang, welchen die allgemeinen Angelegenheiten nahmen, uns mit Befriedigung erfüllte, so waren doch unsere persönlichen Verhältnisse damals der erwünschtesten Art. Fast unter allen den Professorenfamilien, welche in den Gebäuden des Gymnasiums wohnten, bestanden freundschaftliche Beziehungen, und zahlreiche andere angenehme Verbindungen waren uns in der großen Stadt geboten. Das berliner Leben war in dem letzten Jahrzehnd von den verschiedensten Seiten angeregt worden, und keine dieser Anregungen war verloren gegangen. Wenn

uch die politische Sturmperiode vorüber war, so blieb doch eistige Bewegung auf allen Lebensgebieten, und wir sahen ms mitten in diese Bewegung gestellt. Es war eine Zeit, die sie besonders für literarische Production kaum günstiger intreten konnte.

Auch Rudolf's Lehrthätigkeit hatte sich inzwischen erweiert. Schon 1850 waren ihm und unserm alten Jugendespielen Siegfried Hirsch die historischen Vorträge an der Kriegsschule, späteren Kriegsakademie übertragen worden. Zugleich setzte Rudolf seine Vorlesungen an der Universität ort, wo er nach einem als Privatdocent verlebten Decenium endlich 1856 zum außerordentlichen Professor befördert wurde.

Obwol Rudolf im September 1850 aus der Stellung ines ständigen Mitarbeiters an den „Monumenta Germaiae" ausschied, war er in den nächsten Jahren doch noch vielfach für dieselben beschäftigt, und auch manche bereits früher ausgeführten Arbeiten kamen erst damals zur Veröffentlichung. Die in den Jahren 1851—56 erschienenen Bände der „Monumenta" (Script., Tom. IX—XII) enthalten eine lange Reihe von Editionen, die seinen Namen tragen und demselben Ehre machen. Erwähnt sei hier nur das ältere Leben der Königin Mathilde, Gemahlin Heinrich's I.; die Ausgabe dieses interessanten kleinen Werks, von Rudolf erst entdeckt, machte unter den Fachgenossen nicht geringes Aufsehen. Rudolf verlangte aber endlich mit diesen Arbeiten abzuschließen. Es lag in der Natur derselben, daß er dem Plane des Ganzen seine eigene Individualität unterordnen mußte, und diese Unterordnung wurde ihm zuletzt als ein Zwang fühlbar. Es drängte ihn zu literarischen Productionen, wo er allein auf sich gestellt war, zugleich zu solchen, die ihm einen weiteren Leserkreis erschlossen, wie er ihn für seine Flugschriften bereits gefunden hatte.

Stets hatte er für die Blütezeit unserer schönen Literatur sich das lebendigste Interesse bewahrt und ihr vielfache Studien zugewendet. Besondere Umstände führten damals herbei, daß er sich mehr und mehr in diese Studien vertiefte. Im Jahre 1849 hatte er Ludwig Tieck in Berlin kennen gelernt. Die Vorliebe, die Rudolf von Jugend an für die Dichtungen Tieck's gehabt, übertrug sich nun auch auf die Person des Dichters, der seinerseits in der Ergebenheit eines jüngeren, so tüchtigen Mannes keine geringe Befriedigung empfand. So entwickelte sich ein sehr lebhafter Verkehr, der in den letzten vier Lebensjahren des Dichters Rudolf zu seinem fast täglichen Gesellschafter machte.

Tieck hatte zu Rudolf unbedingtes Vertrauen gefaßt, und mittheilsam wie er war, liebte er es, vor ihm seine Erlebnisse sich in die Erinnerung zu rufen und alle die interessanten Beziehungen zu erörtern, in denen er in seinem langen Leben gestanden hatte. Diese Mittheilungen schienen Rudolf so werthvoll, daß er sie aufzuzeichnen begann und damit zwei Jahre hindurch fortfuhr; er eröffnete dies zuletzt dem Dichter selbst und zugleich seine Absicht, von diesen Aufzeichnungen später öffentlichen Gebrauch zu machen. Tieck war darüber erfreut. „Sie sind ein wahrhafter Mann", sagte er, „und werden es so wiedererzählen, wie ich es Ihnen gesagt habe." Noch auf eine andere Weise gewann Rudolf nähere Einsicht in Tieck's Leben. Dieser ging in den letzten Jahren damit um, eine Auswahl aus der reichen Correspondenz, die sich bei ihm angesammelt hatte, herauszugeben; er theilte sie Rudolf zur Durchsicht mit, um seinen Rath bei der Auswahl zu benutzen. Ehe aber die Vorbereitungen zur Veröffentlichung beendigt waren, starb Tieck (28. April 1853), und Rudolf wurde gewissermaßen der Erbe seines literarischen Nachlasses.

Längere Zeit hat sich Rudolf mit dem Gedanken getragen, die erwähnte Correspondenz nach den Intentionen Tieck's für den Druck zu bearbeiten; aber äußere Schwierigkeiten verleideten ihm die Arbeit, die er endlich ganz aufgab. *) Dagegen gab er im Jahre 1855 zwei Bände von Tieck's nachgelassenen Schriften heraus und noch in demselben Jahre ein ebenfalls zweibändiges Werk unter dem Titel „Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen". Wie dieses Werk entstanden ist, wieviel davon Tieck, wieviel dem Herausgeber gehört, davon gibt das Vorwort genaue Kunde.

Unter den mehr populär gehaltenen Schriften Rudolf's hat mich das biographische Denkmal, welches er Tieck errichtet, stets ganz besonders angezogen. Niemals hat sich ihm, wie mir scheint, ein Stoff dargeboten, der seiner ganzen Individualität mehr entsprochen hätte. Von Kindheit an waren ihm Tieck's Schriften vertraut, im Mannesalter wurde er der vertraute Freund des Dichters, die Mittheilungen desselben über seine Jugendzeit führten in die ihm altbekannten Localitäten Berlins und erweckten fast unaufhörlich in ihm Reminiscenzen an seine eigene Jugend: überall fühlte er, indem er das Buch ausarbeitete, sich heimisch berührt. Er erzählt das Leben Tieck's, namentlich die Jugendschicksale desselben, mit einer Anschaulichkeit, als spreche er von eigenen Erlebnissen, zugleich mit einer Schlichtheit, die seinem Stile sonst nicht eigen war.

Rudolf's Schrift wird immer eine der Hauptquellen für Tieck's Leben bleiben, aber er hat selbst im Vorwort aus-

*) Bekanntlich hat Karl von Holtei vier Bände aus jener Correspondenz später (1864) publicirt.

gesprochen, daß sie ihrer Natur nach die Kritik nicht ausschließe. Er weist darauf hin, daß der Greis die Zustände seines jugendlichen Lebens doch vielleicht mehr so dargestellt, wie sie ihm nach vielen Wandlungen erschienen, als wie sie wirklich waren, daß er überdies in seinen Mittheilungen nicht immer die chronologische Folge eingehalten habe, sodaß die richtige Gruppirung oft nicht leicht gewesen sei, und ich erinnere mich, wie Rudolf mir häufig gerade über diese Schwierigkeit bei der Arbeit geklagt hat. Auch das verhehlte er im Vorwort nicht, daß die Schrift unbeabsichtigt zu einer literarhistorischen Würdigung und Vertheidigung Tieck's geworden sei — ja zu einer Verherrlichung, wie Andere sagen würden, und es lag auf der Hand, daß bei solcher Stimmung des Verfassers auch die Objectivität seiner Darstellung leicht beeinflußt werden konnte. Hiernach ist es durchaus berechtigt, wenn das Buch der Kritik mehrfach unterworfen ist, und wenn man nicht allein das Urtheil des Verfassers, sondern auch den thatsächlichen Gehalt seiner Erzählung hier und da bestritten hat. Wenn aber R. Haym, „Die romantische Schule“ S. 30, sagt: „Tieck selbst sowol wie sein Biograph erzählen nicht blos, sondern sie färben und suchen zu stimmen“, so scheint darin auch eine bewußte Aenderung von Thatsachen angedeutet. Wie weit ein solcher Vorwurf mit Recht sich gegen Tieck begründen läßt, kann ich nicht beurtheilen. Daß er aber den Biographen nicht trifft, glaube ich nach der genauen Kenntniß seines ganzen Wesens mit voller Entschiedenheit behaupten zu können.

Das Verlangen, auf einen größern Leserkreis zu wirken, als er sich der gelehrten Forschung eröffnet, zeigt sich wie in Tieck's Biographie so auch in andern Arbeiten Rudolf's aus jener Periode. Er lieferte damals werthvolle Beiträge für die von den kieler Professoren herausgegebene „Allgemeine

Monatsschrift" und die „Weimarischen Jahrbücher". Eine
größere Zahl von historischen Lebensbildern faßte er für den
von Professor Piper redigirten „Evangelischen Kalender"
ab, von denen ich hier nur die Karl's des Großen, Otto's
des Großen und Kaiser Friedrich's I. erwähnen will. Er
arbeitete diese Lebensbilder mit großem Fleiße aus, verwandte
auch auf die Darstellung eine außerordentliche Sorgfalt und
erwarb sich dadurch den Dank der zahlreichen Leser des
Kalenders.

Aber bald fing ihn an ein größeres Unternehmen ganz
zu beschäftigen. Die Weidmann'sche Buchhandlung wünschte
nach den glänzenden Erfolgen von Mommsen's „Römischer
Geschichte" ein ähnliches Werk über die deutsche Geschichte
in das Leben zu rufen. Von nicht zu großem Umfange,
sollte es in anziehender und allgemein verständlicher Dar-
stellung unsere Geschichte in ihrem ganzen Verlaufe auf
Grund der neuesten Forschung behandeln. Die Buchhand-
lung bot Rudolf die Arbeit an, und sie schien ihm eine
gerade seiner Stimmung entsprechende Aufgabe zu stellen.
Gern ging er auf das Anerbieten ein, und ich verließ ihn
Ostern 1857, als ich nach Königsberg übersiedelte, ganz in
die Vorarbeiten zu diesem Werke vertieft, in welchem er
ebenso seine gelehrten Studien wie seine patriotischen An-
schauungen niederlegen wollte. Er hoffte mit einer Arbeit
von Gewicht und Dauer unsere historische Literatur zu be-
reichern.

Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß fast
zu derselben Zeit, wo ich das Joachimsthalsche Gymnasium
verließ, auch Rudolf von demselben sich trennte. Nachdem
sein Vater das Dienstjubiläum gefeiert, trat er Ostern 1857
in den Ruhestand und räumte die Amtswohnung. Auch
Rudolf mußte nun aus den Räumen scheiden, in welchen er
fast sein ganzes Leben zugebracht hatte. Er bezog mit seiner

Familie eine Wohnung vor den Thoren der Stadt in der neuerbauten Linksstraße und blieb in dieser Wohnung dann bis zu seinen letzten Lebenswochen. Freilich wurden dadurch die alten Beziehungen zu dem Joachimsthal nicht ganz abgebrochen; denn Meineke, Rudolf's verehrter Lehrer und der langjährige Amtsgenosse seines Vaters, nahm wenige Monate später, nachdem auch er den Ruhestand erwählt hatte, die zunächstgelegenen Räume unter demselben Dache in der Linksstraße ein. Wer aber die althergebrachte Ordnung des Köpke'schen Hauses kannte, dem konnte doch nicht zweifelhaft sein, daß dieser Wohnungswechsel für alle Familienglieder gleichsam der Beginn eines neuen Lebensabschnittes war.

In den folgenden Jahren, wo ich meinen Wohnsitz erst in Königsberg, dann in München hatte, habe ich Rudolf wol noch öfter gesehen, da mich mein Weg wiederholentlich über Berlin führte; aber es waren stets nur wenige Stunden, die wir zusammen verleben konnten, und sie reichten nicht aus, um alles zu berühren, was uns seit der Trennung bewegt und beschäftigt hatte. Mehr, als er mir im flüchtigen Gespräche über sein Leben und seine Arbeiten mittheilen konnte, erfuhr ich durch seine Briefe und die Bücher, welche jene nicht selten begleiteten.

Jene Arbeiten, welche er auf Veranlassung der Weidmann'schen Buchhandlung für eine allgemeine deutsche Geschichte unternommen hatte, setzte er Jahr und Tag mit großem Eifer fort; aber je mehr er sich in dieselben vertiefte, desto deutlicher sah er ein, daß er mit denselben nicht so leicht zum Abschlusse kommen würde, wofern er sich selbst befriedigen wolle. Die eingegangenen Verpflichtungen begannen ihm nun drückend zu werden, und er wußte sich endlich von denselben zu lösen. Wie weit er die Forschungen

für dieses größere Werk ausgedehnt hatte, zeigt die unter dem Titel „Die Anfänge des Königthums bei den Gothen“ im Jahre 1859 herausgegebene Schrift. Was er in der Darstellung angestrebt, sieht man aus dem schon oben angeführten Aufsatze „Römer und Germanen im 4. Jahrhundert“, dem umfänglichsten bekannt gewordenen Fragment des Werkes, und aus einigen kleinern Stücken, welche in Pröhle's „Germania“ gedruckt wurden. Wer sich hiernach vergegenwärtigt, wie Rudolf das Ganze angelegt hatte, wird leicht begreifen, daß die Durchführung ihm zur Unmöglichkeit wurde.

Wie leicht er dagegen eine enger begrenzte Aufgabe bewältigte, zumal wenn sie ihn sympathisch erregte, bewies die Festschrift, die er 1860 zum Jubiläum der berliner Universität im Auftrage des Senats abfaßte. Das umfängliche Werk, welches den Titel führt „Die Gründung der König Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin“, ist in sehr kurzer Zeit entstanden, aber man wird nirgends in demselben Spuren hastiger Arbeit finden; es ist ebenso reich an werthvollen Urkunden, wie es sich durch würdige und geschmackvolle Behandlung des Stoffes auszeichnet. Rudolf ist nicht nur der erste Geschichtschreiber der berliner Universität, sondern hat mit diesem Buche auch einen der werthvollsten Beiträge zu der allgemeinen Geschichte der deutschen Hochschulen geliefert.

Kaum konnte es einen bessern Beweis für die hohe Achtung geben, in welcher er bei seinen Fachgenossen stand, als daß die Historische Commission bei der münchener Akademie für die von ihr unternommene „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ ihn zum Bearbeiter der Abtheilung wählte, welche für die neuere Historiographie bestimmt ist. Sie glaubte keinem kundigeren und — worauf es ihr besonders ankam — keinem unbefangeneren Manne diesen

überaus wichtigen Theil des Unternehmens anvertrauen zu können. Es gelang Ranke's Autorität, die Bedenken zu beschwichtigen, welche Rudolf gegen die Uebernahme einer neuen, ihn auf längere Zeit bindenden Verpflichtung hegte, nachdem er sich kaum einer andern, die ihm lästig geworden, entzogen hatte. Er gab endlich nach, aber ein rechtes Interesse hat er wol nie für die Arbeit gewonnen, und ich zweifle, ob er je sie ernstlich in Angriff genommen hat.

Frei wollte er in seiner literarischen Production der selbsteigenen Richtung und Stimmung folgen, und diese führten ihn schon mehr auf die vertrauten, liebgewonnenen Pfade früherer Zeiten zurück, als daß ihn das Aufsuchen von Wegen in eine noch unbekannte, unbestimmte Ferne erfreut hätte. Er mochte fühlen, daß seine Lebenskraft nicht ausreichte, da zu vollenden, wo er jetzt erst beginnen sollte.

Noch einmal ist er zu seinen literarhistorischen Arbeiten über Tieck und seine Zeitgenossen zurückgekehrt. Im Jahre 1862 veröffentlichte er Heinrich von Kleist's politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Schriften, mit einer sehr anziehend geschriebenen Einleitung, in welcher er besonders die patriotische Seite in Kleist's Natur hervorhebt. Den Stoff zu dieser Schrift hatte Rudolf zum großen Theil aus Tieck's Nachlaß gewonnen, und er widmete sie Friedrich von Raumer, mit dem er sich in der Verehrung und Liebe zu Tieck begegnet war, zur Feier des sechzigjährigen Amtsjubiläums. Auch mit Studien über Reinhold Lenz, von dem Rudolf ebenfalls im Tieck'schen Nachlasse interessante Papiere gefunden hatte, war er längere Zeit beschäftigt, überließ aber dann das angesammelte Material andern Händen.*)

*) O. F. Gruppe, „Reinhold Lenz, Leben und Werke", in der

Auch den „Monumenta Germaniae“ hat er dann noch einmal seine Thätigkeit zugewendet. Eine seiner letzten Arbeiten für dieselben war es gewesen, das lange für verloren gehaltene Werk des Scholasticus Herbord, die Hauptquelle für das Leben des Pommernapostels Otto von Bamberg, aus den erhaltenen Fragmenten herzustellen. Ein glücklicher Zufall ließ mich 1865 eine alte Handschrift jenes Werkes entdecken, und sofort schickte sich Rudolf an, die erste vollständige Ausgabe desselben für die „Monumenta“ zu besorgen; sie machte ihm um so größere Freude, als sie auf das klarste darthat, mit welcher Umsicht er bei der Herstellung aus den Bruchstücken verfahren war. Erst 1868 ist diese erste Ausgabe des Herbord erschienen; Rudolf hatte aber seine Arbeit daran bereits im März 1866 vollendet.

Bald darauf fühlte er sich auch noch einmal in die politische Literatur einzutreten veranlaßt. Die deutsche Frage, schon seit Jahren wieder angeregt, ohne je die rechte Antwort zu finden, wurde aufs neue aufgeworfen, und mit schärferm Nachdruck als je zuvor. Preußen, fest entschlossen, nicht zum andern male die Wege zu betreten, die nach Olmütz geführt hatten, griff zum Schwerte, und ein Krieg von wenigen Tagen warf die ganze Reactionspolitik des Deutschen Bundes über den Haufen. Preußen trat muthig an die Spitze Deutschlands, wie Rudolf es schon vor langer Zeit ersehnt hatte, und jetzt glaubte auch er nicht länger schweigen zu sollen; es regten sich in ihm die Erinnerungen an 1848 und trieben ihn noch einmal hinaus in das bewegte Leben der Zeit. Bestieg er auch nicht wieder die Tribüne eines politischen Vereins, so griff er doch wieder

Vorrede S. xv. Das Material ist, wie ich höre, an Baron von Sivers übergegangen, aber meines Wissens bisjetzt nicht publicirt.

zu der Feder, um auf die öffentliche Meinung zu wirken. Bis dahin kein Verehrer Bismarck'scher Politik, wurde er nun ihr beredter Vertheidiger, als sie eine Richtung einschlug, welche die deutsche Frage zur Entscheidung bringen mußte. Im Juli 1866 schrieb er eine Reihe von Artikeln in der „Spener'schen Zeitung", und er legte Gewicht darauf, daß er in einem derselben die ungetheilte Einverleibung der zunächst besetzten Bundesstaaten als eine politische Nothwendigkeit mit zuerst betont hatte. Diese Artikel hat er dann später erweitert und so im October 1866 unter dem Titel „Das Ende der Kleinstaaterei, ein Kapitel aus Deutschlands neuester Geschichte" herausgegeben.

Infolge dieser Publication richtete Friedrich von Raumer, der Nestor unserer Geschichtschreiber, an Rudolf einen offenen historisch-politischen Brief, in dem er trotz seiner abweichenden früheren Ansichten sich alles aneignen zu können bekannte, was jener über die Kleinstaaterei gesagt. Er findet die Schrift „nach Form und Inhalt anziehend, werthvoll, vortrefflich. Es offenbart sich eine gründliche Kenntniß der Thatsachen und eine Beredsamkeit der Einsicht, des edeln Zornes, des männlichen und begeisterten Gemüthes". Man wird diesem Urtheil gern beistimmen, auch wenn man sich nicht den Inhalt der Schrift in gleicher Weise anzueignen vermag. Offenbar hat Rudolf in derselben die Linie überschritten, die er 1848—50 mit den patriotischen Freunden eingehalten hatte. Damals trat er für den Bundesstaat unter preußischer Führung ein; während er jetzt, wie schon der Titel des Buches andeutet, auf den deutschen Einheitsstaat den Blick gerichtet hatte, auf das Aufgehen Deutschlands in Preußen. „Wenn Deutschland Preußen sein wird", ruft er aus, „dann wird auch Preußen Deutschland sein." Ich hegte schon damals Zweifel, ob er nicht manches anders beurtheilt hätte, wenn er seinen Standpunkt außerhalb der

preußischen Kapitale gehabt hätte, und noch mehr ist mir fraglich, ob ihm nicht nach den großen Ereignissen der Jahre 1870 und 1871 die Zukunft Deutschlands in anderm Lichte erschienen wäre als nach jenen traurigen Niederlagen der Kleinstaaterei, die er zunächst vor Augen hatte.

Wie Rudolf so zu seinen frühern Studien und Bestrebungen gern zurückkehrte, war es ihm auch erwünscht, daß die Historische Commission ihm für die von ihr herausgegebenen „Jahrbücher des deutschen Reichs" die Bearbeitung Otto's des Großen anbot; denn diese führte ihn zu jenen Arbeiten zurück, mit denen er einst zuerst in der Literatur aufgetreten war und für die er immer eine besondere Vorliebe behalten hatte. Er nahm das Anerbieten an, suchte sich aber dagegen alsbald der Verpflichtung zu entledigen, welche er in Bezug auf die „Geschichte der Wissenschaften" eingegangen war. Mehrere Jahre ist er dann mit der Ottonischen Zeit wieder eifrig beschäftigt gewesen, aber mit der Ausarbeitung des Werkes ist er doch über die Anfänge nicht hinausgekommen. Mit der äußersten Gründlichkeit vertiefte er sich abermals in das Studium der Urkunden und Quellenschriftsteller jener Zeit; es gab hier keine Aufgabe der Kritik, die er nicht endgültig zu lösen versuchte.

Die von ihm einst entdeckte ältere Lebensgeschichte der Königin Mathilde war seitdem Gegenstand verschiedener Erörterungen gewesen und manche Meinungen waren laut geworden, die nicht mit den Ansichten übereinstimmten, die er früher in seiner Ausgabe ausgesprochen: in einem Aufsatze, den er 1866 in dem sechsten Bande der „Forschungen zur deutschen Geschichte" drucken ließ, beleuchtete er nun die Einwendungen gegen seine Ansichten und bemühte sich die letztern eingehender zu begründen. Zugleich war er damals schon mit einem größern Werke über Widukind von Korvei beschäftigt, über den Quellenschriftsteller, von dem jede

kritische Darstellung des Ottonischen Zeit ausgehen muß. Es sollte dieses Werk zugleich zur Verherrlichung eines Tages dienen, der für die deutsche Geschichtswissenschaft und besonders für die Ranke'sche Schule eine besondere Bedeutung hatte.

Am 20. Februar 1867 war ein halbes Jahrhundert seit der Doctorpromotion Leopold von Ranke's verflossen. Bereits längere Zeit vorher hatten sich mehrere ältere Schüler vereinigt, um diesen Festtag ihres Meisters in würdiger Weise zu begehen. Da sie aber weit zerstreut waren und meist wegen ihrer Amtsverhältnisse nicht zur Feier selbst nach Berlin kommen konnten, hatten Rudolf und Dr. Th. Toeche die Vorbereitungen für dieselbe fast allein zu treffen; es war ihr Verdienst, wenn das Fest dann in der schönsten und würdigsten Weise verlief. Rudolf überreichte die von ihm verfaßte Adresse, in welcher er der Liebe, dem Danke, der Verehrung für den theuern Lehrer im Namen der gesammten Schule treffenden Ausdruck verliehen hatte; er übergab zugleich dem Jubilar die erwähnte Schrift über Widukind, welche er ihm und dem Andenken des Tages gewidmet. Die nach vielen Seiten erschöpfende Arbeit bildet ein vortreffliches Seitenstück zu dem Buche über Liudprand, durch welches Rudolf selbst sich 25 Jahre zuvor die Ehren des Doctorats gewonnen hatte.

Noch eine andere größere Arbeit sollte aus Rudolf's Ottonischen Studien hervorgehen. Wie er der Geschichtschreiber und Kritiker Liudprand's und Widukind's geworden war, so wandte er auch der dritten literarischen Celebrität der Ottonischen Zeit, der gelehrten Nonne von Gandersheim, seine Arbeiten zu. Bekanntlich trat vor einigen Jahren Aschbach mit der Ansicht hervor, daß die angeblichen Werke der Hrotsvit ein Machwerk des humanistischen Zeitalters und auf Konrad Celtis und seine Freunde zurückzu-

führen seien. Um so mehr fühlte sich Rudolf dieser Hypothese entgegenzutreten gedrungen, als sie Aschbach zum Theil mit Nachweisungen zu stützen suchte, welche er selbst in dem Buche über Widukind, freilich in ganz anderer Absicht, gegeben hatte. Aber die Polemik gegen Aschbach war es doch nicht allein, welche ihn zu den umfassendsten Studien über Hrotsvit führte. Er meinte erkannt zu haben, daß die gandersheimer Nonne „eine historische Zeugin ersten Ranges sei, die eine sorgfältige Prüfung vor vielen verdient, auch darum, weil gerade ihre Schriften, besonders ihre Komödien, den Ausdruck der Gestalt des Jahrhunderts und des Körpers der Zeit zeigen, und als culturhistorischer Spiegel des 10. Jahrhunderts einzig dastehen". Mit höchster Sorgfalt erläuterte er deshalb ihre Schriften aus ihrer Zeit und ihre Zeit aus ihren Schriften.

Im Anfange des Jahres 1869 erschien Rudolf's Buch: „Hrotsvit von Gandersheim", und da es eine Frage berührte, welche gerade auf der Tagesordnung stand, erregte es selbst in Kreisen Theilnahme, welche sonst von derartigen Arbeiten wenig berührt werden. Dies gab Rudolf die Veranlassung, den Stoff sogleich noch einmal in populärer Weise zu behandeln. Noch in demselben Jahre erschien ein Büchlein von ihm, welches den Titel trägt: „Die älteste deutsche Dichterin, culturhistorisches Bild aus dem 10. Jahrhundert." Es war die letzte selbständige Schrift, die er herausgegeben hat.

Das größere Werk über Hrotsvit war wieder eine Festgabe gewesen, wie sie Rudolf darzubringen liebte. Er hatte sie Johannes Schulze, dem alten Freunde seines Vaters, nun auch seinem eigenen väterlichen Freunde, zu dessen vierundachtzigstem Geburtstage gewidmet. Aber nicht immer waren es Festtage, welche ihn zu literarischer Arbeit den Anstoß gaben. Nicht selten hat er auch zur Feder gegriffen,

um an den frischen Gräbern derer, die ihm nahe gestanden und deren Verlust ihn tief bewegte, Worte ehrenden Andenkens niederzulegen. Im Jahre 1860 schrieb er einen Nekrolog des am berliner Theater durch viele Decennien einflußreichen Hofraths Teichmann, mit dem er in dem Tieck'schen Kreise bekannt geworden und dessen Umgang er dann bei seiner nie erloschenen Neigung für das Theater gepflegt hatte. Als am 15. März 1865 sein alter Vater starb, fand Rudolf bei dem härtesten Verluste, der ihn je betroffen, einen Trost darin, in den Hauptzügen das Leben des theuren Entschlafenen darzustellen. Am 20. Februar 1869 starb Johannes Schulze, und wenige Monate später dessen Stiefsohn Professor Ludwig Böhm, ein in Berlin hochgeachteter Arzt; auch diesen beiden, denen er von Jugend an verbunden gewesen war, hat er literarische Denkmale gesetzt.*) In seinem letzten Lebensjahre ist er dann noch mit einer ausführlicheren Biographie Schulze's beschäftigt gewesen, für welche in dessen Nachlaß ein sehr reiches Material vorlag. Sie ist leider, wie die Geschichte Otto's des Großen, Bruchstück geblieben.

Unablässig, wie man sieht, stand Rudolf in literarischer Production; sie gehörte für ihn zum Leben. Er arbeitete sehr regelmäßig, aber nur in zugemessenen Stunden, ohne alle Ueberhastung. Allem, was er geschrieben hat, sieht man an, wie überlegt er schrieb und wie sorgsam er den Stil ausfeilte. In seinen Schriften, in denen alles so geordnet und sauber, spiegelt sich gleichsam die Studierstube ab, aus welcher sie hervorgegangen; nie fand man Rudolf's

*) Die Nekrologe Teichmann's, Karl Köpke's und Johannes Schulze's wurden in der „Spener'schen Zeitung" veröffentlicht. Der Ludwig Böhm's ist als Manuscript für Freunde besonders gedruckt.

Zimmer unaufgeräumt, nie die Bibliothek in Unordnung, nie sah man die Hülfsmittel seiner Studien wüst durcheinanderliegen. Immer arbeitete er mit seiner ganzen geistigen Kraft, nie nahm er etwas leicht, und vielleicht rührt es daher, daß alle seine Arbeiten einen gewissen gleichartigen Typus tragen. Es wird selten einen Autor geben, bei dem sich in einer mehr als dreißigjährigen literarischen Thätigkeit so wenig Verschiedenheit der Manier nachweisen ließe. Wie Rudolf's erste Schrift über Otto den Großen durchaus keine Spuren einer Jugendarbeit trägt, so wird man an den Büchern über Hrotsvit nirgends die Weise eines Schriftstellers bemerken, der am Ende seiner Laufbahn steht.

Auch als Lehrer ist Rudolf noch bis in die letzte Zeit thätig gewesen. Im Jahre 1867 gab er seine Stellung an der Kriegsakademie auf, hauptsächlich aber aus dem Grunde, um für eine reichere akademische Wirksamkeit Zeit zu gewinnen. Soviel ich aus seinen brieflichen Mittheilungen weiß, ist sie ihm auch zugefallen; gerade in den letzten Jahren hat er sich als Docent an der Universität am meisten befriedigt gefühlt. In seinen Vorlesungen nahm die Zahl der Zuhörer zu, und besonders wurden die historischen Uebungen, welche er nach dem Vorgange Ranke's mit Studirenden anstellte, als sehr förderlich anerkannt. Manche unserer jüngern Geschichtsforscher haben bezeugt, wieviel sie diesen Uebungen verdankten. Da ich über Rudolf's akademische Lehrthätigkeit nicht aus Erfahrung reden kann, begnüge ich mich auf die Mittheilungen Dr. Wilhelm Bernhardi's zu verweisen *), der als früherer Zuhörer ihm nahe stand

*) „Rudolf Köpke. Ein Gedenkblatt" (Berlin 1871), S. 14—16. Dieser trefflichen kleinen Schrift, die zum Theil auf Mittheilungen von Rudolf's Familie beruht, habe ich in dem Vorstehen-

und sich selbst bereits durch seine Untersuchungen über Matteo von Giovenazzo einen geachteten Namen gewonnen hat.

Es hat Rudolf nicht an Auszeichnungen von seiner Regierung und den gelehrten Kreisen gefehlt. Man hat seinem Charakter, seiner Einsicht und seinem Wissen vielfach Anerkennung gezollt. Sein König hat ihn mit einem Orden geziert, gelehrte Gesellschaften in und außer Deutschland haben ihm ihre Diplome gesandt, wiederholentlich ist er in die Preiscommissionen für historische und dramatische Werke in Berlin berufen worden, und wiederholentlich sind von andern Universitäten Versuche gemacht worden ihn für sich zu gewinnen. Ich glaube, daß er für solche Beweise gerechter Würdigung seines Strebens nicht unempfänglich war, sowenig er sich selbst und seine Verdienste in ein helles Licht zu stellen bemühte. Aber gerade die Anerkennung, auf die er den höchsten Werth legen mußte, blieb ihm versagt: ungeachtet seiner fast fünfundzwanzigjährigen Lehrthätigkeit an der berliner Hochschule gelangte er, der so oft seine Anhänglichkeit an dieselbe dargethan hatte, nicht zu einer ordentlichen Professur, nicht zu einer vollberechtigten Stellung im Lehrkörper.

Seine Freunde haben tief beklagt, daß sein äußeres Leben so nicht zum rechten Abschlusse kam, daß deshalb in den letzten Jahren mehr und mehr eine Verstimmung über erfahrene Zurücksetzung bei ihm platzgriff. Mit einer unerschütterlichen, alles Andere abweisenden Liebe hatte er sich den berliner Verhältnissen hingegeben, ganz in ihnen gelebt, ihnen fast seine Existenz zum Opfer dargebracht; und doch

---

den manches entlehnt, bin auch für briefliche Mittheilungen dem Verfasser dankbar.

fand er in ihnen nicht eine Stellung, die ihn vollauf hätte befriedigen können und die er nicht mit Unrecht zu beanspruchen hatte.

So vorsichtig Rudolf war, um seine physischen Kräfte zu erhalten, so wuchsen mit den Jahren doch seine körperlichen Beschwerden. Lange hatte er besonders mit nervösen Zufällen zu kämpfen, welche ihn am Schreiben hinderten und bei den literarischen Arbeiten sehr störten; auch über Schlaflosigkeit hörte man viel ihn klagen. Er suchte und fand Erleichterung seiner Leiden zu Pyrmont, wohin er seit 1852 fast regelmäßig in den Sommerferien sich begab. Im April 1869 suchte ich ihn in Berlin auf; ich fand ihn gealtert, die Züge schienen mir härter geworden, aber er war nach gewohnter Weise mittheilsam und sprach über sein Befinden nicht gerade besorglich; mich beschlich noch keine Ahnung, daß ich ihn zum letzten Mal sehen sollte.

Im Sommer 1869 ging er noch einmal nach Pyrmont. Bald nach der Rückkehr schrieb er mir, von der Cur wenig befriedigt: „Wenn es nur hälfe, das Waschen von innen und außen. Aber so! Vielmehr will es mir scheinen, als wenn auch die früher bewährten Mittel sich abnutzen. Dicke Füße, kurzer Athem, Schlaf-, Appetitlosigkeit, schlechte Verdauung, Schwindel und wie die Plagegeister alle heißen, habe ich nach Pyrmont mitgenommen, und mit rührender Anhänglichkeit haben sie mich nach achtwöchentlichem Aufenthalt dort hierher wieder zurückbegleitet. Bin ich in der Arbeit, so hoffe ich auf die Ferien, und im dolcissimo far niente überzeuge ich mich, daß mir immer noch am wohlsten in Studien und Arbeit ist. Aber dann quälen mich wieder rastlos diese Aufgaben und lassen mir nicht Tag noch Nacht Ruhe. Und wenn nur etwas Erhebliches dabei herauskäme.

«So jagen wir ihn fort und fort bis zu den Schatten und geben ihn auch dort nicht frei!» Nun, mein Testament ist gemacht."

Aber es kamen doch wieder Tage, wo er sich freier fühlte. Er begann die Vorlesungen, welche er für den Winter angekündigt hatte, zur gewöhnlichen Zeit, und es machte ihm nicht geringe Freude, daß sich eine größere Zahl Theilnehmer als je zuvor fanden. Bis in die Mitte des December setzte er die Vorlesungen fort. Da befiel ihn infolge einer Erkältung eine heftige Grippe, die ihm alle Thätigkeit unmöglich machte. Am 20. Januar schrieb er mir über seinen Zustand in der trostlosesten Weise: „Mit tückischen Rückfällen und Nervenabspannungen ist diese Krankheit verbunden, in denen man an Gott und Welt, zuerst an sich selbst verzweifeln möchte; kein Zeitungsblatt mag ich zur Hand nehmen, geschweige denn die Feder; apathisch kann ich stundenlang in die blaue Luft starren, ohne schlafen zu können. Auch von jedem Verkehre bin ich abgeschieden, denn Besuche kann ich nicht annehmen, da ich so wenig als möglich sprechen soll. Was bleibt also einem armen Teufel übrig? Mich haben diese Zustände des Abgeschnittenseins vom Leben oft erinnert an die Jahre meiner frühesten Knabenzeit, wo ich wiederholt monatelang des Keuchhustens wegen das Zimmer hüten mußte und ohne allen Verkehr auf den Umgang mit meinen Bleisoldaten und auf Bilderbogen angewiesen war. So grenzt das beginnende Alter an die erste Jugend: und doch wie ganz anders war es da, als der helle Sonnenschein des Lebens selbst in der Krankheit die kommenden Tage beleuchtete und die knabenhafte Phantasie sich die Zukunft mit allen Wundern ausmalte. Damals, als die hoffnungsvolle 1, die 2 auf der chronologischen Wache des Jahrhunderts den Dienst hatte, die nun durch die 7, die böse 7 abgelöst sind, die uns erinnert, daß

wir an der Schwelle der 60 stehen. Wie lebhaft schwebt es mir aus späterer Zeit vor, als Du einmal bei irgendeiner Vorstellung von mir sagtest: «Und dieser hier hat schon funfzehn Jahre auf dem Rücken», und wie mir diese Notiz sehr unangenehm war; wie wir dann später mit dem Carlos declamirten: «Dreiunzwanzig Jahre und noch nichts für die Ewigkeit gethan!» Und jetzt? Quantum mutatus ab illo? Es waren Träume, Knabenträume: aber sie waren doch schön! — Du wirst Dich wundern, daß mir die Gedanken so abwärts schwärmen. Es sind Phantasien aus dem Krankenzimmer — und ich schreibe ja an einen meiner ältesten Freunde, da kann ich ja wol mich gehen lassen." Der Brief endet: „Ich fühle, daß ich für heute mit meinem Latein am Ende bin: ein anderes mal mehr! Möchte es Dir und Deiner lieben Frau auch unter der Herrschaft der 7 überall nach Herzenswunsch gehen! Diesem Wunsche schließen sich bestens grüßend Mutter und Schwester an, denen es so gut geht, als es ihnen bei steter Angst um einen ungerathenen Sohn und Bruder gehen kann." Es sind die letzten Nachrichten gewesen, die er mir selbst gab. Was ich durch Andere erfuhr, zeigte nur, daß wol zuweilen noch einzelne bessere Tage erschienen, daß aber seine physische Kraft doch gebrochen war. Eingehendere Mittheilungen über seine letzten Wochen und Tage verdanke ich seiner Schwester, die sich durch meine Bitten zu denselben bewegen ließ, sobald sie die Härte des ersten Schmerzes über den unersetzlichen Verlust überwunden hatte.

Im April wurde dem Kranken eine Reise nach Weißenstein im Aargau angerathen; man hoffte, daß er dort von den Beklemmungen, die ihn unablässig quälten, befreit werden würde. Die Reise schien indeß den Seinigen kaum noch ausführbar, und sie beschlossen, da in der heißen Wohnung eine Linderung seiner Leiden nicht zu erwarten war, lieber

in der Nähe einen Sommeraufenthalt zu nehmen. Er selbst wählte Schöneberg bei Berlin, besonders mit Rücksicht auf den dortigen Prediger Frege, einen alten vertrauten Freund des Köpke'schen Hauses. Man fand dort eine in jeder Beziehung passende Wohnung, und die ersten Wochen vergingen in der neuen Umgebung so, daß er selbst wieder Hoffnung schöpfte; er machte sogar noch einige größere Spaziergänge. Aber plötzlich trat eine große Schwäche ein, die Kräfte nahmen in erschreckender Weise ab, und er konnte ohne die größten Qualen nicht mehr Nahrung zu sich nehmen.

Fünf Tage vor seinem Tode eröffnete er am Morgen seiner Schwester, als sie auf kurze Zeit allein waren, daß er sein nahes Ende fühle. Er sagte zu ihr: „Ich bin allerdings mit andern Erwartungen hergekommen; ich hoffte doch noch auf Herstellung. Aber ich sehe, ich bin am Ende. Suche dir soviel Geduld und Ergebung anzuschaffen, wie du kannst; ich werde dasselbe thun. Es geht zu Ende, und zwar nicht langsam und sicher, sondern schnell und sicher. Ich sage dir dies, es ist unser letztes abschließendes Gespräch, ein für allemal.“ Darauf sprach er noch über sein Testament und wies auf den Prediger Frege als den, an welchen sich die Schwester in allen Dingen zu wenden hätte und dem er seine letzten Wünsche noch schriftlich aussprechen würde. Solche Aufzeichnungen haben sich später nicht vorgefunden, aber am andern Tage hatte er mit Prediger Frege noch allein ein Gespräch, in dem er ihm alles mittheilte, was ihm auf der Seele lag, und ihm besonders die Mutter und Schwester empfahl.

Die nächsten Tage vergingen erträglich, doch erkannte am 8. Juni der Arzt die Anzeichen des nahen Endes und verhehlte dies der Familie nicht; der Kranke selbst verlangte am Nachmittag nach dem Bett, „um sich aufzuräumen“, wie

er sagte. Am andern Tage und in der darauffolgenden Nacht war sein Zustand so ruhig, daß die Familie noch einmal sich Hoffnungen hingab. Der Kranke war bei vollständiger Besinnung, frei von Phantasien, geistig klar, nur verfiel er häufig in tiefen Schlaf; die Haut war mit andauerndem Schweiß bedeckt. Am Mittage des 10. Juni nahm er noch einige Speise zu sich, schlief dann und äußerte beim Erwachen seine Verwunderung darüber, daß er alles doppelt sähe; zu dem Arzt sagte er darauf: er habe doch der Mutter nicht gesagt, wie es stünde, und neigte sich auf die Antwort wieder zum Schlummer. Um 2 Uhr mittags forderte er die Seinen auf zu Tisch zu gehen. Nur wenige Minuten später sprach er: „O, mir wird übel!“ Aber kaum ausgesprochen, war der letzte Schmerz schon gehoben. Der Kranke hatte ausgelitten, mit sanfter Hand vom Todesengel erfaßt.

Am Vormittage des 13. Juni sah man eine zahlreiche Versammlung am Altare der zu einer Trauerkapelle umgeschaffenen schöneberger Kirche einen Sarg umstehen, der mit Palmen und Blumen reich geschmückt war. Die Versammelten waren erschienen, um Rudolf's Leichenfeier beizuwohnen. Nach einem von Kindern gesungenen Chorgesange sprach Prediger Frege aus voller warmer Freundesbrust von Herzen zu Herzen dringende Worte, in denen er die deutsche Gesinnung des Verstorbenen, seine Stellung zur deutschen Wissenschaft, die Innigkeit seines Gemüths, wie sie sich besonders im Familienleben kundgegeben, und die geistige Klarheit, die er noch im Angesicht des Todes bewährt, besonders hervorhob. Diesen Worten schloß sich der Gesang wieder an, die Trauerhandlung in der Kirche beendend. Die Leiche wurde dann von Schöneberg nach dem berliner Matthäikirchhofe gebracht, um dort neben dem Vater be-

stattet zu werden. Wie Vater und Sohn so lange nebeneinander gearbeitet, so ruhen sie nun Seite an Seite.

Das Testament Rudolf's, dessen bereits oben gedacht, ist bereits am 25. October 1866 gemacht worden. Auch aus ihm habe ich Mittheilungen erhalten und glaube einiges aus denselben hier hervorheben zu sollen, weil sich darin die ganze Sinnesart Rudolf's auf das deutlichste ausspricht.

Der Eingang lautet: „Angesichts der schweren Ereignisse, welche gegenwärtig nicht die öffentlichen Verhältnisse allein, sondern auch das Dasein des Einzelnen mit vielfacher Gefahr bedrohen, habe ich mich entschlossen, einen Gedanken auszuführen, dessen Nothwendigkeit mir bereits seit dem Tode meines theuren Vaters immer lebendiger vor die Seele getreten ist. Es kommt der Augenblick, wo der Mensch sein Haus bestellen muß. Auch für mich ist er gekommen. Ich gedenke daher in diesen Blättern meinen letzten Willen niederzulegen und durch eine Reihe von Bestimmungen für die Zeit nach meinem Abscheiden aus diesem Leben über den mir eigenthümlich gehörenden Besitz zu verfügen. Es ist derselbe mein volles freies Eigenthum, es ist die Frucht einer durch ein Vierteljahrhundert fortgeführten gleichmäßigen wissenschaftlichen Thätigkeit. Waren diese Jahre auch nicht frei von manchen Wirren und Unruhen, für mich sind sie eine Zeit des Segens gewesen; denn während dieses langen Lebensabschnittes ist es mir auch als Mann vergönnt gewesen, was selten geschehen wird, in der ursprünglichen Familienverbindung mit Aeltern und Schwester zu bleiben. Daß mir alles dies zutheil geworden, erkenne ich als eine große Gnade Gottes in dankbarer Demuth an."

Zu seinen directen Erben in Allem ohne Ausnahme setzte Rudolf seine Mutter und seine Schwester ein; nur einem Sohne seines Lehrers Meineke, einem jungen Manne, der sich historischen Studien widmen wollte und für den er

eine besondere Zuneigung hegte, sollten sofort eine Geldsumme und gewisse Bücher zufallen. Dieser junge Mann hatte bereits vor Rudolf's Ableben ein unglückliches Ende gefunden. In dem Testament wird weiter bestimmt, daß nach dem Tode der Mutter und Schwester Rudolf's Hinterlassenschaft an das Joachimsthalsche Gymnasium und die berliner Universität fallen sollen. Aus dem Vermächtnisse für das genannte Gymnasium sollen zwei Stipendien zu je 200 Thalern jährlich begründet werden, die an solche zu vergeben sind, welche dort zwei Jahre in der Prima Schüler gewesen sind und sich dem Studium der Geschichte, Philologie oder Theologie widmen. „Es sollen diese Stipendien", heißt es, „zur Erinnerung an die vierzigjährige Lehrthätigkeit meines Vaters an derselben sowie nicht minder zum Andenken meiner Mutter den Namen führen: «Köpke-Collon'sches Stipendium.» Es soll die Verwaltung dem Lehrercollegium ohne Einmischung einer Behörde zustehen."

„Eine zweite Bildungsstätte", heißt es weiter, „ist für mich die König Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin geworden, der ich mich, wennschon in anderer Weise, doch nicht minder verbunden fühle; denn ihr verdanke ich die entscheidende Richtung meines Lebens auf das Studium der Geschichte. Ich achte es als ein hohes Glück, Ranke's Schüler gewesen zu sein, und nicht minder dieser Hochschule als Lehrer angehört zu haben, welche seit einem halben Jahrhundert die ersten Vertreter aller Wissenschaften zu den Ihren gezählt und durch sie eine erste Stelle im Bereiche der Wissenschaft überhaupt gewonnen hat. Wie ich die Anfänge derselben in der Vergangenheit geschichtlich dargestellt habe, so wünsche ich auch für die Zukunft zur Sicherung ihres großartigen Wirkens nach meinen Kräften beizutragen. Demgemäß habe ich der Universität ein Kapital bestimmt, das einen jährlichen Zinsbetrag von mindestens 400 Thalern

gewährt." Das hierauf begründete Stipendium soll ungetheilt auf drei Jahre verliehen werden. Es ist bestimmt für solche Studirende, die sich dem Studium der Geschichte widmen und dasselbe zu ihrem wissenschaftlichen Lebensberufe machen wollen. Es soll mittellosen, aber wissenschaftlich befähigten jungen Männern die oft schwere Zeit des Uebergangs von der Universität zu einer gesicherten Stellung erleichtern und die Möglichkeit ungestörter Studien in diesen fruchtbarsten und entscheidenden Jahren gewähren. 'Es soll daher nur solchen zuertheilt werden, die bereits eine derartige Reife besitzen, welche für ihre fernere Entwickelung eine gewisse Sicherheit gewährt. Der Stipendiat muß Preuße von Geburt sein, ein Jahr in Berlin studirt und seinen Fleiß im Studium der Geschichte dargethan haben; er muß seine Würdigkeit durch eine besondere Arbeit erweisen. Innerhalb der beiden letzten Jahre soll der Stipendiat den Doctorgrad rite erwerben und eine umfassende wissenschaftliche Arbeit als Ergebniß seiner Studien durch den Druck veröffentlichen. Die Beaufsichtigung des Stipendiaten haben die beiden ordentlichen Professoren der Geschichte von drei zu drei Jahren abwechselnd zu führen. Das Stipendium soll den Namen des „Köpke'schen Stipendiums für Studium der Geschichte" führen und seine Verwaltung und Ertheilung ohne Einmischung anderer Behörden der Universität allein zustehen.

Seine Büchersammlung vermachte Rudolf der Lehrerbibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums, die ungedruckten eigenhändigen Schriftstücke deutscher Dichter in seinem Besitze der Autographensammlung der königlichen Bibliothek in Berlin. Die Papiere für die Geschichte Otto's des Großen sollten, wenn er das Werk nicht vollendete, der Historischen Commission in München übergeben, seine Collegienhefte verbrannt werden.

In schlichter Weise habe ich, was mir vom Leben Rudolf Köpke's bekannt war, hier berichtet. Von irdischen Sorgen ist dasselbe so frei gewesen, wie es wol nur selten der Fall ist, aber ich zweifle dennoch, ob Viele es als ein glückliches preisen, ob sie es nachleben möchten. Selbst solche, die in drückenden Verhältnissen stehen, werden den Blick über das hinausrichten, was dem Verstorbenen an Lebensgenuß beschieden war. Nur soll man deshalb sein Leben nicht arm nennen; es war vielmehr reich an geistiger Arbeit und an all dem Segen, der von solcher Arbeit ausgeht, wenn sie in Wort und Schrift wirksam wird.

Oft ist mir beim Niederschreiben dieser Erinnerungen gewesen, als gliche das Bild des Freundes einem jener frommen Benedictiner des Mittelalters, die abgeschieden von der Welt, sich in den Wechsel der Zeiten vertieften und die Thaten Gottes in der Geschichte ihren Schülern in lebendiger Rede und der Nachwelt auf dem Pergament zu überliefern als ihre Lebensaufgabe ersahen. Und doch hatte Rudolf mit jenen gelehrten Mönchen, mit denen er in seinen Studien so viel umging, innerlich wenig gemein. Sie hatten sich aus allen ihren natürlichen Verhältnissen gelöst, und er lebte so in denselben, daß er auch nicht aus einem zu scheiden vermochte.

Pietät war, wie ich schon im Anfange gesagt, der Grundzug in Rudolf's Gemüth, und mit der gleichen Pietät hing er an seiner Familie, seinen Lehrern, seinen Freunden, an der Stadt, in der er sein Leben zugebracht, an der preußischen Monarchie, an dem deutschen Vaterlande. Das Höchste und Letzte, was er erstrebte, war, mit seinen Arbeiten dem deutschen Volke zu dienen. Indem er die deutsche Geschichte aufzuhellen bemüht war — und darin concentrirten sich alle seine Studien — wollte er zugleich die gegenwärtige Generation unsers Volkes über ihre Aufgaben belehren und eine

neue glorreiche Zeit anbahnen helfen, wo das Volk des freien Gedankens und der freien That zu voller Geltung gelangte. Man wird einst noch mehr begreifen, wie es heute geschieht, daß die deutsche Geschichtsforschung dem neuen Deutschen Reiche wacker vorgearbeitet hat, und dann wird unter den redlichsten und treuesten Arbeitern stets auch Rudolf Köpke genannt werden.

Soviel in seiner Macht lag, hat er dafür gesorgt, daß er in dem Studium der deutschen Geschichte Nachfolger finde. Diese Nachfolger werden vielleicht da vollenden, wo er so vieles unvollendet zurücklassen mußte, vielleicht auch in einer Zeit der Erhebung Vollkommneres leisten, als ihm in den Tagen mühseligen Ringens glückte: aber vor allem zu wünschen ist, daß sie in dem Geiste der Wahrheit, Reinheit und Treue schaffen, der, wie sein ganzes Leben, so auch alle seine Werke durchdringt. Keine Literatur gereicht einem Volke zu dauerndem Segen, die nicht von diesem Geiste getragen ist.

Pfalzgräfin Maria.

Ein Frauenleben aus der Reformationszeit.

Von

August Kluckhohn.



Die Fürstin, deren Andenken die folgenden Blätter gewidmet sind, gehört nicht dem Kreise der berühmten Frauen, welche im politischen oder im geistigen Leben unsers Volkes eine hervorragende Rolle gespielt haben, an; sie ist auch nicht etwa durch dunkle, vielverschlungene oder romantisch gefärbte Schicksale merkwürdig geworden; vielmehr hebt sich ihr Lebensbild, äußerlich betrachtet, nicht sonderlich vor dem mancher andern Frauen ab, welche, in ähnlicher Stellung und verwandter Geistesart, kaum einen über die engern Kreise der Mitlebenden hinausreichenden Namen sich erworben haben. Und dennoch, wir sind dessen gewiß, verdient die Pfalzgräfin Maria auch heute noch von allen denen gekannt zu sein, die an einem geistesstarken und gemüthsinnigen Frauencharakter, welcher unter Bedrängnissen der schwersten Art sich in seiner ganzen Schönheit entfaltet, ihre Freude haben können. Dazu kommt, daß die Erlebnisse der Gemahlin Friedrich's des Frommen mit den Vorgängen eng verflochten sind, welche dem Vorkämpfer der reformirten Kirche eine welthistorische Bedeutung gegeben haben: sie steht mitten in den theologischen Kämpfen, unter denen sich die folgenschwere Spaltung im Protestantismus vollzogen hat. Aber während das Wirken des Urhebers des Heidelberger Katechismus je nach der Stellung, die man zu den dogmatischen Fragen einnimmt, verschieden beurtheilt werden

mag, wird man auch vom anticalvinischen Standpunkt aus seine volle Theilnahme einer Fürstin zuwenden, die nach langem Kampfe zwischen Glaubenstreue und Gattenliebe zu einer höhern Auffassung des religiösen Lebens sich erhob, indem sie, ohne die äußern Formen des Bekenntnisses zu verachten, in dem gotterfüllten Herzen den sichern Grund des Heils und des Friedens fand. Mochten andere aus dem wüsten Hader um kirchliche Lehrsätze Verbitterung schöpfen: Maria ging daraus ohne Trübung ihrer liebeerfüllten echt christlichen Gesinnung hervor.

I.

Maria war die älteste Tochter des Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Kulmbach oder -Baireuth und der baierischen Prinzessin Susanna. Um die Zeit als sie geboren ward — am 11. October 1519, wahrscheinlich zu Ansbach — führte ihr Vater als der älteste von mehrern theils noch minderjährigen Brüdern die Verwaltung der brandenburgischen Lande in Franken sowol ob- als unter dem Gebirge.[1] Aber die Eindrücke, welche Maria in der frühesten Kindheit empfing, waren ernst und trübe. Sie hörte von einem unglücklichen Großvater, der, geisteskrank, auf der Plassenburg wie ein Gefangener gehalten wurde, und nicht selten, wenn er minder streng bewacht war, in der Nacht Kinder und Gesinde aus den Betten jagte, oder gar ins Frauengemach eindrang und Hofmeisterin und Jungfrauen aufs grausamste mishandelte. Den eigenen Vater, welchen die Stürme der Zeit meist von dem Kreise der Seinigen fern hielten, und der außerdem mit der drückendsten Finanzlage zu kämpfen hatte, sah Maria selten. Bald sollte sie ihn ganz verlieren; denn

schon im Jahre 1527 starb Markgraf Kasimir auf einem Kriegszuge in Ungarn.

So war das achtjährige vaterlose Kind ganz auf die Mutter angewiesen, die auch bis dahin schon die Erziehung beinahe allein geleitet haben wird. Aber gerade in den Jahren, in denen die heranwachsende Prinzessin der mütterlichen Fürsorge am meisten bedurfte, sollte auch diese ihr fehlen: kaum ein Jahr nach dem Tode des Gemahls bot die Markgräfin Susanna ihre Hand dem Pfalzgrafen Ottheinrich von Neuburg, dem spätern Kurfürsten von der Pfalz. Maria blieb mit dem jüngern Bruder Albrecht, später Alcibiades zubenannt, und mit einer Schwester Katharina — zwei andere Geschwister hatte ein früher Tod hinweggerafft — unter der Obhut des Oheims Georg in Ansbach. Ein braver, gewissenhafter Fürst, dem die Geschichte den Namen des Frommen gegeben, wird der Markgraf Georg die Erziehung der Pflegetochter nicht gerade vernachlässigt haben; aber wenn er sogar für den jugendlichen Albrecht eine wissenschaftliche Erziehung nicht nöthig erachtete, sondern erst der dringenden Mahnung seines Bruders, des Herzogs Albrecht in Preußen, bedurfte, um für einen bessern Unterricht des Mündels zu sorgen: so wird er noch weniger auf eine gründliche Bildung der Prinzessinnen bedacht gewesen sein. Nur das Wenige, was alle andern Fürstentöchter jener Zeit zu lernen pflegten, das lernte auch Maria; mit der Religion, dem Lesen, Schreiben, vielleicht auch Rechnen, waren nämlich auch an andern Höfen in der Regel die Gegenstände erschöpft, in denen junge Prinzessinnen von ihren Instructoren unterrichtet wurden. Und mochten diese Unterrichtszweige auch in Ansbach mangelhaft genug behandelt werden, so wurde doch Maria wenigstens mit dem Lesen vertraut und lernte nothdürftig auch die Feder führen. Am sorgfältigsten aber scheint sie in der Religion unterwiesen

worden zu sein; denn nicht allein, daß sie Luther's Katechismus geläufig auswendig lernte, sondern sie nahm die Lehre des Christenthums mit der Empfänglichkeit eines gläubigen Gemüths voll in sich auf.

Fast höher als den elementaren Unterricht schätzte man damals auch für die Heranbildung von Fürstentöchtern das, was wir heute eine häusliche Erziehung nennen. Eine Prinzessin lernte nach bürgerlicher Weise vor allem den Haushalt führen, und wie wir von manchen fürstlichen Frauen des 16. Jahrhunderts wissen, daß sie nicht allein die Küche im allgemeinen überwachten, die hierher gehörigen Einkäufe controlirten, Früchte einmachten und Aehnliches besorgten, sondern auch die Speisen auf dem Herde eigenhändig zu bereiten nicht verschmähten, so übte auch Maria, wie sie später ihrem Gemahl bewies, die Kunst des Kochens mit besonderm Geschick. Neben den eigentlichen Haushaltungsgeschäften aber wurden Fürstentöchter in Handarbeiten von dem einfachen Stricken und Nähen bis zu kunstreichen Stickereien unterwiesen. Die Kleider sich selbst anzufertigen, Hemden mit eigener Hand zu nähen und beides, sowie Teppiche, nach kunstgerechten Mustern mit Stickereien zu verzieren, war gute Sitte, an der unsere Fürstin, wie sie es in der Jugend gelernt, auch im spätern Leben noch festhielt.

Im übrigen wissen wir nichts Näheres aus den Tagen ihrer Jugend; nichts von ihrem Verhältniß zu den Gemahlinnen ihres Oheims, die nacheinander in die Stellung einer Pflegemutter zu ihr traten; auch nichts von ihrem Zusammenleben mit dem jüngern Bruder, welcher schon als Knabe eine zügellose und ungebundene Natur verrieth. Wir finden Maria erst wieder, nachdem sie aus dem verwaisten Kinde unter schweren Schicksalswechseln, die ihren lebhaften Geist früh gereift und ihr einen tiefen sittlich-religiösen Halt

gegeben haben, zur blühenden Jungfrau geworden. Kaum hatte Maria das siebzehnte Lebensjahr vollendet, als der vorsorgliche Oheim die liebe Muhme zu verheirathen wünschte. [2]) Es darf nicht wundernehmen, daß Markgraf Georg diese Frage vorwiegend vom praktischen Gesichtspunkte aus auffaßte. Galt es ja die Nichte um so eher zu versorgen, als das Haus, dessen Finanzen so wenig blühend waren, eine lange Reihe heranwachsender Töchter aufzuweisen hatte. Fränlein Sabina, äußerte Georg gegen einen vertrauten Rath im Herbste des Jahres 1536, lasse sich nunmehr also sehen, daß er, als der Pflegevater, bedacht sei, wie und wo dieselbe irgendwo versorgt werde, „und je ehe das nunmehr beschehe, je besser es unseres Erachtens ist; denn wie du selbst zu bedenken, so hat es mit solchen Leuten nicht die Gestalt, wie etwa mit einem Lager Obst; zudem, daß sich auch der Markt mit solcher Waare nicht alle Tage zuträgt, und leicht etwas versäumt wird, das nicht wieder gut zu machen ist". Indem der Markgraf aber die jungen Fürsten musterte, welche für seine Heirathsplane in Betracht kommen konnten, bemerkte er bald, daß deren Zahl nicht eben groß war. Ein braunschweiger und ein anhaltiner schienen zunächst in Betracht kommen zu können, und ein Freund des verewigten Markgrafen Kasimir, Graf Hoyer von Mansfeld, sollte veranlaßt werden, das Project an dem einen wie dem andern Orte in Anregung zu bringen. Ob es geschehen, wissen wir nicht; vielleicht, daß die Auskunft, die man erhielt, ähnlich lautete wie die Antwort, die um dieselbe Zeit Magnus von Mecklenburg der Herzogin Katharina von Sachsen gab, als diese im Interesse der brandenburgischen Prinzessin bei ihm anklopfte. „Er bedauere", erwiderte der Herzog, „daß es jetzt seine Lage nicht sei zu heirathen."

Noch waren jedoch die Aussichten für eine passende Verbindung keineswegs erschöpft. Während die unverheiratheten Fürsten des Nordens sich zurückhaltend zeigten, fanden sich willige Freier im südwestlichen Deutschland. Ein dreiundzwanzigjähriger Graf Philipp von Hanau, „ein fast wohlconditionirter Herr, Erbe aller väterlichen Lande, dem viele gute Heirathen von mächtigen Häusern angetragen wurden", war auf die schöne Markgräfin in Franken aufmerksam gemacht worden und hatte in Albrecht von Baden einen Fürsprecher gefunden, als gleichzeitig ein Pfalzgraf Heinrich, Propst von Ellwangen und Administrator des Stiftes Worms, als Bewerber für seinen jugendlichen Vetter, den Pfalzgrafen Friedrich, Sohn des Herzogs Johann von Simmern und kaiserlichen Kammerrichters, auftrat, nachdem er schon Jahrs zuvor mit dem Markgrafen Georg deshalb zu Krailsheim Rücksprache genommen hatte.

Zu Ansbach verhehlte man sich nicht, daß eine Verbindung mit dem pfälzischen Hause ehrenvoller als die mit dem gräflich Hanauischen sein würde, „indem des Geschlechts und des Standes halber ein großer Unterschied, nicht allein gegenwärtiger, sondern auch künftiger Zeit und Personen halber" wäre, und zwar um so mehr, als der Vater Friedrich's, Herzog Johann von Simmern, diesen zum alleinigen Nachfolger in der Herrschaft (unter Ausschluß der jüngern zum geistlichen Stand bestimmten Brüder) eingesetzt hatte. Die Verhandlungen, in welche auch die Mutter Maria's und ihr Gemahl Ottheinrich eingeweiht wurden, nahmen denn auch einen so glücklichen Verlauf, daß alsbald die „Besichtigung der Principalpersonen" veranstaltet werden konnte. Denn so weit gingen diejenigen, welche das Geschäft betrieben, doch nicht, daß sie auf die persönliche Neigung der zunächst Betheiligten gar keine Rücksicht nahmen und

diese etwa durch Verträge aneinanderbanden, ohne daß sie sich vorher je gesehen.

Onolzbach oder Krailsheim wurden als Ort und die Mitte des Sommers 1537 als Zeit der Zusammenkunft in Aussicht genommen. Wie Herzog Johann seinen Sohn zu begleiten versprach, so sollten auch die Pfalzgräfin Susanna und ihr Gemahl erscheinen. Da aber der Umstand, daß Ottheinrich im Mai das Wildbad in Gastein besuchte, die definitive Feststellung des Termins der „Besichtigung" verzögerte, so beschlich den Markgrafen Georg die Sorge, daß das ganze Project sich noch zerschlagen könnte, indem Johann von Simmern schon vor Ostern die Angelegenheit hatte beendigt sehen wollen und nun zu fürchten stand, daß er des Verzugs halber „Beschwerung tragen und dadurch anderswohin verursacht werden möchte, darauf dann, weil dergleichen Markt noch Gelegenheit der Personen, ihres Standes und Geschlechts nicht alle Tage vor der Thür zu finden, etwa unwiederbringlicher Nachtheil erwachsen möchte. Denn das Haus Brandenburg ist gottlob jetzt mit jungen Fürstinnen und in ziemlicher Anzahl also begabt, daß man kaum irgendeine ausfertigen mag, es tritt eine andere an ihre Statt, und will auch gesehen sein. So ist, wie E. L. — schreibt Georg an Ottheinrich und Susanna — selbst bedenken können, an solcher Waare nichts zu erhalten". Zwar ist noch der Graf von Hanau als Bewerber da, und eben jetzt hat Markgraf Albrecht von Baden die Fürsprache für denselben erneuert, aber Maria stimmt dem Pflegevater in der Ansicht bei, daß ein großer Unterschied des Geschlechts und Standes halber zwischen Hanau und der Pfalz walte. Vor allem aber mußte man sich, äußert Georg, hüten, durch Zögerung „zwischen zwei Stühlen niederzusitzen".

Am 26. Juni 1537 fand die Begegnung zu Krailsheim statt, soviel wir wissen zur vollen Zufriedenheit der Be-

theiligten. Es ging dabei nicht allein nach der Sitte der Zeit fröhlich, sondern über die maßen ausgelassen zu. Dem Weine wurde unmäßig zugesprochen und trotz der drückenden Hitze so leidenschaftlich getanzt, daß fast alle Gäste gefährlich erkrankten und mehrere, darunter ein Amtmann, ein Kammersecretär und selbst der Präceptor des jungen Albrecht, mit dem Leben büßten, während der Prinz selbst mit einer schweren und hartnäckigen Krankheit davonkam.[3]) Nun galt es für die Aussteuer der Braut zu sorgen und die Vorbereitung zu ihrer Heimführung zu treffen. Auf den 12. October lud der Vater Johann den Markgrafen Georg ein, mit Maria, dem Bruder Albrecht und der Schwester Kunigunde nach Kreuznach zu kommen. Markgraf Georg und seine Gemahlin, an der Reise verhindert, entschuldigten ihr Ausbleiben; ein paar höhere Beamte und die Landgräfin Barbara von Leuchtenberg, eine Schwester des verstorbenen Vaters, welche Maria als zweite Mutter verehrte, geleiteten außer den Geschwistern die Braut.

Ueber Rothenburg und Mergentheim wurde der Weg nach Heidelberg eingeschlagen, wo sich die Mutter Susanna dem Zuge anschloß. Die Reise verlief glücklich. Es fehlten nicht die üblichen Geschenke, welche fürstlichen Personen beim Durchzug durch die Städte überreicht wurden. Nur ein ärgerlicher Vorfall störte die Freude. Als Susanna in Heidelberg die Tochter empfing, forderte sie die Ehrenstelle der Mutter, welche aber auch die Landgräfin Barbara beanspruchte. Die streitenden Frauen ließen sich die Sache „so heftig" angelegen sein, daß „ihre beiden fürstlichen Gnaden zuletzt Zähren vergoßen". Aber durch Unterhandlung der anwesenden Herren wurde das Mittel getroffen, daß Susanna auf der rechten und Barbara auf der linken Seite fuhren und so zusammen die Braut nach Kreuznach geleiteten. Das Hochzeitsfest ward durch die Anwesenheit benachbarter Fürsten

und zahlreicher Gesandtschaften verherrlicht, dann nahm das junge Paar, soviel wir wissen, in Simmern seinen Wohnsitz.

II.

Es ist Zeit, daß wir den jugendlichen Fürsten kennen lernen, dem Maria angetraut war. Der Pfalzgraf Friedrich war am 14. Februar 1515 geboren, also zur Zeit seiner Vermählung erst 22 Jahre alt.[4]) Obwol uns aus seiner Jugend nur wenig Nachrichten vorliegen, so wissen wir doch, daß er durch die Fürsorge des Vaters Johann, welcher nicht allein als ein trefflicher und kenntnißreicher Fürst verehrt, sondern auch als Gönner humanistischer Studien von hervorragenden Gelehrten gefeiert wurde, eine gute Erziehung genossen hatte. Im Lateinischen und noch mehr im Französischen wohl bewandert, hatte Friedrich ganz besonders in der vaterländischen Sprache sich mit seltener Gewandtheit und Correctheit auszudrücken gelernt. In Wort und Schrift verrieth er einen feingebildeten Geist, der sich von dem derben oder gar rohen Wesen der Zeit freigemacht hatte, und selbst in spätern Tagen, als Politik und Religion ihn ganz in Anspruch nahmen, hörte er nicht auf, für die verschiedenen Wissenszweige ein lebhaftes Interesse zu beweisen. Auch an Welterfahrung fehlte es dem jungen Prinzen nicht mehr, denn er hatte mehrere Jahre an fremden Höfen, in Lothringen, zu Lüttich, am Hofe Karl's V., zugebracht und schon mit 18 Jahren auf einem Türkenzuge auch Gelegenheit gefunden, durch Tapferkeit sich Kriegsehre zu erwerben. Aber nicht minder als Geistesbildung und ritterliche Tugenden zeichneten ihn Güte, Sittenreinheit und Frömmigkeit aus. Nicht als ob der jugendliche Pfalzgraf unempfänglich gewesen wäre für die Freuden und Verlockungen eines fürstlichen Daseins; Jagd und Spiel nebst fröhlichen Gelagen ver-

schmähte er nicht, und dabei scheint er auch nicht immer die Mäßigkeit bewahrt zu haben, die er in reifern Jahren streng beobachtete. Aber wie der tiefsittliche Kern seines Wesens ihn vor gefährlichern Ausschreitungen behütete, so legte auch die Knappheit der Mittel und die Enge der Verhältnisse, in denen er lebte, ihm wohlthätige Einschränkungen auf. Noch wichtiger jedoch wurde es für seine innere Entwickelung, daß die junge Gattin, die er gefunden, ihn zur Einkehr in sich selbst veranlaßte.

Friedrich gehörte zur Zeit seiner Vermählung und während der ersten Jahre der Ehe noch der katholischen Kirche an, während Maria sich zu Luther's Lehre bekannte. Da der Gegensatz zwischen der alten und neuen Kirche damals noch ohne die Feindseligkeit und Schärfe war, womit ein Menschenalter später Katholiken und Protestanten sich gegenüberstanden, so war die Verschiedenheit des Bekenntnisses nicht als Hinderniß der Ehe betrachtet worden. Ebenso mag auch das Glück der letztern nicht dadurch beeinträchtigt worden sein. Es konnte aber nicht fehlen, daß Maria, welche freudig und fest in ihrem Glauben stand, den Gatten zu ihrem Bekenntniß herüberzuziehen suchte. Sie machte ihn mit Luther's Lehre näher bekannt und veranlaßte ihn, sich mit der religiösen Frage ernster zu beschäftigen.

Einem Manne von so ernster Geistesrichtung und so tiefsittlichem Gehalt, wie Friedrich war, mußte die Nothwendigkeit einer gründlichen Verbesserung des kirchlichen Lebens früh einleuchten, und für die Lehre Luther's war er um so leichter zu gewinnen, als er in der schlichten Frömmigkeit der Gemahlin die echte Frucht eines unverfälschten Christenthums kennen lernte. Aber Scheu vor dem Vater, unter dessen Augen er lebte, wird ihn abgehalten haben, mit dem Katholicismus schon in den ersten Jahren seiner Ehe zu brechen. Soviel wir nämlich wissen, bekannte sich der Gemahl

Maria's offen erst zum Protestantismus, als er für seinen Schwager Albrecht die Verwaltung der brandenburg-kulmbachischen Lande als Inhaber der Obermarkgrafschaft des Gebirges führte.[5]) Das war im Jahre 1546 unmittelbar vor dem Ausbruche des Schmalkaldischen Kriegs. Daß Markgraf Albrecht sich nicht allein während des Kampfes gegen die evangelischen Verbündeten auf Seiten Karl's V. stellte, sondern auch nach Beendigung desselben seine protestantische Gesinnung in noch zweifelhafterm Lichte erscheinen ließ, während der Pfalzgraf, dem das Bekenntniß Herzenssache geworden, von reformatorischem Eifer erfüllt war, wird die erste Ursache der Entfremdung gewesen sein, die zwischen beiden eintrat. Friedrich zog sich wieder zurück nach Simmern auf dem Hundsrück, dort lebte er, unbeachtet von der Welt, in den engsten Verhältnissen. Von der Zeit des Interims hat er später einmal gesagt, er sei zu jener Zeit gewesen, „wie eine arme, beschmutzte, rußige Küchenmagd, die hinter dem Ofen sitzt, niemand nachfragt, weil sie arm und rußig ist". Weil er weder Land noch Leute gehabt habe, so sei er von dem Interim unangefochten geblieben.[6])

Für Friedrich und Maria kamen drangvolle Jahre. Herzog Johann, welcher an dem Bekenntnißwechsel des Sohnes Anstoß nahm und unehrbaren Leuten, die seine Schwäche ausbeuteten, steigenden Einfluß gestattete, ließ ihn seine Ungnade bitter empfinden. Er ging so weit, dem Sohne die Unterstützung zu entziehen, welche dieser bedurfte, um seine zahlreiche Familie zu ernähren.

Briefe, die Maria in den Jahren 1550—53 aus Simmern an ihren Oheim, den Herzog Albrecht in Preußen, richtete, eröffnen uns einen Einblick in den Kampf mit Armuth und Noth, den sie und ihr Gemahl bestanden.[7]) Wiederholt und dringend bittet sie um Geldvorschüsse, da sie außer dem Oheim und der schon genannten Landgräfin zu

Leuchtenberg, ihrer Tante, Niemand hat, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen könnte. Ihren herzlieben Vetter Markgraf Hans Albrecht, der ihr sonst auch also zu Hülfe gekommen, hatte sie, wie sie im Jahre 1551 klagt, verloren. „Ich wollt Gott vom Himmel, daß E. L. wissen sollte, wie es meinem herzlieben Gemahl und mir geht", heißt es schon in einem Schreiben vom Jahre 1550, worin sie in den wärmsten Ausdrücken für das ihr zugeschickte Geld dankt.

Es fällt ihr schwer genug, den wackern „Vater und Vetter" immer von neuem in Anspruch nehmen zu müssen, und sie bittet wiederholt, es ihr nicht übel halten zu wollen; aber es zwingt sie wahrlich die große Noth dazu, das weiß Gott vom Himmel wohl! In einer solchen Noth befand sie sich im Sommer 1551, als sie auf eines Vetters Hochzeit (Landgrafs Ludwig Heinrich zu Leuchtenberg) „etwas Unkosten mit Kleidung auf sich gewendet" hatte, sodaß sie ungefähr 200 Gulden schuldig geworden war. „Haben mir auch solche Leute zugesagt mir zu borgen bis in die Herbstmesse und habe ich mich also darauf verlassen; so haben mir solche Leute ungefährlich vor drei Jahren solches Geld aufgeschrieben; weiß ich nun nicht, wo hinaus. Habe meiner Freunde etliche darum angesprochen und geschrieben, ist mir aber überall versagt worden, und ob ich schon meinen herzlieben Herrn und Gemahel anspreche, so hat es sein Lieb in der Wahrheit nicht, denn sein Herr Vater gibt ihm nichts, denn was sein Lieb bedarf, das muß sein Lieb verleihen."

Rührender noch lautet ein Brief vom 23. November 1552, worin sie dem Herzog, auf dessen Anfrage, zunächst über ihren Familienstand Auskunft gibt. Gott habe ihr zehn Kinder gegeben, sechs Söhne und vier Töchter, wovon nur noch vier Söhne und vier Töchter am Leben seien[8]); sie erwarte aber auf Neujahr wieder niederzukommen. Um ihre Schulden theilweise bezahlen zu können (darunter auch 400 Gulden, worum sie den

Oheim vergebens angesprochen), haben ihr Gemahl und sie einen Ring verkauft, den ihr der Kaiser geschenkt und wofür sie 2000 Gulden erhalten. „Denn ich in großen Nöthen gesteckt bin, habe auch wahrlich jetzt wieder 200 Thaler müssen leihen, habe ich anders zu meiner herzlieben Schwester, der Markgräfin zu Baden, zu ziehen Zehrung wollen haben. Gott weiß, wo ichs noch überkomme, daß ichs bezahle; man will mir auch nicht länger borgen, denn bis auf St.-Johannis des Täufers Tag des 1553. Jahres, so soll ichs wieder erlegen." Den Schwiegervater um Hülfe zu bitten, sei vergeblich. Sie haben ihre Noth dem Bruder Albrecht (Alcibiades) geklagt, welcher ihnen den Rath gab, sich zu gedulden, es werde nicht lange mehr währen. „Aber lieber Gott, es geht dieweil seinen Weg dahin, wenn er (Herzog Johann) stirbt, daß wir 2 mal mehr Schulden finden, denn wir in unserm ganzen Fürstenthum Einkommen haben, und geht als nur mit unehrbaren Leuten zu; denen kauft er Häuser und baut es ihnen nach Vortheil. Das müssen wir stets vor unsern Augen sehen. Und geht es uns wahrlich sehr übel. Wollt Gott, daß es E. L. wissen sollt; es ist nicht möglich, daß es ein Mensch glauben kann, denn der es sieht oder dabei ist. Ich hätte E. L. viel davon zu schreiben, so ist der Feder nicht zu vertrauen." — „Wenn Gott uns nicht hilft, so ist alle Hülfe umsonst; denn es kann nicht böser werden. Der allmächtige Gott wolle uns Geduld verleihen, daß wir das Kreuz, so uns Gott auferlegt hat, geduldig tragen. Wenn wir uns mit Gott nicht trösten, so wäre kein Wunder, daß wir verzagen, daß wir so viel Kinder haben, die uns Gott gegeben hat und noch gibt, und nichts dazu haben. Aber hat es uns der liebe Gott gegeben, so hoffe ich, er soll uns auch mit der Zeit noch dazu geben, daß wir sie mit Ehren versehen könnten."

In Erinnerung an die Bedrängniß und Noth, womit

der Pfalzgraf in jenen Jahren zu kämpfen hatte, erschien seine spätere Erhebung zur kurfürstlichen Würde als eine besondere Fügung Gottes, und selbst Männer, die nach seinem Regierungsantritt die Hinneigung zum Calvinismus tadelten, erkannten voll Hochachtung an, daß Friedrich aus Liebe und Eifer für die reine Lehre sich früh in nicht geringe Gefahr gesetzt und allerhand Ungnade und Unfälle zu erwarten gehabt habe, die ihm auch zum Theil begegnet; er habe jedoch als ein Christ das alles nicht geachtet, sondern um der Ehre Gottes willen geduldet, und habe Gott vertraut, indem er sagte: „ich weiß gewiß, mein lieber Gott wird mich nicht verlassen“ — und Gott habe ihm auch aus solcher Trübsal, Noth und Anfechtung wider aller Menschen Gedanken geholfen.

Lange genug aber sollte die Zeit der Prüfungen währen. Daß der alternde Vater nach fast zwanzigjährigem Witwerstande sich noch eine junge Gräfin antrauen ließ, wird wenigstens die ökonomische Lage Friedrich's und seiner Gemahlin nicht gebessert haben. Indeß standen ihnen noch schmerzlichere Erlebnisse bevor. Nachdem sie schon früher ein Kind in zartem Alter und 1553 die älteste fast funfzehnjährige Tochter verloren hatten, entriß ihnen der Tod zwei Jahre später noch einen dreijährigen und 1556 einen reichbegabten vierzehnjährigen Sohn. „Dasselbige thut erst wehe, wenn die Kinder an ihre Statt gewachsen sind, daß sie alsdann sterben“ — bekennt Friedrich nach einigen Jahren, indem er sich jener Trauerfälle erinnerte. Wie groß mag der Schmerz der Mutter gewesen sein!

Auch der beklagenswerthe Ausgang ihres einzigen Bruders Albrecht, welcher ein Mann von hoher Begabung und gewaltiger Kraft, aber zügellos und in jungen Jahren des festen sittlichen Halts entbehrend, nach wilden Kämpfen Land und Leute verlor und nach zweijähriger Verbannung, arm

und heimatlos, sein sturmbewegtes Leben in der Blüte der Jahre (1556) zu Pforzheim schloß, mußte von tiefem Eindruck auf die Schwester sein, auf deren Warnungen er nicht gehört.

Inzwischen bereiteten sich in der äußern Stellung des Pfalzgrafen Aenderungen vor, welche auch auf das Leben der Familie von Einfluß waren. Nachdem in Heidelberg dem kinderlos verstorbenen Kurfürsten Friedrich II. (1556) der ebenfalls kinderlose Ottheinrich in der Kurwürde gefolgt war, hatte das simmernsche Haus nahe Aussicht auf ein glänzendes Erbe. Bald machte Ottheinrich seinen präsumtiven Nachfolger zum Statthalter in der Oberpfalz und ließ ihn seinen Wohnsitz in Amberg nehmen. Friedrich und Maria konnten nach langem Druck freier athmen.

Am 18. Mai des folgenden Jahres starb auch Johann II. zu Simmern, und Friedrich trat die Regierung des kleinen Herzogthums an, nachdem er die Freude gehabt, den harten Vater noch auf dem Sterbebette für den evangelischen Glauben zu gewinnen. Die Reformation in Simmern einzuführen war die erste und wichtigste Aufgabe, die der neue Herzog sich stellte.

Nach dem, was wir früher über die Geldnoth Friedrich's und die Finanzen des Vaters gehört haben, wissen wir, daß mit der Uebernahme der Regierung in Simmern die ökonomischen Verlegenheiten nicht beendet waren. Auch das nahe Verhältniß zu dem Kurfürsten der Pfalz brachte nicht gerade hohen materiellen Gewinn. Denn Ottheinrich war tief verschuldet, ehe er Kurfürst wurde, und fand nicht minder in Heidelberg eine große Schuldenlast vor. In der That war die Geldnoth Friedrich's auch zu Amberg noch so groß, daß sich Herzog Albrecht von Baiern sogar mit der Hoffnung schmeichelte, ihm das Recht auf die Kurwürde abkaufen zu können. Aber so viel war doch immerhin schon jetzt ge-

wonnen, daß die Aeltern an die Versorgung ihrer zahlreichen Kinder beruhigter als früher denken konnten.

Von den vier noch lebenden Töchtern — die jüngste war im Jahre 1556 geboren — zählte die älteste, Elisabeth, eben 18 Jahre, als die Augen des Herzogs Johann Friedrich des Mittlern auf sie gelenkt wurden. Zwar kein mächtiger, aber ein angesehener Fürst, galt er in den Augen Friedrich's und seiner Gemahlin um so mehr, als er nicht allein der Sohn jenes vielgefeierten Johann Friedrich war, welcher im Schmalkaldischen Kriege seinem evangelischen Glauben die sächsische Kurwürde und die Hälfte seines Landes zum Opfer gebracht hatte, sondern sich selbst auch durch lauten Eifer für Luther's Lehre auszeichnete. Dazu scheinen noch andere Eigenschaften gekommen zu sein, die den Herzog den Aeltern Elisabeth's theuer machten. Friedrich scheute, obgleich er vorläufig nicht im Stande war, die übliche Aussteuer zu zahlen, ein bedeutendes Geldopfer selbst zu Gunsten des Unterhändlers nicht und brachte dem Schwiegersohn, der am 12. Juli 1558 zu Weimar das Hochzeitsfest feierte, eine innige Zuneigung und rückhaltloses Vertrauen entgegen. Nicht minder war Maria dem Gemahl ihrer geliebten Else aufs herzlichste zugethan. Sie ahnte nicht, daß die Verbindung, die sie über alles schätzte, eine Quelle des Schmerzes für sie werden sollte.

III.

Am 12. März 1559 starb zu Heidelberg der Kurfürst Ottheinrich, und Friedrich, unbestritten Erbe der kurpfälzischen Lande, eilte von Amberg nach dem Stammsitze der Pfalzgrafen am Neckar, um die Regierung der Kurlande anzutreten.[9]) Damit begann für ihn nach langen Prüfungen eine bessere Zeit; die schweren ökonomischen Bedrängnisse

waren zu Ende, und der gereiften Tüchtigkeit des neuen Kurfürsten eröffnete sich ein reiches Feld der Wirksamkeit in der Pfalz wie im Reich. Aber nicht so frohe Gedanken beschäftigten den weiterblickenden Geist der Maria, als diese allein in Amberg zurückgeblieben war.

Sie begann zu fürchten, daß ihr Gemahl beim Eintritt in die neuen Verhältnisse der reinen alleinseligmachenden Lehre Luther's, worin sie sich bisher mit ihm eins und glücklich gefühlt hatte, entfremdet werden möchte. Denn sie wußte, daß der dogmatische Zwiespalt, der innerhalb der evangelischen Kirche zwischen den Bekennern eines strengen Lutherthums und den Anhängern der reformirten Lehre (nebst den Freunden einer vermittelnden Melanchthon'schen Richtung) sich schärfer als früher geltend zu machen anfing, den Boden Heidelbergs schon bedenklich unterwühlt hatte. Der alternde Ottheinrich nämlich hatte aus Duldsamkeit und Großmuth, noch mehr vielleicht wegen Mangel an Verständniß für theologische Streitfragen, welche damals erst die Führer der einen und der andern Partei, dort einen Westphal und andere Niedersachsen, als Vorkämpfer des specifischen Lutherthums, hier Calvin und seine Schüler, als Vertreter einer vertieften zwinglisch-reformirten Auffassung, beschäftigten, neben eifrigen Lutheranern, Anhänger der entgegengesetzten oder einer vermittelnden Richtung in den Dienst des Hofes, der Kirche und der Universität genommen. Zwar als Zwinglianer, welcher Name seit Luther's Tagen einen so gehässigen Klang hatte, mochte sich kaum einer von ihnen offen und frei bekennen. Aber unbedenklich erklärten sie sich als Gegner jener niederdeutschen Eiferer, die alles verketzerten, was nicht in ihrem Sinne lutherisch war. Sie konnten sich dabei in gutem Glauben auf die Autorität Melanchthon's berufen, welcher, wie alle Gutunterrichteten wußten, der neuen Rechtgläubigkeit fremd, ja abwehrend gegenüberstand.

Mochten dafür die Orthodoxen Jenas und andere selbst den wittenberger Meister als Abgefallenen verketzern: je lauter sie lärmten, desto mehr machten sie sich allen jenen verhaßt, die ein lebhaftes Gefühl für das Bedürfniß des religiösen Friedens und kein scharfes Auge für dogmatische Besonderheiten hatten.

Friedrich selbst hatte zwar bis dahin keine Hinneigung zu der schweizer Lehre verrathen, aber auch nicht den Eiferern beigestimmt, welche die von Melanchthon in vermittelndem Sinne umgestaltete Abendmahlslehre der Augsburgischen Confession verworfen und die ursprüngliche, streng lutherische Fassung derselben wiederhergestellt sehen wollten. Daß zwischen Luther und dem Melanchthon der spätern Jahre wenigstens in der Abendmahlslehre ein Gegensatz bestand, war dem Pfalzgrafen noch nicht klar geworden. Er faßte gleich so vielen Andern die unbestimmten Melanchthon'schen Formeln noch nicht im reformirten, sondern im lutherischen Sinne, und erblickte in denen, welche die Anhänger und Freunde jener Vermittelungstheologie als heimliche Calvinisten und Zwinglianer verdammten, nur Verleumder und böswillige Friedensstörer.

Schärfer sah Maria, indem sie fürchtete, daß ihr Gemahl, wenn er in Heidelberg mit den „Zwinglianern" in Berührung komme, auf deren Seite gezogen werden möchte; denn der Zwinglianismus, meinte sie, sei ein „gar subtil Gift", sodaß jemand leicht verführt werden könnte. Freilich hofft sie von ihrem Gemahl noch das Gegentheil, gleich dem Schwiegersohn Johann Friedrich, welcher die Erwartung aussprach, Gott werde dem neuen Kurfürsten die Gnade verleihen, daß er die christliche Religion in der Pfalz wieder aufrichte und des Teufels Geschmeiß hinausthue. Aber mit voller Sicherheit baute sie darauf doch nicht; sie hielt vielmehr guten Rath und Ermahnung, wozu der sächsische

Herzog sich erboten, sehr von nöthen. Sie freute sich daher auch, als Johann Friedrich seinen Besuch in Aussicht stellte, da der Gemahl auf ihn mehr hören werde als auf sie, obwol sie sich auch einigen Einflusses auf Friedrich bewußt war. Als die Rückkehr des letztern aus Heidelberg sich verzögerte, beklagte sie es, daß sie so lange von ihrem herzlieben Herrn und Gemahl wäre, und ihn nicht zu Zeiten warnen könne. „Denn ich will E. L." — schreibt sie am 7. April 1559 dem Schwiegersohne — „im gar hohen Vertrauen nicht verhalten als meinen herzlieben Sohn, daß meines herzlieben Herrn und Gemahl zwei Schwäger, Graf Georg und Graf Eberhard am Erbach gar zwinglisch sind, und ist Graf Eberhard Großhofmeister zu Heidelberg, daß ich besorge, sie werden meinen herzlieben Herrn auch verführen." Es hat sonst — sagt sie an einer spätern Stelle — ihr Gemahl ein gar christlich Gemüth, wenn er nur nicht verführt wird. Maria hatte die Freude, als ihr Gemahl nach einiger Zeit auf dem Wege nach dem Reichstage in Augsburg zu ihr zurückkehrte, sich zu überzeugen, daß er sich noch nicht „verkehrt" hatte. Er wollte jetzt ebenso wenig wie früher von Rotten und Sekten wissen, und die Zwinglianer erschienen ihm noch als solche Sektirer. Wenn er aber darin von Andern abwich, daß er nicht jeden, den man als Zwinglianer verschrie, ohne weiteres ungehört verdammen wollte, so konnte ein weibliches Gemüth daran am wenigsten Anstoß nehmen. Beruhigt mochte Maria im October 1559 die Reise zu ihrer Tochter nach Weimar antreten, um derselben bei ihrer Niederkunft beizustehen.

Länger als sie und ihr Gemahl gehofft hatten, mußte sie in Thüringen auf das Ereigniß warten, dessentwegen man sie dorthin gerufen. Friedrich vermißte sie schmerzlich. Er fühlte sich nicht wohl und sehnte sich nach ihrer Pflege. Das Essen, das fremde Hände ihm bereiteten, schmeckte ihm

nicht. „Ich bedürfte deiner besser als eines gemeinen Doctors“, und wenn er es nicht der geliebten Tochter zu Gefallen thäte, so ließe er sie keine Stunde mehr darinnen.

Aber noch aus einem andern Grunde fehlte ihm die treue Gefährtin. Denn bald nach ihrer Abreise war in Heidelberg der Hader der Theologen der entgegengesetzten Richtungen trotz aller Vermittelungsversuche des Kurfürsten in skandalöser Weise zu offenem Kampf entbrannt, sodaß Friedrich, um den gestörten Frieden der Kirche wiederherzustellen und zu wahren, sich sowol zu der Entlassung des leidenschaftlichen Vorkämpfers der lutherischen Partei als auch zur Entfernung eines allzu hitzigen „Zwinglianers“ genöthigt sah. Diese Vorfälle machten ungemeines Aufsehen. In streng lutherischen Kreisen, insbesondere auch in Thüringen, verbreitete die Kunde von der Entlassung des Heshusius Schrecken, und Johann Friedrich verfehlte sicher nicht, die Schwiegermutter in dem Vorsatze zu bestärken, weiteres Unheil nach Kräften abzuwenden, während Friedrich ihre Rückkehr herbeisehnte, um in den schweren Tagen, wo die mit der Absetzung jener Anführer noch keineswegs zur Ruhe gebrachten Theologen ihm das Leben so sauer machten, bei der Gemahlin Stütze und Trost zu finden.

Als Maria endlich zu Anfang des neuen Jahres in Heidelberg wieder ankam, nahm sie mit Schmerzen die Fortschritte wahr, welche die confessionelle Parteiung gemacht hatte. Nicht allein die Prediger der Stadt setzten den Hader fort, sondern auch in weitern Kreisen nahm man für und wider leidenschaftlich Partei. Eine Commission, die Friedrich zur Untersuchung der kirchlichen Zustände eingesetzt hatte, wurde als sektirerisch verschrien. Und selbst im Geheimen Rath des Kurfürsten erhob der Kanzler mit der Miene eines bestellten Glaubenswächters seine Stimme gegen den drohenden Abfall von der rechten Lehre. Es kam zu belei-

digenden, ja drohenden Reden zwischen ihm und andern Räthen.

Was aber Friedrich selbst betrifft, so ging er zwar über die Linie des Vermittlers und Friedenshüters nicht hinaus; aber daß er diejenigen weltlichen und geistlichen Räthe, welche von der Partei des Heshusius als Abgefallene betrachtet wurden, nicht allein im Amte ließ, sondern aus so Verdächtigen sogar die oberste Kirchenbehörde neu bildete, war bedenklich genug. Noch bedenklicher aber war in den Augen Maria's, daß ihr Gemahl, je mehr er sich in das Studium der brennenden Frage vertiefte und im Vertrauen auf den göttlichen Beistand, den er inbrünstig erflehte, aus Gottes Wort und den Schriften frommer Männer (nur nicht Zwingli's und Calvin's) den rechten Glauben zu gewinnen hoffte, immer mehr Gründe gegen das strenge Lutherthum aufzuführen wußte.

Es handelte sich vorzugsweise um die heilige Abendmahlslehre, die in der fast allgemein verbreiteten, von Melanchthon umgeänderten Augsburgischen Confession so gefaßt war, daß sich ihrer auch diejenigen bedienen konnten, welche ohne die wesentliche Gegenwart Christi im Abendmahle preiszugeben und Brot und Wein für blos äußerliche Zeichen zu halten, die lutherischen Formeln sich nicht anzueignen vermochten, weil diese so leicht im papistischen Sinne gedeutet werden konnten und vielfach auch misdeutet wurden. Ueber diese Punkte stritt Maria oft und eifrig mit dem Kurfürsten. Alle Gründe aber, die Friedrich für sich geltend machte — Maria bedauert, sie dem Schwiegersohne nicht alle angeben zu können — suchte sie regelmäßig mit dem Hinweis auf Christi Einsetzungsworte zu entkräften. Wenn alle seine Prädicanten dastünden, sagte sie einmal, so sollten dieselben sie nicht anders lehren, als ihr Bekenntniß laute; darauf gedächte sie zu sterben; denn sie wüßte aus Gottes

Wort zu beweisen, daß sie recht glaubte. „Ich rede so viel dazu“, gestand sie dem Schwiegersohne, „daß ich besorge, ich werde einmal büßen.“ Aber was Gottes Ehre anbetrifft, da kann sie nicht schweigen. Sie verkennt freilich auch jetzt noch nicht, daß das Herz ihres Gemahls „wahrlich gut gegen Gott ist“, aber die Sorge, daß er verführt werden möchte, indem der Teufel ihn hinterschleiche, läßt ihr keine Ruhe. Inständig bittet sie Johann Friedrich, als sie hört, daß er in Geschäften nach Speier will, seinen Weg über Heidelberg zu nehmen, um mit dem Kurfürsten sich in Disputation zu begeben. Sie hofft, er werde etwas Gutes bei ihrem Gemahl ausrichten. Denn seine bisherigen Ermahnungen hat er gut aufgenommen; auch das letzte Schreiben, das er an ihn gethan. „Er sagte zu mir, ich sehe, daß mein Sohn es treulich mit mir meint, und daß er mich lieb hat.“ Indeß trotz der Ueberzeugung, daß der Schwiegersohn, wenn er komme, dem Kurfürsten viele Dinge ausreden werde, deren er jetzt überredet sei, geht sie so weit, Johann Friedrich wie dessen Bruder Johann Wilhelm, der bald ihr zweiter Schwiegersohn werden sollte, mit der Bitte anzugehen, ihren Gemahl in das gemeine Kirchengebet einschließen zu lassen, daß Gott ihn bei der reinen Lehre erhalten wolle. Erst später, als sie mit dankesfrohem Herzen erfuhr, daß die sächsischen Herzoge nach ihrem Wunsch zu thun befohlen, erinnerte sie sich der allernatürlichsten Rücksichten, welche sie dem fürstlichen Gemahl schuldete, indem sie bat, „ihn doch nicht mit Namen zu nennen“, wenn in den Kirchen Thüringens für den Gemahl gebetet werde. In solcher Gemüthsverfassung schreckte die sonst so ehrliche und gerade Fürstin selbst vor einer Lüge nicht zurück. Von Friedrich wiederholt gefragt, ob sie über Religionssachen an die Schwiegersöhne geschrieben habe, antwortete sie, wie sie selbst gesteht, mit Nein! Maria war in Gefahr, ihrer Glaubenstreue die Treue gegen den

Gemahl zu opfern. Die Gefahr steigerte sich, als in Heidelberg der kirchliche Hader neue Nahrung durch das Zuthun Johann Friedrich's erhielt. Dieser brachte, als er mit dem Bruder Johann Wilhelm, dessen Vermählung mit der Prinzessin Dorothea Susanna nahe bevorstand, im Juni 1560 an den älterlichen Hof kam, zwei kampfgeübte Theologen mit, Mörlin und Stößel, welche nicht allein in Privatgesprächen, sondern selbst auf der Kanzel und in öffentlichen Disputationen für das gefährdete Lutherthum eintraten. Stößel hatte die Kühnheit, in einer Predigt, die er mit kurfürstlicher Erlaubniß in der Schloßkirche hielt, Friedrich selbst und seine Räthe für Zwinglianer und solche Leute auszugeben, die nicht glaubten, daß im Abendmahl des Herrn der wahre und wesentliche Leib Christi ausgetheilt werde. Und was der Kurfürst von seinem hochmüthigen Schwiegersohne zu hören bekam, das können wir aus den dreisten Ermahnungen und Warnungen schließen, die Johann Friedrich sich in seinen Briefen erlaubte.

Je rücksichtsloser jedoch die Vorkämpfer eines extremen Lutherthums mit dem Zwinglianismus auch jede vermittelnde Richtung verwarfen, um so weniger erreichten sie in Heidelberg ihren Zweck. Denn nichts hätte des Kurfürsten frommen, von christlicher Liebe getragenen Sinn tiefer verletzen und abstoßen können, als engherzige oder leichtfertige Verdammungslust. Und sollte nicht auch Maria, welche das Herz des Gemahls und seine edeln Absichten am besten kannte, doch endlich irre werden an denen, welche, pochend auf ihre Rechtgläubigkeit, über den besten Fürsten lieblos aburtheilten? Sie sah es immer von neuem, wie Friedrich in inbrünstigem Gebet den Beistand des Heiligen Geistes anrief, um den rechten Weg aus den kläglichen Wirren zu finden; wie er ganze Tage und halbe Nächte, Schlaf, Gesundheit und Vergnügen nicht achtend, über theologischen

Büchern und vor allem über der Bibel zubrachte, und wie er von den Predigern nichts anderes forderte, als daß sie, bis mit Gottes Hülfe die Streitfragen endgültig geschlichtet würden, sich in der Abendmahlslehre keiner andern Formeln als der Augsburgischen Confession bedienten und jedes unerbauliche Gezänk vermieden. War es so verdammenswerth, daß er diejenigen, welche sich dessen weigerten, des Dienstes entließ? Johann Friedrich aber schrieb dem Schwiegervater, er sei des Teufels, wenn er sich nicht bekehre. Das that doch auch dem Herzen der Gemahlin wehe. Sie beruhigte, wie sie selbst nach Weimar berichtet, den Kurfürsten, indem sie ihm sagte, daß Johann Friedrich es nur gut mit ihm meine und das, was er thue, seines Seelenheils wegen thue, wie sie ja alle schuldig seien, ihn zu ermahnen und zu erinnern. „Da war er wieder zufrieden und da gedachte ich bei mir selbst, ich wollte E. L. schreiben, daß E. L. gelind mit ihm umgienge, und nichts vom Teufel schriebe.“ Es ist das erste Anzeichen, daß es dem Gegner nicht gelingen sollte dem Kurfürsten, wie er selbst sich ausgedrückt hat, die Gemahlin abzufangen. Mochte sie auch noch hoffen, ihn wieder in dem Glauben zu befestigen, den sie für den allein richtigen hielt: in demselben Maße, wie sie duldsamer wurde, kam sie in Gefahr selbst in die Anschauungsweise Friedrich's einzugehen. Dieser aber wurde durch Einflüsse und Erfahrungen, welche hier nicht genau erörtert werden können, immer entschiedener in die reformirte Richtung gedrängt.[10]) Er brach mit dem Lutherthum, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß in ihm sich bedenkliche Ueberreste des Papismus erhalten hätten, und daß die Bekenner des Evangeliums außer Deutschland (Frankreich), die man hier als Sektirer verdammte, durch eine energische Bethätigung der christlichen Gesinnung, in Leben, Sittenstrenge und Kirchenzucht vor denjenigen sich auszeichneten, welche auf ihre Rechtgläubigkeit

pochend, weder Liebe übten, noch ärgerlichen und groben Sünden entsagten.

Nun zögerte Friedrich auch nicht länger, der Kirche seines Landes ein reformatorisches Gepräge zu geben, indem er aus dem Cultus alles das entfernte, was die Menschen von Gott ab auf das Creatürliche lenken könnte. Bilder und Altäre, Crucifixe und Taufsteine wurden als „Götzenwerk" entfernt, und der Gebrauch der Hostie, von deren abergläubischer Verehrung, ja Anbetung Volk und Geistliche noch nicht überall lassen wollten, durch das Brotbrechen beim Abendmahl ersetzt. Und endlich erschien im Jahre 1563 unter des Kurfürsten Autorität und eigener Beihülfe der Heidelberger Katechismus, und damit gelangte das reformirte Kirchenthum auch in der Lehre zu einem klaren, unzweideutigen Ausdruck.

Schwer genug kam es Maria an, dem Gemahl auf seinem Wege zu folgen, und es währte Jahr und Tag, ehe sie sich seinen Schritten aus freudiger Ueberzeugung anschließen konnte. Die sächsischen Schwiegersöhne aber unterließen selbstverständlich nichts, um, nachdem sie den Kurfürsten verloren geben mußten, wenigstens die Mutter zu retten, und ein wiederholter längerer Aufenthalt in Weimar oder Gotha, wohin Maria trotz ihrer Gebrechlichkeit, den Töchtern zu Liebe unter unsaglichen Beschwerden immer wieder reiste, konnte nur dazu beitragen, engherzige Gewissensscrupel stets von neuem wach zu rufen. Aber seit dem Jahre 1563 ist der Gemahl ihrer völlig sicher. Mit welch herzlicher Freude sieht er im Februar jenes Jahres der Rückkehr der geliebten Gattin entgegen. „Sitz also allein", klagt der Einsame, „wie die Turteltaube, die ihren Gesellen verloren hat, bis mir der liebe Gott meine herzgeliebte Gemahlin wieder zu Hause bescheert, welches ich zu geschehen verhoffe, ehe denn hundert Stunden verfließen."

Und wenn auch jetzt Johann Friedrich noch nicht abläßt, die Schwiegermutter wie den Kurfürsten zu warnen und zu ermahnen, so zeigen die Antworten, die Maria ertheilt, daß für sie fast ebenso wenig Hoffnung mehr besteht wie für den Gemahl, von dem sie nicht lassen will, „es thus denn der Tod“.

„Und als mir E. L. schreyben“, erwidert sie am 30. März 1563 aus Amberg, „daß E. L. in erfarung kumen, das mein herzlieber her nycht ayllein in dem neuen irtumb beharren, sunder sich auch nunmer dahyn begibt, das er dem deufel gar in rachen wöl, und das im E. L. auch darumb geschrieben und verwarnet hat, bedanck ich mich ganz freuntlich und müterlich gegen E. L. des freundlichen erinnerns und fursorge, so E. L. für uns haben. Aber ich kan E. L. nit bergen, das mir layt wer, wan im also wer, wie man den von meinem herzlieben schaz ausgibt. Ich hab den zettel gelesen, den man hyn und wider geschickt hat; es ist nit des driten tayl war. Das ist war, das er hat ein kategismum drucken lasen; das er aber die andern bücher verboten hat, das ist nit. Auch was man vom nachtmal des heren und von der dauf, auch beycht und absoluzion geschrieben hat, das ist auch nichts. Darumb bit ich E. L., als meinen herzlieben sun, E. L. wolens nit glauben, sunder mein herzliebsten heren und gemahel auch darunder hören.“

Das sei wahr, sagt sie später, daß man nicht mehr die runden Oblaten zum Nachtmahl brauchen lasse; aber das gebe ihr kein Aergerniß; sie höre auch, daß Luther das Brotbrechen nicht verboten habe; sie wolle in seinen Werken nachsehen, wenn sie nach Heidelberg komme. Sie bietet dem Schwiegersohn einen Katechismus an, damit er sehe, was er enthält. „Es wäre mir leid, hoffe auch zu Gott dem Allmächtigen, er werde mich nicht von ihm und seinem göttlichen Wort lassen abwendig machen, da bitt ich ihn Tag und Nacht darum.“

Noch entschiedener spricht sie sich am 15. April desselben Jahres aus:

„Das mir E. L. schreyben, der kategismus sey nicks nuz im

boden, ways ich nit; er ist aber doch als aus Gotes wort genumen. Ich wil in nit verwerfen noch loben, ich hab in nit helfen machen; ich hab ein kategismum gelernet in meiner kintheyt, darbei beleib ich. Ich hab vil bredigkanten rat gehabt, wie ich mich halten sol; so sagen sie mir, wan ich yn mein bekantnus von dem abentmal des heren du: wollen sie mirs daruber geben, so sol ichs nemen. Das hab ich gedan; so haben sie mirs geben und du inen mein bekantnus allemal, ehe ich zum nachtmal gehe. Geben sie mirs daruber, so niemb ichs in dem namen des allemechtigen Gotes also von in. Solt ich warten, bis der keif ein endt nemb, so darf ich wol numer mer das nachtmal empfangen. Mein glaub mus mich sellig machen und nit eines andern gelauben."

Nur noch ein Schritt, und Maria war im Glauben völlig Eins mit ihrem Gemahl. Indem sie mit ihm las und seine theologischen Studien theilte — was Friedrich über dogmatische Fragen in langen Briefen ausgehen ließ, dictirte sie ihm nicht selten noch um die Mitternachtsstunde aus seinem Concept in die Feder —, überzeugte sie sich, wie der Kurfürst selbst sich später wol ausgedrückt hat, daß die Wahrheit der Lehrsätze der christlichen Religion nicht von der Autorität irgendeines Menschen, wer er auch sein möge, abhänge, und daß nicht darauf zu sehen sei, was dieser oder jener auch noch so vorzügliche Gelehrte, sondern was Christus, der über allen steht, gelehrt habe.

Als im Juli 1563 dem Kurfürsten ein Brief in die Hand fiel, worin Johann Wilhelm, dem ältern Bruder nacheifernd, der Mutter aus ihrer schändlichen „Verführung" im Punkte des Abendmahls so lieblose Vorwürfe machte, daß ihr leidender Zustand sichtbar dadurch verschlimmert wurde, konnte Friedrich die Feder für sie ergreifen, nicht allein, um den Schwiegersohn gebührend zurechtzuweisen, sondern auch mit freudiger Genugthuung den Glauben der Mutter als den richtigen zu vertreten.

IV.

Die Gefahr, daß Maria ihrem Gemahl durch confessionelle Engherzigkeit entfremdet werden möchte, war für immer beseitigt. Sie lebte fortan der Ueberzeugung, daß das von ihrem vielgelästerten Gatten vertretene Kirchenthum auf sicherm evangelischen Grunde ruhte: das übrige, „des Calvini Lehre halben" stellte sie Gott anheim, „der am besten weiß, wer Recht oder Unrecht hat. Uns gebührt nicht zu richten oder zu verdammen".

Dieser gottergebene fromme Sinn half ihr auch über die bittern Kränkungen weg, die ihr, seitdem sie sich den reformirten Cultusformen anbequemt hatte, durch die eigenen Kinder bereitet wurden. Als sie im Spätherbste des Jahres 1563 noch einmal, von der Tochter Dorothea gerufen, die beschwerliche Reise nach Weimar unternommen, mußte sie erleben, daß man nicht wagte, sie bei der Taufe der Enkelin assistiren zu lassen. Maria selbst berichtet über den Vorfall an Johann Friedrich:

„Es haben meiner dochter Duroden junckfern mein junckfern gefragt, ob ich nit zu gevatern gebeten sey. Haben meine junckfern gesagt: nein. Haben sie sich verwundert. Haben meine junckfern gesagt, es nemb sie selbst wunder, das man mich so eyn weyten weg hab hinein gesprenckt und mir die ere nit gundt, das ich gevater sol werden, sunderlich weyls ein dochter sey. Da haben die junckfern gesagt, es wurts etwan machen, dieweyl ir des glaubens halben nicht recht seyt, das die bredigkanten das kient nit gedaypft heten, wans eur kurfurstin gehoben hete. So heten meine junckfern darauf gesagt, was zum deufel sein wir dan, sein wir doch nit durcken oder hayden, sein wir doch wol so wol kristenleut als ir, und wan ir euch noch so gut deucht! Aber mein sun herzog Hans Wilhelm oder die Durede hat sich ir keins mit keinem wort entschuldiget gegen mir, ich hab es dem almechtigen Got bevolhen."

So tief Maria auch in diesem Falle verletzt sein mochte, kein Gefühl der Bitterkeit spricht aus ihr. Denn nur Liebe

und Güte gegen andere und Demuth gegen Gott haben in ihrem Herzen Raum. Wie ist sie immer so voll der zärtlichsten Fürsorge und unermüdlich thätig für die Ihrigen, und wie so geduldig und gottergeben in dem schwersten Leid! Es wäre eine gleich lohnende Aufgabe, sie in jener wie in dieser Richtung zu schildern. Hier mögen nur einige Züge vorgeführt werden.

Soweit uns die vorliegenden Briefe das Leben der Fürstin enthüllen, war sie schon mit dem dreißigsten Jahre von schweren Gichtleiden heimgesucht. Wir finden sie 1550 im emser Bade, wo sie kaum die Hände so weit regen kann, daß ihr ein Brief zu schreiben gelingt. Das Uebel steigert sich in den nächsten zehn Jahren, aber kräftigen Geistes wie sie ist, achtet sie dessen nicht, solange sie sich einigermaßen zu rühren vermag. Auch entsagt sie deshalb nicht leicht dem Vergnügen der Jagd, woran sie an der Seite ihres Gemahls gern theilnimmt. Es erinnert in etwas an die feurige lebens= und kampfesfrohe Natur ihres Bruders Albrecht, wenn wir hören, wie eine Hirschjagd „ihr Herz erquickt, wenn sie die Hunde höret jagen und die Hirsche um sich laufen sieht“. Sie hat sich selbst wol eine „Wildnärrin“ genannt. So zog sie im Sommer 1560, als dem angehenden Schwiegersohn Johann Wilhelm zu Liebe wochenlange Jagden veranstaltet wurden, mit von einem Jagdschlosse zum andern, obwol sie damals kaum „auf ebener Erde gehen konnte“. Daß das Jagdleben ihr immer wohl gethan, wird man nicht sagen können. Bald hören wir wieder von heftigen Schmerzen in Händen, Armen und Knien, sodaß sie „früh und spät alle Glieder und den Rücken schmiert“ und froh sein muß, wenn sie von einem Zimmer in das andere kann. „Sie schmiert und pflastert sich“, schreibt Friedrich am 8. November 1560, „mit Rath der Aerzte noch täglich und erscheint doch wenig Besserung.“

Trotzdem hören wir einige Wochen später, daß sie wieder vierzehn Tage lang mit dem Gemahl auf den Jagdhäusern herumgezogen, und „ob sie gleich beim Hinausziehen lahm gewesen, sodaß sie sich mußte tragen lassen, hat sie doch jetzt Stuhl und Stangen hinter sich gelassen und geht nunmehr Stiege auf und ab". Im nächsten Sommer hoffte sie durch ein warmes Bad, wofür anfangs Wildbald im Schwarzwalde in Aussicht genommen, dann Wemdingen (einige Stunden von Donauwörth) gewählt wurde, Heilung oder doch Linderung zu finden. Sie war damals nahe daran, ganz lahm zu werden, und die Ihrigen fürchteten für ihr Leben. „Sie stürbe mir noch viel zu zeitlich", klagte ihre Schwiegertochter Elisabeth von Hessen, des Kurprinzen Ludwig junge Gemahlin. „Ihr könnt nicht glauben, Gott dem Herrn sei Lob und Dank gesagt, wie eine recht fromme Mutter ich an ihre Gnaden habe; es ist mir nicht anders, als wäre J. G. meine leibliche Frau Mutter." „Ja", versichert Elisabeth ein andermal ihrem Bruder Wilhelm, „so gar freundlich erzeigen sie sich (den Kurfürsten mit eingeschlossen) gegen mich und beweisen mir wahrlich alle Ehre, daß ich mich zum öfter Malen dafür schäme, daß J. G. sich so gar demütiglich gegen mich verhalten."

Die Cur in Wemdingen hatte zwar der Kurfürstin einige Linderung gebracht — sie konnte auf Stuhl und Stangen, womit man sie ins Bad gehoben, bald verzichten, aber gesund wurde sie nicht. „Man hat sie getröstet", schreibt Friedrich, „es werde das Bad seine Wirkung noch so bald nicht erzeigen; mit solchem Trost hält sie sich auf." Herz- und Brustbeschwerden aber lassen nicht mehr ganz nach, wenn sie einen Tag gesund gewesen, so ist sie deswegen drei krank. „Das alte Weib", klagt sie, „kummt mit Gewalt." Sie muß Johann Friedrich um Entschuldigung bitten wegen ihrer häßlichen Schrift; das Schreiben wird ihr so sauer,

daß sie oft zwei Tage zu einem Briefe braucht. „Aber E. L. dürfen mir nicht danken", sagt sie am 8. November, „daß ich mich so viel bemühe und E. L. mit eigener Hand schreibe. Es ist wohl wahr, es kommt mir sehr sauer an; aber E. L. sind mir zu lieb, ich kanns nicht lassen. Wenn ich die Finger etwas regen kann, so muß ich E. L. selbst schreiben." Das „Zipperlein" in den Händen und Gliedern stellte sich immer von neuem ein. „Alle Morgen", berichtet Friedrich am 4. Februar 1562, „stehen ihr die Finger gestrack mit großen Schmerzen, aber dessen getröstet sie sich gern, wenn sie nur wandern und webern kann."

Und wie sie trotz ihrer Leiden wiederholt auf die Jagd hinauszog, so trug sie, kaum etwas genesen, kein Bedenken, die Beschwerden einer weiten Reise auf sich zu nehmen, obgleich sie sich oftmals überzeugte, wie sehr ihre Gesundheit darunter litt. Als sie im Frühjahre 1562 wiederholt von hartnäckigen Krämpfen heimgesucht wurde, beklagte sie nichts so sehr, als daß sie nicht zu ihrer Tochter Dorothea reisen konnte. „Alle meine Kinder", schrieb sie am 10. November des Jahres, „habt mich dem himmlischen Vater abgebettelt"; sie hatte nicht geglaubt wieder aufzukommen; „es sterben viele Leute, denen es nicht so wehe wie mir gewesen". Dennoch finden wir sie Ende des Jahres in der winterlichen Zeit wieder auf dem beschwerlichen Wege nach Thüringen. Freilich kehrte sie von dort krank zurück, sie mußte sich heben und tragen lassen und hatte lange keinen gesunden Tag; aber gleichwol machte sie sich, nachdem sie den Sommer über wieder leidlich wohl gewesen, nach einigen Monaten noch einmal auf, um der andern Tochter beizustehen.

In ihrem Verhältnisse zu den verheiratheten Töchtern enthüllt sich uns so ganz die liebevolle und gemüthreiche Natur der Maria. Nicht als ob wir glaubten, daß sie

nicht auch den übrigen Kindern die mütterliche Sorgfalt in vollem Maße zugewendet, oder daß sich ihre Güte nur auf die Ihrigen, nicht auch auf Andere, vor allem auf die Armen und Hülfsbedürftigen erstreckt hätte — gerade dieses wird von gleichzeitigen Geschichtschreibern mit besonderer Betonung ihr nachgerühmt; aber in keiner andern Richtung können wir ihre Denk- und Handlungsweise so eindringend verfolgen, als uns dies durch ihre eigenhändigen Correspondenzen mit den Töchtern und Schwiegersöhnen möglich ist.

Selbstverständlich sind Enkel und Enkelinnen häufig Gegenstand der brieflichen Unterhaltung. Maria begrüßt die Ankunft derselben mit herzlicher Freude. „Wir sind alle Beide so froh gewest", schreibt sie einmal an Elisabeth, „als wir hörten, daß du wieder einen Sohn hast, daß ich vor Freude nicht essen konnte." Sie begleitet das Gedeihen der Kleinen mit inniger Theilnahme. Mit Hülfe des Gemahls, der in der Kunde der Hausmittel ungewöhnlich bewandert ist (Friedrich nennt sich selbst einen „Bauerndoctor"), weiß sie Rath in Krankheitsfällen. Bald sendet sie eine kunstreiche Bettlade, die der Kurfürst von Augsburg mitgebracht, bald kleine Andenken für die Enkel, dem einen dies, dem andern das. Einmal schickt sie der Elisabeth drei Sträußlein: „wollest jeglichem Sohn eins von meinetwegen geben; das schönste gib meinem Fritzen, du wirst es wohl wissen auszutheilen, und sag dem Fritzen wieder eine gute Nacht von meinetwegen, und dem Hans Casel einen guten Morgen, und küsse mir alle drei von meinetwegen, ich wollt es lieber selbst thun." — Nach einer schweren Krankheit im Spätherbst 1564 hat sie den Wunsch, nur so lange zu leben, daß ihr kleiner Enkel reden und sie ihn noch einmal sehen kann. Wenn dagegen schlimme Nachrichten, vielleicht gar Todesbotschaften aus Weimar kommen, fürchtet Friedrich üble Folgen für die Gesundheit der Gemahlin. Es würde

ihr nicht so wehe thun, klagt sie in schmerzlicher Erregung, als sie einen Enkel verloren, wenn sie das Kind nicht selbst gesehen hätte.

Aber all die Sorgen und Bekümmernisse, die Maria mit den Töchtern theilte, treten in den Hintergrund, wenn das politische Verhalten der thüringischen Herzoge bedenkliche Verwickelungen herbeizuführen droht. Es ist das bekannte Verhältniß Johann Friedrich's zu Grumbach, das der Kurfürstin und ihrem Gemahl im Laufe der Zeit die ernstesten Besorgnisse erweckt. Maria erinnert sich zu lebhaft des schlimmen Einflusses, den jener fränkische Ritter auf ihren unglücklichen Bruder ausgeübt, als daß sie hätte unbekümmert zusehen können, wie Wilhelm von Grumbach, seit Jahren in Johann Friedrich's Diensten, 1563 mit Truppen, die er mit des Herzogs Wissen geworben, in das Stift Würzburg einfiel, die Stadt überrumpelte und dem Domkapitel einen Vergleich abpreßte, wodurch sich der verwegene Ritter für früher erlittenes Unrecht entschädigen wollte. Den Friedensbrecher traf die Strafe der Acht. Johann Friedrich aber weigerte sich nicht allein, das Achtmandat in seinem Lande zu verkündigen, sondern wagte es auch, dem Geächteten und dessen Helfern, statt sie auszuweisen, seinen Schutz zu verleihen. Trotz aller Forderungen des Kaisers und der Reichsstände, trotz aller Warnungen und Bitten der Verwandten erklärte der Herzog fest und trotzig, daß er den mit Unrecht Verurtheilten nicht von sich stoßen werde.

Nicht bloßes Mitgefühl mit dem Geächteten, sondern unheilvolle, selbstsüchtige Plane bestimmten Johann Friedrich's Verhalten. Grumbach nämlich versprach den tödlichen Haß des Herzogs gegen den Kurfürsten August, den Bruder und Nachfolger jenes Moritz, welcher dem glaubenstreuen Vater der herzoglichen Brüder die Kurwürde und einen Theil seiner Länder entrissen hatte, zu befriedigen. Schlau genug wußte

der gefährliche Mann die Schwächen Johann Friedrich's auszubeuten. Es ist bekannt, wie Grumbach ihn umgarnte, wie er mit thätig war, daß die beiden herzoglichen Brüder sich entzweiten, die besonnenen Räthe entfernt und Mistrauen gegen alle die gesäet wurde, welche zur Vorsicht oder Umkehr mahnten. Selbst des Herzogs Wunderglaube und seine Vorliebe für geheime Künste wurden ausgenützt. Ein Geisterseher, der mit Engeln verkehrte, mußte dem leichtgläubigen und von Hochmuth aufgeblähten Fürsten die Zukunft enthüllen. Durch den Mund der Engel wurde bald des Kurfürsten von Sachsen naher Tod geweissagt, bald die Auffindung unermeßlicher Schätze in Aussicht gestellt; bald schaute der Herzog in einem Krystall den verlorenen Kurhut, bald gar die kaiserliche Krone!

Neben dem Schwiegervater Friedrich's hat niemand so früh und nachhaltig den schwachen Fürsten vor Grumbach's Einflüssen gewarnt als Maria.

„Ach mein herzlieber sun", schreibt sie schon am 30. Januar 1560, „es geht das geschrey hie, wie E. L. sollen heimlich in krigsrustung gegen herzog Augustus und er wider gegen E. L. sein. Wan es war wer, so wär es mir treulich layt. Ach mein herzlieber sun, E. L. lasen sych die unruhigen leut, die gern hader und zank sehen, nit verfuren. Ich ways wol, wie es meinem herzlieben bruder sellig gangen hat. Got verzeih es Wilhelm von Grumbach. Er half mein bruder selligen hetzen wider seine freundt, die im nie kein layts gedan. Er ist meines herzlieben bruder selig ungluck als ein anfang gewest. Darumb bit ich E. L. treulich, E. L. wollen sich nit von im verfuren lasen. Ich hab als sorg, er henck sich mit seinem selzamen braticken und fünanzen an E. L. und verfur E. L. wie mein bruder selig. Ich bit E. L. umb gotteswillen, E. L. wollen mir dis mein schreyben nit vor ubel haben, und es ganz treulich von mir versten; dan got ways, das mir E. L. als lieb sein, als het ich E. L. under meinem herzen getragen ... aber ich kan nit lasen ich mus E. L. gewarnen, das E. L. im nit zu viel gelaub, und bit E. L. wollen dis mein schreiben vertreulich bey sich behalten, dan mir ist nit möglich gewest, das ichs hab lasen kunden, ich habs E. L. schreyben musen."

Die Kurfürstin ist froh, umgehend die Versicherung zu empfangen, daß jene Kriegsgerüchte grundlos, Wilhelm von Grumbach aber ein treuer Diener sei. Vor der Zeit sei demselben (erwidert Maria) wohl mit Kriegen gewesen, es möge ihm im Alter vergangen sein. Sie kennt jedoch den finstern Groll, der im Herzen Johann Friedrich's gegen den Kurfürsten August fortwühlt. Daher erinnert sie ihn zu Anfang des Jahres 1564 wiederholt, daß man anstatt Krieg anzufangen, seine Sache Gottes Gericht anheimstellen solle: „Der ist ein gerechter Richter, er läßt die Unbilligkeit nicht ungestraft; auch spricht er, wenn unsern Feind hungert, so sollen wir ihn speisen, dürstet ihn, so sollen wir ihn tränken."

Besondere Sorge verursachte ihr von dieser Zeit an das aufkeimende Misverständniß zwischen den beiden Brüdern:

„Der Deufel schurt sunst gern zu zwischen geschwisteret, das er sie aneinander hetzt; aber ich bit E. L. wollen im nicht raum geben, dan es war mir warlich ein gros herzgelayt, wan ich erleben solt, das ir brüder miteinander zu unfriden sein solt. Ich ways wol, das ich mein leben daruber lasen must, denn ich kont wol gedenken, wan ir bruder mit einander zu unfriden wert, das darnach die dochter auch also würden; das wer mir dan warlich ein gros herzenleyt, das sey got mein zeug... Ich ways wol, was es dut, wan geschwisteret ein unwillen uber einander haben. Ich habs zway jar versucht, het auch schir mein leben daruber gelasen. Es ist mir ser layt, das E. L. izt eben, so sie alle bede verheyret sein, in ein mistrauen miteinander sollen kumen und seyt vorhin so einig miteinander gewesen. Ich wolt, wan die schult der Durede war, das sie in der dauf ertrenckt wer worden, het ir numer beser geschehen mögen."

Nach der wiederholten Versicherung, daß sie es so gut mit ihm meine, als wenn er ihr eigenes Kind wäre, und daß sie ihn so liebe, als hätte sie ihn unter ihrem Herzen getragen, kommt sie auf Grumbach, der kurz zuvor wegen der Einnahme Würzburgs geächtet worden war, zu sprechen und räth ihn weg zu thun:

„Ach mein herzlieber sun, ich rat wie ein nerrisch weyb, ich

wolt in werlich ein weile von mir dun, wolt in ehe, dieweyl er doch des kuniges von Frankreichs dyner ist, heimlich in Franckreich schicken, bis das doch etwer ein mytel mocht gesunden werden, das er bey der keyserlichen mayestat mocht versünt werden; so erfüllet E. L. kayserl. Mt. ir willen und wär doch Wilhelm von Grumbach auch versorgt und dorft sich nit besorgen, das im etwas widerfur... Ach mein herzliebster sun, E. L. bedencken sich und ire landt und leut beser. Der keyser würd sich werlich nit buchen [pochen] lasen. Er ist ja unser oberkayt von Got gesetzt. So spricht ja sant Paulus: mir sollen der oberkayt in allen dingen gehorscham sein, was das zeytlich belangt. Ich hab so vil neuer zeytung gelesen, die meinem schaz zugeschrieben sein worden, wie kay. Mt. E. L. und E. L. brudern schreybt, das mir so angst und bang ist, das ich schir vor layt kranck wür. Ich ways auch nit anderst, dan mein schaz hab E. L. dieselbigen schrieften ale zugeschickt. Ach, mein herzliebster sun, E. L. bedencken sich und ire lant und leut. Ach E. L. gedencken nur, wie es meinem lieben bruder seligen gangen hat. Ach mein herzliebster sun, ich bit E. L. umb Gottes willen wollen mir mein schreyben nit verubel haben, ich gemain es werlich herzlich und gut mit E. L., aber Got geb, daß ich kein tag mer leb, wan ichs nit mit getreuem herzen mit E. L. gemain."

Johann Friedrich suchte die Bekümmernisse, welche Maria's Herz erfüllten, zu zerstreuen. Auch darüber beruhigte er sie, daß die Brüder gut miteinander stünden. Aber gegen Ende des Jahres 1565 war doch ihr Verhältniß so, daß die Kurfürstin gebeten wurde, den Gemahl nach Weimar zu begleiten, um die streitenden Herzoge zu versöhnen. Maria verhehlte nicht, daß es ihre höchste Freude sein würde, die sie auf Erden haben möchte, wenn sie das christliche Werk vollbringen helfen könnte, daß die Geschwister wieder einig würden. Kann sie dabei etwas ausrichten, so will sie nicht fern bleiben, und sollte sie sich auch in einem Bett hinführen lassen. Sollte sie aber vergebens ziehen und nichts ausrichten, so wollte sie lieber todt sein als das Kreuz länger am Herzen tragen. Mit Gottes Hülfe will

sie nicht ausbleiben, obwol sie sich herzlich vor dem Wege fürchtet. „Denn ich werde nunmehr sehr baufällig, wenn ich meine ich sei am allergesundesten, so soll ich wohl jählings krank werden, daß ich meine, ich fahre schon dahin. Ich geb aber nichts die Schuld, denn daß ich meine Tage nichts denn Kreuz, Leid und Anfechtung genug gehabt habe; die wird mir, als ich sehe, nachfolgen in die Grube. Der allmächtige Gott wolle mir Geduld verleihen."

Der Gedanke an den Tod, der alle Sorgen löst, konnte Maria, wenn sie auch erst einige vierzig Jahre zählte, längst nicht mehr fremd sein. Das sei ihr alter Brauch, äußerte sie am 4. Januar 1565 von ihrem Kopfweh, das werde ihr nicht mehr vergehen, bis sie einmal in gutes kühles Erdreich komme. Und als sie am 25. December des Jahres schrieb, daß sie mit dem Gemahl nach Thüringen kommen werde, hatte sie eben ein hartes Lager durchgemacht und konnte kaum wieder gehen. „Bin jählig so krank geworden, daß alle Menschen glaubten, ich würde daran sterben, aber unser Herrgott hat mich noch nicht haben wollen." Trotzdem machte sie sich mit dem Gemahl in der winterlichen Zeit auf den Weg und traf Johann Wilhelm mit seiner Familie am 12. Januar 1566 in Eisenach; Johann Friedrich, der sich entschuldigte, ließ sich in Weimar aufsuchen. Mehrere Wochen dauerte der Aufenthalt der Aeltern; Friedrich stattete auch, während die von den Strapazen der Reise kranke Gemahlin in Weimar zurückgehalten wurde, dem Kurfürsten August einen Besuch in Leipzig ab, wobei er sicher nichts unterließ, um diesen versöhnlich gegen seinen erbitterten Feind zu stimmen. Das Verhalten des sächsischen Kurfürsten auf dem unmittelbar nachher beginnenden Reichstage zu Augsburg bewies jedoch, daß Friedrich's Bemühungen vergebens gewesen. Ebenso wenig richteten die besorgten Aeltern zu Weimar aus. Denn wenn auch zwischen den

streitenden Brüdern äußerlich ein Vergleich zu Stande kam, so war damit doch kein Vertrauen hergestellt. Noch schlimmer aber war, daß Johann Friedrich, in Hochmuth und Verbissenheit völlig verblendet, trotz aller Vorstellungen nicht zu bewegen war, in der Grumbach'schen Sache nachzugeben. So ereilte ihn denn zuletzt ein hartes, wenn auch nicht unverdientes Geschick. Unter eifriger Mitwirkung des Kurfürsten August, welcher gern bereit war, die Execution gegen den Vetter zu übernehmen, wurde Johann Friedrich auf dem Reichstage zu Augsburg mit der Acht bedroht; sollte er auf nochmalige Vorstellungen der Stände des Reiches, die eine Gesandtschaft an ihn abzuschicken beschlossen, sich der Geächteten nicht entschlagen, so würde auch ihn die Strafe der Acht treffen und die Execution von Reichs wegen unfehlbar vollzogen werden. Kurfürst Friedrich war nicht im Stande, von dem Schwiegersohne das drohende Unglück abzuwehren. Am wenigsten hätte er vermocht, jeden den Herzog für den Fall fortgesetzten Ungehorsams bedrohenden Beschluß zu hindern. Mußte er doch froh sein, daß nicht auch gegen ihn zu Augsburg eine Execution und zwar wegen seiner kirchlichen Haltung beschlossen wurde. Katholiken und Ultralutheraner boten sich nämlich die Hand, ihn des Religionsfriedens unfähig zu erklären, und in Heidelberg fürchtete man schon das Schlimmste. Da gelang es ihm zwar, indem er vor Kaiser und Reich und namentlich vor seinen evangelischen Mitständen mit der Freudigkeit und Zuversicht eines Glaubenshelden sein Bekenntniß darlegte, die Feinde so weit zum Schweigen zu bringen, daß von dem beabsichtigten Reichstagsbeschlusse abgestanden wurde. Mit derselben Ueberzeugungstreue aber und ähnlichem Erfolge für Johann Friedrich zu sprechen, wäre unmöglich gewesen. Der Kurfürst mußte sich, nachdem andere Mittel der Lösung, die er vorgeschlagen, verworfen worden, darauf beschränken, für

ein langsames Verfahren zu wirken, sowie er auf der andern Seite nicht abließ, den Schwiegersohn noch in der letzten Stunde zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Aber was er that, hatte nur den Erfolg, daß der Verblendete, welcher sich sogar an jenen treuen Räthen vergriff, die ihm noch von Augsburg aus die Augen zu öffnen versuchten, auch ihn halbwegs zu seinen Feinden rechnete.

Nur Maria, so könnte man denken, war in den Augen Johann Friedrich's vor jedem Verdacht, es nicht aufrichtig mit ihm zu meinen, gesichert; aber ganz überzeugt hielt auch sie sich nicht, ob nicht der so reizbare Herzog ihre Vorstellungen und Bitten misdeuten möchte. „Bitt E. L.", so schließt sie einen Brief vom 18. Juli, „wollen mir solches mein Schreiben nicht vor übel haben; denn ich gemein es treulich und gut mit E. L., und wären mir E. L. nicht so lieb, so wollte ich nichts darnach fragen; aber E. L. sein mir zu lieb, ich kanns nicht lassen, und wenn ich wüßte, daß mir schon E. L. feind sollten werden, so könnte ichs doch nicht lassen, ich muß E. L. vor Nachtheil warnen."

Rührend ist es, wie Maria, obwol sie lange genug das Gewitter, das sich über dem Haupte Johann Friedrich's zu entladen drohte, hatte heranziehen sehen, trotz aller Unbeugsamkeit des Herzogs bis zuletzt doch an der Hoffnung festhielt, daß Gott das Schlimmste verhüten werde. Noch gegen Ende des Jahres, als Kurfürst August schon des Auftrags wartete, die Executionstruppen gegen die festen Mauern von Gotha zu führen, schien Maria's schwerste Sorge die zu sein, daß der Schwiegersohn mit ihrem eigenen Gemahl zu hadern fortfuhr.

„Ich bin jetzt", schrieb sie an Elisabeth den 27. November 1566, „wohl 2 Tage zu Bett gelegen, solch Hauptweh habe ich gehabt. Ich weiß aber wohl, von was mir's kommt. Gott wolle alle Dinge zum Besten wenden. Daß Du mir schreibst und dankst für den Ring, den ich Dir geschickt habe, Du wollst es wieder um

mich verdienen, — darfst Du mir nicht so sehr danken; denn was ich Dir gebe, das reut mich nicht; kannst es auch nicht besser verdienen, denn wenn Du hörst, daß Dein Herr, mein herzallerliebster Sohn, über meinen Schatz unwillig ist, daß Du wollst das Beste, so viel Du kannst, darzu reden... Ich bekümmere mich schier zu Tod, denn ich kann nicht leiden, daß unsere Schätze zu Unfrieden sollten kommen; ich wollte lieber todt sein." — „Ich glaube", heißt es an einer spätern Stelle, „daß keine Fürstin in deutschen Landen mehr Anfechtung hat als ich jetzt." Dem Schwiegersohn aber schreibt sie am 12. December: „E. L. werden sehen, daß ich einmal werde dahin fahren, ehe mans sich versieht." Dem lieben Gott jedoch, der sie alle so lang erhalten hat, vertraut sie, daß er sie auf beiden Theilen nicht verlassen werde. „Er ist der alte Hausvater, er weiß alle Dinge wohl zu machen."

Es ist der letzte an Johann Friedrich vor seiner Gefangenschaft gerichtete Brief, der uns vorliegt. Mit dem Anfang des Jahres 1567 setzten sich die Executionstruppen gegen Gotha in Bewegung. Der bethörte Fürst ließ die letzte Frist verstreichen, und die Belagerung begann. Am 14. März 1567 fiel die Festung; mit weinenden Augen sah Johann Friedrich den racheschnaubenden Kurfürsten August an der Spitze der Armee in die Stadt einziehen. Für den folgenden Tag hatte sich der Unglückliche zur Abführung nach Dresden bereit zu halten. Ohne Land und Leute, ohne Weib und Kind, als ein armer Gefangener sollte er für seine verbrecherische Verblendung büßen, während über Grumbach und seine Mitschuldigen ein noch grausameres Strafgericht erging. Wie Maria die Unglücksbotschaft von Gotha aufnahm, läßt sich denken. Ihr leidender Zustand wurde nicht wenig dadurch verschlimmert. „Euer Handel hat mich schier in den Tod gebracht; ich bin so erschrocken, daß ich seitdem keine gesunde Stunde gehabt, so daß man etliche Male des Endes gewartet hat", schreibt sie ihrer schwer geprüften Tochter Elisabeth am 26. April. Sie ladet dieselbe herzlichst ein, mit den Kindern zu ihr zu

kommen. „Ich will dich nicht lassen, so lange ich einen Heller oder Pfennig habe.“ Oder ein anderes mal: „Iß und trink mit mir, so gut ichs habe. Denn Du weißt mein Herz, wie es allewege mit Dir gewesen ist, so soll es, ob Gott will, bleiben, so lange ich lebe. Ich kann Dir nicht mehr schreiben; es ist mir das Schreiben so sauer geworden.“ Sie bedachte nicht, daß Elisabeth wegen des Calvinismus Bedenken haben konnte, in ihrem Unglück bei der liebenden Mutter Zuflucht zu suchen.

Trotz ihrer Krankheit — die Wassersucht war zu vollem Ausbruch gekommen und die „Aerzte verzagten fast an ihr“, versäumt Maria nicht, für den gefangenen Schwiegersohn Fürbitte bei der Kurfürstin Anna von Sachsen, des harten August gleichgesinnter Gemahlin, einzulegen. Sie wendet sich auch mit rührenden Bitten an andere Fürstinnen. Zwar die Klage, daß sie matt und ohnmächtig die Feder nicht führen könne, wiederholt sich oft, noch öfter aber der Wunsch, von Elisabeth, ihren Kindern und dem gefangenen Gemahl zu hören. Mit vielem Dank empfängt sie das Gebet, das Johann Friedrich zu Dresden im Gefängniß gemacht. Sie will Gott treulich helfen bitten, „obwohl sie's zuvor auch schon gethan“.

Noch einmal schien ihre Krankheit sich zum Bessern wenden zu wollen; die leidende Brust athmete wieder freier, und die Geschwulst mehrte sich wenigstens nicht. Ja sie konnte im Juli, wie Friedrich frohlockend und mit Dank gegen Gott dem Herzog Johann Wilhelm meldete, „zum Früh- und Nachtmahl ohne Krücken mit ihren Kindern in den neuen Bau zum Essen gehen“. So wagte sie es denn auch einige Wochen später, noch einmal auf dem „Birschkarren“ mit dem Gemahl hinauszufahren, um sich in alter Weise am Wald- und Waidwerk zu erquicken. „Gott woll mich gesund lassen bleiben, bis ich wieder hereinkomme.“

Nach einigen Tagen hatte sie Heidelberg glücklich wieder erreicht; sie sollte es nicht mehr verlassen. Fieber und andere Krankheitserscheinungen erschöpften den Rest der so zähen Kraft. Friedrich zwar gab die Hoffnung noch immer nicht auf, und sie selbst meldete noch am 24. October der Tochter Dorothea in einem, freilich von anderer Hand geschriebenen Briefe, daß sie sich erleichtert fühle und für die Zukunft von der Wassersucht frei zu sein hoffe. Es war das letzte Aufflackern ihres Lebensmuthes; am 31. October starb sie, diuturnis et gravibus morbis confecta, „mit herzlichem Verlangen und Sehnen des ewigen Lebens". Der trauernde Gatte durfte klagen, daß er „mit Unzeiten des besten Freundes, mit dem er in dem mühseligen Leben mehr denn dreißig Jahre in aller herzlichen Liebe und Freundschaft zugebracht, beraubt worden". „Ich muß bekennen", schrieb Friedrich drei Tage später unter Thränen an die älteste Tochter, „daß ich nicht gewußt, daß ich meine Gemahlin selig dermaßen geliebet hab, wie mir's mein Herz nach dem Fall zu erkennen gegeben hat." Maria hatte nicht umsonst gelebt. Auch im Gedächtnisse des pfälzischen Volkes knüpfte sich an ihren Namen das höchste Lob einer fürstlichen Frau.[11])

Anmerkungen.

1) Vgl. Johann Voigt, Markgraf Albrecht Alcibiades, I, 7, 11 fg.

2) Das Folgende nach Originalcorrespondenzen im königlichen Geheimen Hausarchiv zu Berlin.

3) Voigt, a. a. O., I, 43. Der Irrthum, daß zu Krailsheim schon die Hochzeit gefeiert worden, ist allgemein verbreitet.

4) Vgl. meine Einleitung zu dem ersten Bande der Briefe Friedrich's des Frommen (Braunschweig 1868).

5) Vgl. die angeführte Einleitung, S. XL. Auch auf eine schon lange vorbereitete Biographie des Kurfürsten darf ich wol verweisen.

6) Briefe Friedrich's des Frommen, I, 260.

7) Nach Voigt's Auszügen aus den im Königsberger Archiv bewahrten Briefen; vgl. Einleitung, S. XLI.

8) Wir wissen bis dahin nur von neun Kindern. Auch Friedrich spricht, nachdem ihm 1555 und 1556 noch zwei Söhne gestorben waren, nur von drei Söhnen, die er überhaupt verloren. Briefe, I, 144.

9) Das Folgende meist nach den in den Briefen Friedrich's mitgetheilten Materialien, wozu noch ungedruckte Correspondenzen Maria's in den Haus- und Staatsarchiven zu Koburg und Weimar kommen. Die Frage, wie Friedrich Calvinist geworden, ist ausführlich behandelt in dem münchener Historischen Jahrbuch, 1866, S. 421—520.

10) Genaueres in der erwähnten Abhandlung: „Wie ist Friedrich III. Calvinist geworden?“ Während des dort besprochenen naumburger Fürstentages, wo Friedrich und sein orthodoxer



Schwiegersohn sich so scharf gegenübertraten, hielt sich Maria, die den Gemahl auf der Reise begleitete, in Weimar auf.

11) Eius pietatem, philostorgiam, gravitatem, eaque conditam humanitatem, misericordiam, et in pauperes beneficentiam, ceterasque matrona regia dignissimas dotes, non satis praedicare poterunt homines, qui proprio experimento saepius eas cognoverunt. Pareus, Hist. Bavarico-Palatina, p. 276 (Frankfurt a. M. 1717).

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



